ORKILD
ANSEN
REISE
NACH
ARABIEN

Ob
1158

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



CARSTEN NIEBUHR IN ARABISCHER TRACHT

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

THORKILD HANSEN

REISE NACH ARABIEN

DIE GESCHICHTE
DER KÖNIGLICH DÄNISCHEN JEMEN-EXPEDITION
1761–1767

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

© 1962 BY GYLDENDALSKE BOGHANDEL, KOPENHAGEN
ORIGINALTITEL: DET LYKKELIGE ARABIEN
DEUTSCH VON DAGMAR RENATE HELLA JEHNICH



Ob 1158

1966/182
Leihgabe an die
Deutsche Morgenländ. Gesellschaft

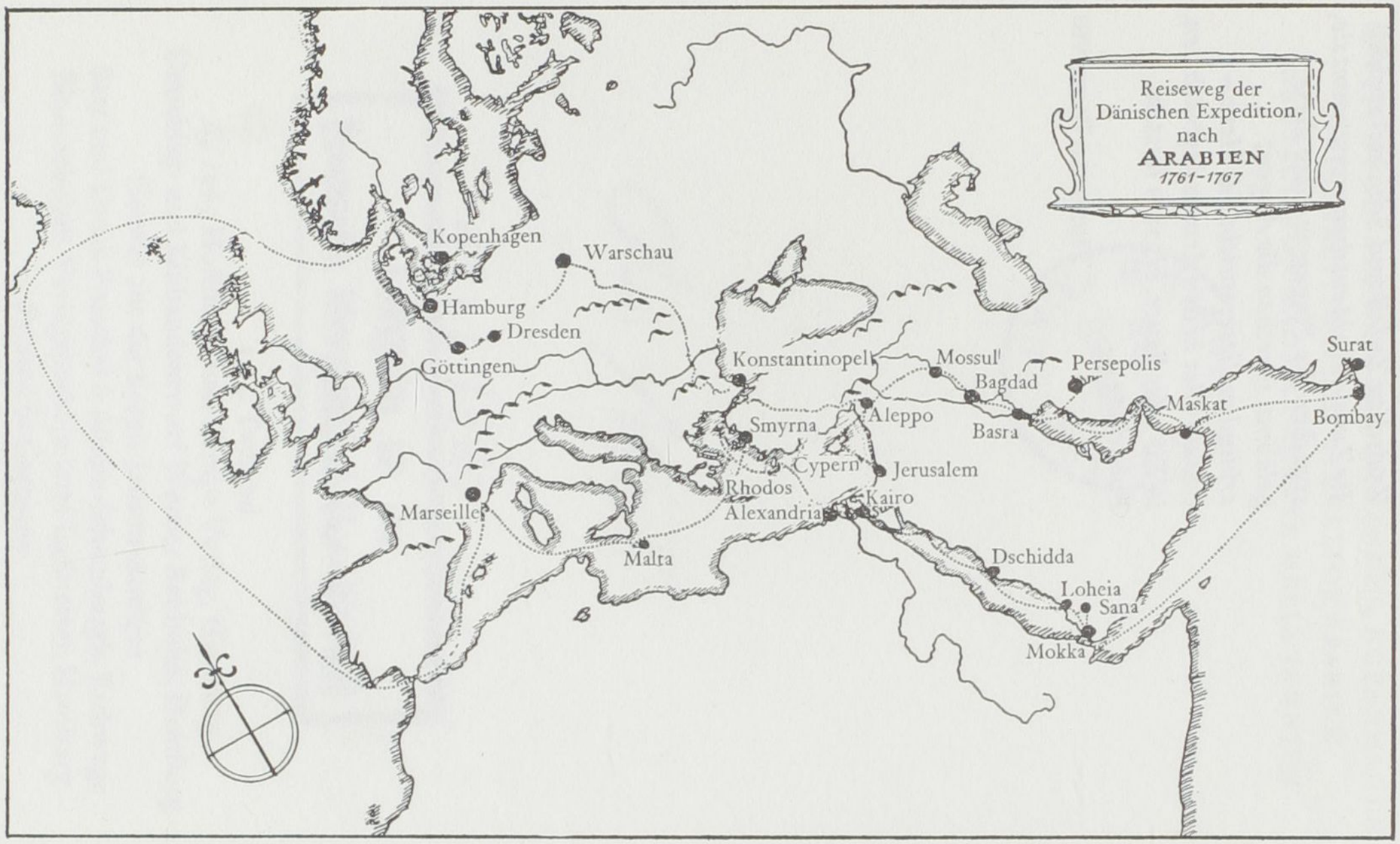
1.–5. Tausend
© 1965 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlag- und Einbandentwurf Werner Rebhuhn, Hamburg
Gesetzt aus der Borgis Janson-Antiqua
Satz und Druck Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege
Bindearbeiten Verlagsbuchbinderei Ladstetter, Hamburg
Printed in Germany

1966 K 803

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zwischen Zufall und Schicksal spricht
die Zunge des Menschen; verstummt sie,
sprechen die Finger; werden diese
gelähmt, sprechen die Augen;
erblinden diese, spricht das Herz –
einsam oder in den Armen des Nächsten,
in Eis oder Feuer, bis zum letzten
Pulsschlag ...

THORKILD BJØRNVIG


Reiseweg der
Dänischen Expedition,
nach
ARABIEN
1761-1767
Kopenhagen
Warschau
Hamburg
Dresden
Göttingen
Konstantinopel
Mossul
Bagdad
Persepolis
Surat
Aleppo
Maskat
Bombay
Basra
Smyrna
Cypern
Jerusalem
Rhodos
Kairo
Marseille
Alexandria
Malta
Dschidda
Loheia
Sana
Mokka

I STURM VOR DER STILLE

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

1. Kapitel

Den schwierigen Zeiten zum Trotz

1.

An einem windstillen Wintermorgen, am 4. Januar 1761, lassen sich fünf Männer in Reisekleidung vom Zollhaus auf die Reede von Kopenhagen hinaus rudern. Mit dem Rücken zur Sonne können sie die Stadt am Ufer liegen sehen. Die kleine, kosmopolitische Reichshauptstadt mit dem vornehmen Viertel um die nagelneue, von Eigtved erbaute Amalienborg herum, entfernt sich langsam im gleichsam fadenscheinigen Januarlicht. Vor ihnen, in einem Sonnenstreifen, wartet das Kriegsschiff *Grönland*. Wenn sie die Augen fast schließen, können sie gegen das Licht die Masten und Riggen sehen; und vielleicht hat der eine oder der andere unter ihnen sich ein wenig beklommen gefühlt beim Anblick der schwarzen Silhouette. In den kommenden Wochen soll sie das Schiff da draußen den langen Weg nordwärts um Skagen herum und wieder südlich durch das Mittelmeer bis nach Konstantinopel bringen. Von dort aus wollen sie nach Alexandria, Kairo und Suez, dann weiter über das Rote Meer bis zur Südspitze der arabischen Halbinsel, dem Wunderland mit Weihrauch, Myrrhen und Balsam, dem Paradies auf Erden, von dessen Eroberung Alexander der Große in seiner Jugend träumte. Niemand hat es jemals gesehen und doch wird es, vielleicht gerade weil es noch niemand gesehen hat, seit altersher Arabia felix, das Glückliche Arabien genannt.

Die fünf Männer im Ruderboot verwenden in ihren Papieren auch die Bezeichnung »L'Arabie Heureuse« und »Det lykkelige Arabien«. Nur zwei Mitglieder der Gesell-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schaft sind Dänen; zwei sind Deutsche, und einer ist Schwede. Sie sind alle noch jung, der älteste ist knapp vierunddreißig, der jüngste kaum achtundzwanzig Jahre alt. Jahrelang wird jeder nur auf die Gesellschaft der anderen angewiesen sein, aber niemand von ihnen hat bis heute einen der anderen länger gekannt als einige Wochen. Man darf sich auch vorstellen, daß sie sparsam mit Worten waren, während sie im Ruderboot standen und zum Schiff hinübersahen. Sie wollen ins Glückliche Arabien, aber keiner von ihnen scheint bei dem Gedanken wirklich glücklich zu sein. Das Ferne und Unbekannte ist eine Verlockung, aber an dem Tag, an dem man ihr erliegt, kommt in der Regel auch ihr drohendes Antlitz zum Vorschein. Das mag der eine Anlaß sein, den wir nur erfühlen können. Die andere und wohl schwererwiegende Ursache der Wortkargheit, die in den ersten Minuten der Reise über der Gesellschaft liegt, brauchen wir allerdings nicht zu erraten. Sie ist leider feststehende Tatsache. In der kleinen Gruppe herrschen bereits zu diesem Zeitpunkt aus verschiedenen Gründen erbitterte Streitigkeiten.

So etwas sickert natürlich nicht in die Zeitung. Die Neuigkeit, die man eine Woche später, am 12. Januar 1761, auf der ersten Seite der »Kiøbenhavnske Danske Posttidende« lesen kann, sieht so aus:

»Da Seine Majestät, trotz Seiner in diesen so schwierigen Zeiten drückenden Regierungssorgen, unablässig danach strebt, die Ausbreitung von Bildung und Wissenschaft zu fördern und die Ehre seines Volkes durch nützliche und zu preisende Vorhaben zu vergrößern, hat Seine Majestät mit dem vor einigen Tagen nach dem Mittelländischen Meer abgegangenen Schiff *Grönland* eine wissenschaftliche gelehrte Gesellschaft nach Konstantinopel abgesandt, die von dort aus durch Ägypten nach dem Glücklichen Arabien reisen und den Rückweg nach Europa über Syrien nehmen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

soll. Sie will an allen Stellen neue Entdeckungen und Beobachtungen zum Besten der Wissenschaft machen und soll gleichzeitig nützliche orientalische Manuskripte sowie morgenländische Naturalien und Raritäten sammeln und nach Hause senden. Diese Gesellschaft besteht aus den folgenden fünf Personen: 1. Herrn Professor Friedrich Christian von Haven als Philologus, 2. Herrn Professor Peter Forskål als Physicus und Botanicus, 3. Herrn Ingenieur-Lieutenant Carsten Niebuhr als Mathematicus und Astronomus, 4. Herrn Dr. Christian Carl Cramer als Medicus und Physicus und 5. Herrn Georg Wilhelm Baurenfeind als Maler und Kupferstecher. Diese Männer werden einige Jahre im Morgenland verbleiben, und da sie gleichzeitig einige Jahre lang auf dieses Vorhaben vorbereitet wurden, so verspricht man sich von ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit mit Gottes Segen einen glücklichen Erfolg sowohl für die Förderung der Wissenschaft im allgemeinen, als auch für die nähere Deutung der Heiligen Schrift im besonderen.«

Getragen von diesen großen Erwartungen begann die dänische Expedition nach Arabien, die einen so traurigen Verlauf nehmen sollte. Es war die erste größere Expedition, die von Dänemark aus aufbrach, und es war die erste Expedition überhaupt, die jemals nach Arabien gesandt wurde. Bei den Zeitgenossen erweckte diese dänische Reise daher viel Aufsehen. Das ganze wißbegierige Europa der Aufklärung verfolgte das gewagte Vorhaben mit großer Aufmerksamkeit. Wissenschaftler der führenden Universitäten des Kontinents sandten Fragen an die Expeditionsteilnehmer, in der Hoffnung, daß die Antworten bei ihren Forschungen in den unbekannten Ländern gefunden würden. Während des ganzen restlichen Jahrhunderts war die »Arabische Reise«, wie man sie nannte, wegen der vielen neuen Entdeckungen, die sich allem Unglück zum Trotz er-

gaben, von einem hellen Glanz umgeben, und noch hundert Jahre später nennen englische Forschungsreisende Carsten Niebuhrs Expedition, wie sie dann heißt, mit der größten Hochachtung. Erst die Leistungen späterer Jahrhunderte, besonders in arktischen Gebieten, scheinen den mutigen Niebuhr und seine Leute in den Schatten gestellt zu haben; jetzt, im zwanzigsten Jahrhundert, ist ihre Expedition fast vollkommen vergessen.

Die *Grönland* segelte im Januar 1761 von Kopenhagen ab, aber der eigentliche Beginn dieses großen Vorhabens liegt schon im Mai 1756, als der deutsche Theologe und Orientalist Johann David Michaelis aus Göttingen sich an J. H. E. Bernstorff in Kopenhagen wandte. Der bekannte Professor hatte wieder einmal eine ungewöhnliche Idee. Er schlug dem dänischen Außenministerium vor, in Dänemark einige der Missionare, die jährlich nach Trankebar gesandt wurden, so auszubilden, daß sie Studienreisen in das südliche Arabien unternehmen könnten. Göttingen war die Universitätsstadt von Hannover, und da Hannover zu diesem Zeitpunkt durch eine Personalunion mit England verbunden war, hatte der englische Empirismus hier eher Fuß gefaßt als sonst auf dem Kontinent. Professor Michaelis war Deist und Empiriker. Er war völlig von der alten Auffassung abgewichen, die Bibel als ein Buch anzusehen, in dem jedes Wort von Gott inspiriert und demzufolge unantastbar war. Er betrachtete die biblischen Schriften als gewöhnliche Texte, die er zum Gegenstand einer unabhängigen historischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchung machte. Während seiner Studien war ihm der Gedanke gekommen, daß eine Reise nach Arabien Licht auf viele Fragen werfen könne, die bei der rein sprachlichen Analyse der Heiligen Schrift auftauchten. Auf einer solchen Reise konnte man zum Beispiel die in Arabien vorkommenden Pflanzen und Tiere, die auch in der Bibel erwähnt

werden, untersuchen und identifizieren. Man konnte Arabiens Geographie studieren und besonders die wichtige Frage der Ebbe und Flut im Roten Meer, die für die Auffassung der Flucht der Israeliten aus Ägypten so wesentlich war. Schließlich war Michaelis der Meinung, daß die Reisenden sich intensiv mit den täglichen Gebräuchen und der Baukunst beschäftigen sollten. Er ging davon aus, daß man nur an wenigen Stellen der Erde ein so konservatives Volk findet wie das arabische. Deshalb müßten in Arabien größere Möglichkeiten bestehen, auf Kulturformen, die den Formen im alten Israel entsprechen, zu stoßen, als in Palästina selbst, das in den dazwischenliegenden Jahrhunderten zahlreichen fremden Einflüssen ausgesetzt war.

Um den Missionaren, die von Trankebar nach Arabien reisen sollten, eine vorherige gründliche Ausbildung zu sichern, schlug Michaelis in seinem Brief an Bernstorff vor, daß die dänische Regierung zwei Studenten der Universität Göttingen ein dreijähriges Stipendium geben sollte. Damit würde man ihnen ermöglichen, sich so vorzubereiten, daß sie später nach Kopenhagen reisen und die betreffenden Missionare unterweisen könnten. Die beiden Studenten, die Michaelis für diese Aufgabe empfahl, waren ein Norweger namens Ström und ein Däne namens von Haven, die sich beide auf sprachwissenschaftlichem Gebiet hervorgetan hatten. Der Vorschlag des Professors fand bei dem Hannoveraner Bernstorff begeisterte Aufnahme. Die dänische Regierung erbat sich nur ein genaues Programm. Michaelis vereinfachte seinen Plan und schlug vor, einen Studenten für die Reise nach Arabien selbst auszubilden, statt Missionare in Kopenhagen unterweisen zu lassen. Er räumte ein, daß sie auf diese Art und Weise teurer würde, fand aber, daß sie zum Ausgleich dafür in wissenschaftlicher Hinsicht besser zu verantworten sei. Als Kandidat für diesen Posten schlug er den bereits erwähnten Ström vor.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Schon Anfang Oktober konnte Bernstorff Michaelis mitteilen, daß König Frederik V. sein Einverständnis zu dem Plan gegeben und Ström akzeptiert habe. Da dieser in erster Linie sprachwissenschaftlich ausgebildet war, hatte man sich jedoch in Kopenhagen gleichzeitig einen Botaniker als Begleiter ausbedungen.

Keiner der beiden Herren kam jedoch jemals ins Glückliche Arabien. Durch die Benennung von Ström fühlte sich der andere Kandidat für diesen Posten, der Däne von Haven, schmerzlich übergangen. Als er von dem Beschluß des Königs erfuhr, teilte er Bernstorff umgehend mit, daß dieser Ström sich in Wirklichkeit sehr vor einer solchen Reise fürchte. Gleichzeitig ließ er seine Exzellenz wissen, daß, falls Ström seine Furcht nicht überwand und deshalb das königliche Angebot ablehnte, er, von Haven, mit Freuden an seine Stelle treten würde. Es wäre schon immer sein Wunsch gewesen, eine solche Reise zu unternehmen und Gefahren dieser Art zu trotzen.

Nach dem Minister in Kopenhagen kam die Reihe an den Studienkollegen in Göttingen. Man darf sich vorstellen, daß von Haven in den folgenden Tagen für die Gefahren, die Reisenden in Arabien drohen, eine Art Spezialist wurde. Kurz darauf lag jedenfalls ein Resultat vor: der anfangs willige Ström ersuchte Michaelis, ihn von der Aufgabe zu entbinden. Von Haven konnte sich die Hände reiben. Die fürchterlichen Strapazen, die er ausgemalt hatte, waren plötzlich wie fortgeblasen. Nur schien die Schicksalsgöttin jedes einzelne seiner Worte bedachtsam notiert zu haben.

Michaelis hatte Ström ausgewählt, nachdem er vergeblich versucht hatte, von Haven zu überzeugen, daß seine Konstitution sich weniger gut für eine Reise nach Arabien eignete als die des Norwegers. Doch als dieser ablehnte, hätte Michaelis von Haven nur schwer abweisen können

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



ANKUNFT DER »GRÖNLAND« IN MARSEILLE

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und schlug ihn Bernstorff vor: »Der hier studierende Magister von Haven war bereits von Anfang an eifersüchtig, als er von der gnädigen Wahl hörte, die auf Ström gefallen war, und er teilte mir mit, daß er selbst seit langem solche Pläne nähre und gerade aus diesem Grund vor einiger Zeit begonnen habe, meine orientalischen Vorlesungen zu hören. Er hat die größte Lust, diese Reise zu unternehmen, und ist damit im Besitz jener Eigenschaft, die weder durch Unterweisung noch durch Belohnung erworben werden kann. Bis zu einem gewissen Grad hat er auch Kenntnisse in den Nebendisziplinen einschließlich der Botanik.« Nur wenige Jahre später sieht Michaelis sich genötigt, diese Empfehlung sozusagen Satz für Satz zu dementieren. Aber da ist es schon zu spät.

Als Bedingung für die Teilnahme an der Reise verlangte von Haven eine Vorbereitungszeit von zwei Jahren sowie eine jährliche Unterstützung von 500 Reichstalern. Knapp einen Monat später, am 2. November 1756, schrieb Bernstorff an Michaelis, daß der Magister angenommen sei. Von Haven stürzte sich daraufhin in die Vorbereitungen. Aber bald kamen ihm Bedenken, daß er den umfassenden Stoff nicht allein bewältigen könnte. Im Frühjahr 1757 mußte Michaelis Bernstorff deshalb mitteilen, von Haven fühle sich nicht imstande, die für die Reise notwendige Mathematik zu erlernen, und er beantrage deshalb, die Gesellschaft um einen Mathematiker zu vergrößern, der die geographischen Vermessungen vornehmen könnte. Es war stillschweigende Voraussetzung, daß dieser von Havens Assistent sein und der Magister als der erstbenannte die Leitung der Expedition behalten sollte.

Auch diese Ausweitung des Budgets wurde von Bernstorff akzeptiert, aber es zeigte sich, daß es schwierig war, eine geeignete Person zu finden. Der von Michaelis vorgeschlagene Schwede Söderberg wurde abgelehnt, weil er in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

seiner Heimat in einen Revolutionsversuch verwickelt und des Landes verwiesen worden war. In Kopenhagen ließ sich niemand für diese Aufgabe finden. Der Deutsche Bölzing zog nach einer Bedenkzeit seine Zusage zurück, und im Sommer 1758 war die Zeit so weit fortgeschritten, daß es keine andere Möglichkeit gab, als einen Studenten in Göttingen für diese Aufgabe zu benennen. Es war ein ganz junger und unbekannter Mann, Carsten Niebuhr.

Kurz nach der Annahme des Mathematikers erhielt Bernstorff die Mitteilung, daß der Botaniker, der ursprünglich als Begleiter von Havens vorgesehen war, sich nun ebenfalls zurückgezogen hatte. Michaelis mußte darum gebeten werden, baldmöglichst einen Ersatz für ihn zu finden.Auch dieser Posten war schwer zu besetzen. Aber am 1. Januar 1759 konnte der deutsche Professor jedoch einen fast triumphierenden Brief an Bernstorff senden: »Endlich habe ich eine Person gefunden, die sich als Botaniker für diese arabische Reise eignet und fast meine Erwartungen übertrifft, nämlich einen meiner früheren Studenten mit Namen Forsskål, Schwede von Geburt. Er hat bei mir Arabisch studiert und ist gleichzeitig ein hervorragender Botaniker, ja, ein Naturwissenschaftler überhaupt. Er benötigt keinerlei Vorbereitung. Sein Fehler ist ein nahezu übertriebener Skeptizismus, der ihn jedoch fast noch mehr für diese Reise geeignet erscheinen läßt.« Wieder hatte sich der enthusiastische Professor in sehr empfehlenden Wendungen ausgedrückt, aber diesmal fand er keine Ursache, sie zu bereuen.

Bernstorff sandte Michaelis umgehend seine Antwort, in der er den Vorschlag akzeptierte und den Professor ermächtigte, nähere Vereinbarungen zu treffen. An Stelle des ursprünglichen Projektes, das nur darauf abzielte, einige Studenten für die Unterweisung von Missionaren, die sowieso nach Trankebar fuhren, auszubilden, war man nun

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dabei, eine selbständige, wissenschaftliche Expedition auszurüsten, die bereits drei Personen umfaßte. Der Grund für das große Entgegenkommen des dänischen Königs muß wohl in der allgemeinen Haltung der Zeit gesucht werden. Es war Mode geworden, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Friedrich der Große in Preußen, der sich in seinen freien Stunden in Sanssouci in philosophische Diskussionen mit Voltaire vertiefte oder mit Johann Sebastian Bach Flöte spielte, war auch für den dänischen König Frederik Vorbild. Und wenn der Monarch sich auch in seinen freien Stunden bevorzugt solchen philosophischen und musikalischen Zerstreuungen hingab, von denen er in hilflosem Zustand nach Hause getragen werden mußte, so waren sich doch sowohl der König als auch sein Ratgeber, der kühle, souveräne Moltke, vollkommen darüber klar, welche Achtung und Popularität man durch eine großzügige Kulturpolitik erlangen konnte. Man wußte, daß man durch Förderung von Kunst und Wissenschaft einen Wechsel auf die Zukunft zog, und diese Zukunft endete nicht mit dem nächsten Wahltag. Man wollte in der Tat gerne längere Zeit in Erinnerung bleiben. Man baute Amalienborg. Man lud den deutschen Dichter Klopstock ein und gab ihm eine reichliche Pension, damit er seinen »Messias« in Dänemark vollenden konnte. Man trat in Konkurrenz zu Schweden, wo Linné auf wissenschaftlichem Gebiet immer heller erstrahlte, und berief den Botaniker Oeder zur Anlage eines Botanischen Gartens in Kopenhagen und zur Herausgabe des unerhört kostbaren Werkes »Flora Danica«. Es wurde ein Naturalienkabinett auf Schloß Charlottenborg geschaffen und die »Königliche Akademie für die schönen Künste« errichtet. Trotz Kriegsdrohung und schlechter Lage der Staatsfinanzen führte man ein kühnes und vielseitiges kulturelles Programm durch, und eine der besten Ideen eben dieses Programmes war die Arabische Reise. Hier versuch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

te man nicht nur etwas vollständig Neues, sondern kam durch Vereinigung der Gelehrsamkeit mit dem Exotischen gleichzeitig den beiden stärksten Neigungen der damaligen Zeit entgegen, nämlich der Begeisterung für die Wissenschaft und der Schwärmerei für fremde, besonders für morgenländische Reiche, die die ganze zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Europa prägte. Da die Reise selbst außerdem darauf abzielte, solche Aufklärungen zu geben, die zu besserem Verstehen der Heiligen Schrift beitragen konnten, war man wirklich vollständig gedeckt. Der kluge Bernstorff konnte mit gutem Gewissen seinem eifrigen Professor in Göttingen freie Hand lassen. Hier hatte Frederik der Kleine eine Trumpfkarte in die Hand bekommen, die nicht einmal der König von Preußen stechen konnte.

2.

Mit der Benennung von Havens, Forsskåls und Niebuhrs hatten Bernstorff und Michaelis sich drei Personen gesichert, die den Kern der kommenden Expedition bilden sollten. Da der erste Sprachwissenschaftler und Ethnologe, der zweite Botaniker und Zoologe und der dritte Mathematiker und Astronom war, konnte man eine gute gegenseitige Ergänzung erwarten. Diese Erwartungen wurden nicht erfüllt. Wissenschaftlich bildeten die drei Männer eine Einheit, aber in menschlicher Hinsicht waren sie so verschieden, daß die erstrebte Gemeinsamkeit fast zu einem Drama wurde.

Von den drei Männern war der Däne der zuerst Benannte und gleichzeitig der Älteste. Frederik Christian von Haven war 1727 als Sohn des Pfarrers in Vester Skerninge auf Südfünen geboren. Über die ersten Jahre seines Lebens liegen nur wenige Aufzeichnungen vor, aber aus den zur

Verfügung stehenden Jahreszahlen kann man darauf schließen, daß er seinen Vater bereits als Elfjähriger verlor. Seine Mutter war eine Marie Wielandt, vielleicht eine Schwester des tüchtigen Buchdruckers Jochum Wielandt in Kopenhagen, der damals ein Vermögen durch die Herausgabe von Unterhaltungsliteratur verdiente und gleichzeitig mit seinen Zeitungsausgaben den Grundstein der dänischen Tagespresse legte. Trotz des frühen Todes ihres Mannes glückte es Marie, den Sohn bei den Büchern zu halten. Mit achtzehn Jahren wurde von Haven 1745 Student in Odense. Nur drei Jahre später war er Kandidat der Theologie und zwei Jahre später Magister der Sprachwissenschaften. Er spezialisierte sich nun auf orientalische Sprachen, vermutlich in erster Linie auf Hebräisch, und ging nach Göttingen, um dort die Vorlesungen des namhaften Professors Michaelis zu hören.

Hier trafen wir ihn bereits im Jahre 1756, als es ihm glückte, an Stelle des Norwegers Ström für die Arabische Reise angenommen zu werden. Von Haven war zu diesem Zeitpunkt neunundzwanzig Jahre alt, und in Briefen aus dieser Periode erscheint er als ein begabter Lebemann. Sie sind nicht nur in fehlerfreiem, sondern auch in formvollendetem Französisch geschrieben. Die wissenschaftlichen Studien scheinen für ihn mehr ein behaglicher Zeitvertreib als eine Berufung gewesen zu sein. Er war wohl recht bequem veranlagt, wohlunterrichtet, aber nicht gelehrt, schlau, aber nicht scharfsinnig, elegant, aber nicht vornehm. Sein Herausmanövrieren des Studienkameraden Ström gibt uns eine gewisse Vorstellung von seinem Charakter. Aber er muß doch ein gewinnendes Wesen gehabt haben, nach den großen Vergünstigungen zu urteilen, die so hervorragende Personen wie Bernstorff und Michaelis ihm in diesem Jahr zukommen ließen. Die Tatsache, daß er trotz des frühen Todes seines Vaters so umfassende Studien durch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

führen konnte, macht es wahrscheinlich, daß er bereits 1756 ansehnliche Schulden hatte. Späteren Aussagen zufolge, die kaum zu bezweifeln sind, waren auch diese Schulden und nicht gerade »die Lust, Gefahren zu trotzen« das eigentliche Motiv für den Druck auf Michaelis. Wahrscheinlich rechnete er zu Beginn garnicht mit der Verwirklichung des gewagten Projektes. Für von Haven war das Glückliche Arabien wohl in erster Linie gleichbedeutend mit einer glücklichen Unterstützung. Seine Bedingungen für die Teilnahme waren ja auch eine längere Vorbereitungszeit und eine jährliche Pension vom dänischen König.

Ursprünglich waren von Haven für die Vorbereitungen nur zwei Jahre und fünfhundert Reichstaler pro Jahr bewilligt. Es glückte ihm jedoch, beides ohne besondere Verpflichtungen zu verdoppeln. Bereits unmittelbar nach seiner Einstellung hatte er es fertiggebracht, die Ausreise durch die Bitte um einen Mathematiker hinauszuschieben. In den folgenden Jahren studierte er Arabisch bei Michaelis. Aber im Frühjahr 1758 wurde von Haven dieser Studien müde, fuhr nach Kopenhagen, suchte Bernstorff auf und machte einen neuen Vorschlag. Bernstorff sollte beim König einen besonderen Zuschuß erwirken, damit er nach Rom reisen und am dortigen Collegio Maronitico Syrisch und Arabisch hören könne. Sein Argument Bernstorff gegenüber war, daß man dort Arabisch so lernen könne, wie es gesprochen wurde, was in Göttingen nicht möglich war.

Bernstorff schien zum einzigen Mal Bedenken zu hegen. Er ersuchte Michaelis, sich zu dieser Angelegenheit zu äußern, und der deutsche Professor erbat sich drei Wochen Bedenkzeit. Als schließlich und endlich seine Antwort im Sommer 1758 vorlag, war diese für von Havens Plan nicht günstig. Nach Beratungen mit verschiedenen Arabisch-Kundigen war Michaelis zu dem Ergebnis gekommen, daß »diese Reise zum Erlernen des modernen Arabischen und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Syrischen nicht nötig sei.« In den letzten zweihundert Jahren war niemand in Rom gewesen, der arabisch sprach, und sollte man wirklich jemanden finden, so würde er den Dialekt sprechen, den man in Syrien sprach und nicht den des Glücklichen Arabien. Als einzigen Grund für solch eine Reise sah Michaelis die Möglichkeit an, in Rom einige orientalische Manuskripte einzusehen, die sonst nirgends zu finden waren.

So viele Worte und zudem so negative! Kurz danach, am 9. September 1758, teilte Bernstorff Michaelis schließlich mit, daß er eingewilligt habe, von Haven nach Rom reisen zu lassen und seine jährliche Unterstützung um den Betrag zur Deckung der Reiseausgaben zu erhöhen. Seine Aufgabe in Rom sollte es sein, »sich im Lesen und Abschreiben orientalischer Manuskripte zu üben.«

Von Haven hatte erreicht, was er wollte. Das war jedoch für ihn kein Grund zur Eile. Seine Reise nach Rom war im Sommer 1758 bewilligt worden. Mehr als ein halbes Jahr später, im Frühling 1759, war er noch nicht weiter als bis nach Norddeutschland gekommen. Gerade in diesem Frühjahr hätte er übrigens in einem der Gasthöfe, bei denen Postkutschen hielten, auf dem Weg nach Süden einen seit fünfzehn Jahren herumstreifenden und mittellosen Landsmann treffen können, der die abwegige Idee hatte, an die Front zu wollen, um den dänischen Barden etwas zu tun zu geben. Solch ein Treffen wäre wohl nicht glücklich ausgegangen. Von Haven hatte über fünfhundert Reichstaler im Jahr, der junge Johannes Ewald hatte seine Begeisterung und nicht einen Pfennig mehr. Dem Letztgenannten glückte es im Laufe der folgenden Monate, sowohl von Friedrich dem Großen als auch von Maria Theresia als Soldat angeworben zu werden. Von Haven dagegen war im April nicht weiter als bis nach Frankfurt gekommen, wo ihn ein Brief von Bernstorff einholte, der gerne wissen wollte, womit er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sich eigentlich die Zeit vertrieben hätte. Sicherheitshalber nahm von Haven die drei letzten Jahre mit in seinen Statusbericht auf. Er antwortete ausweichend, daß er die arabischen Schriften in der Universität Göttingen gelesen und einen Kommentar über den Propheten Nahum ausgearbeitet habe, eine Arbeit, die er jedoch leider aus Gesundheitsrücksichten habe abbrechen müssen. »Voilà, Monseigneur, das ist es, was ich in den letzten drei Jahren unter ständigen Qualen, Kriegsunruhen und bei elender Gesundheit in einer elenden Stadt ausgerichtet habe. Hätte mein Aufenthalt in Göttingen nicht gleichzeitig Professor Michaelis privaten Interessen dienen sollen, hätte ich die letzten drei Monate viel besser in Paris oder Rom zugebracht. Aber nun *möchte* ich nicht mehr sagen.« Diese verblümten Andeutungen scheinen auf beginnende Mißstimmungen zwischen von Haven und dem Mann hinzudeuten, der ihn seinerzeit in so hohen Tönen an Bernstorff empfahl. Der Schluß des Briefes des Magisters ist dagegen unzweideutig. Von Haven hatte kein Geld mehr. Er mußte noch einige Zeit in Frankfurt bleiben und einen Extrazuschuß abwarten, den Graf Moltke vom König zu beschaffen versprochen hatte.

Dies wurde im April 1759 geschrieben. Das Geld wurde aus Kopenhagen abgesandt und danach hörte man nichts mehr von von Haven. Wieder und wieder versuchte Bernstorff, mit ihm in Verbindung zu treten, indem er an ihn über Michaelis schrieb; aber nicht einmal der hatte eine Ahnung, wo sich der Däne befand. Im August desselben Jahres teilte er Bernstorff verzweifelt mit, daß er keine Verbindung mit von Haven bekäme, weil dieser, wie Michaelis schrieb, »immer vergaß, die Anschriften anzugeben, zu denen er weiterzureisen beabsichtigte.« Nun vergaß er sogar das Schreiben völlig. Im Dezember hatte Michaelis immer noch nichts von dem Reisenden gehört und teilte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

es Bernstorff beklommen mit. »Die einzige Sorge, die ich in dieser Sache gehabt habe, kann ich vor Eurer Exzellenz nicht verheimlichen. Seit langer Zeit habe ich keinen Brief mehr von von Haven bekommen und überhaupt nichts aus Italien. Er schrieb an mich aus Frankfurt und Straßburg, aber beide Male, ohne zu sagen, wann und wohin er weiterreisen wollte, sodaß ich nicht imstande war, ihm zu schreiben. Vielleicht wäre es das Beste, wenn man durch seine Familie in Kopenhagen seinen Aufenthalt herauszufinden versuchte, oder, falls auch die ihn nicht kennen, durch jene, die ihm sein Geld auszahlen.«

Der wohlgemeinte Vorschlag des Professors kam zu spät. Er weiß selbst, warum, und das ist wohl der Grund für seine Besorgnis. Wir nähern uns dem Winter 1759, die übrigen Teilnehmer sind seit langem benannt, die Reise kann beginnen. Im Oktober verlassen die dänischen Schiffe nach Trankebar planmäßig Kopenhagen, aber die Expedition fährt nicht mit. Ihr Leiter, Frederik Christian von Haven, ist spurlos verschwunden.

3.

Zum Ausgleich für dieses schmähliche Fiasko hatte Michaelis glücklicherweise eine positive Antwort von Forsskål bekommen, dem schwedischen Naturwissenschaftler, den er zu Anfang des Jahres 1759 Bernstorff gegenüber in so hohen Tönen gelobt hatte. Peter Forsskål war fünf Jahre jünger als von Haven, Pastorensohn wie dieser, aber sonst in allem und jedem das absolute Gegenstück zu dem indolenten Dänen. Er war 1732 in Helsingfors geboren und scheint bereits als Zehnjähriger an der Universität von Uppsala eingeschrieben gewesen zu sein, an der er Theologie studieren sollte. Zu jener Zeit war es nicht ungewöhnlich, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

die Studenten bereits als Kinder auf die Universität kamen. Daß der junge Forsskål nur drei Jahre später, als Dreizehnjähriger, bereits im Stande ist, auf hebräisch einen längeren Brief zu schreiben, scheint dagegen doch etwas Besonderes gewesen zu sein. Nicht weniger als drei Jungen und sieben Mädchen gingen aus Forsskåls Vaterhaus hervor, und mit der Zeit scheint die finanzielle Lage des Pastors es nicht mehr erlaubt zu haben, alle drei Söhne auf die Universität zu schicken. Von 1744 bis 1750 muß Forsskål sich mit dem Unterricht zu Hause begnügen, wo der Vater ihn in Latein, Griechisch, Philosophie und Theologie unterwies.

Doch das scheint seinen Weg nicht behindert zu haben. Nach seinem Examen im Jahre 1751 wird er mit der Bemerkung »besonders schöne Kenntnisse« für ein Stipendium vorgeschlagen, das fünf Jahre Studium auf der Universität in Uppsala und zwei Jahre im Ausland umfaßt. Er bekam das hohe Legat und brachte die nun folgenden Jahre mit Studien der Botanik unter dem berühmten Linné zu, dem er bald eine Bewunderung entgegenbrachte, die einer Vergötterung gleichkam. Danach kam die Zeit für die Auslandsreise. Am 13. Oktober 1753 findet man seinen Namen im Protokoll der Universität Göttingen, wo er Theologie, Philosophie und bei dem sprachkundigsten Orientalisten jener Zeit, dem damals nur sechsunddreißigjährigen Professor Michaelis, orientalische Philologie studieren wollte. Bereits zu diesem Zeitpunkt hatte Forsskål, der keine gläubige Natur war, den Gedanken, Pfarrer zu werden, begraben. Charakteristischer Ausdruck für sein streitbares Wesen ist sein Entschluß, in seiner Doktorarbeit den Wolffianismus, eine philosophische Lehre, der einstimmig von der ganzen gelehrten Welt, seinem eigenen Professor in Göttingen eingeschlossen, gehuldigt wurde, zu kritisieren. Trotz dieser Uneinigkeit in den grundlegen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

den Punkten erweckte Forsskåls Doktorarbeit doch solches Aufsehen und solche Bewunderung, daß der vierundzwanzigjährige Doktor unmittelbar danach eine Auszeichnung entgegennehmen konnte, die niemals vorher einem so jungen Manne zu teil geworden war: er wurde zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt.

Als Peter Forsskål im Herbst 1756 nach Uppsala zurückkam, war er bereits ein geachteter Mann in geachteten Kreisen. In der folgenden Zeit beschäftigte er sich mit der Kritik an seiner Doktorarbeit, die in Deutschland und Schweden geübt wurde, und erwies sich in seinen Antworten als scharfer und schonungsloser Polemiker. Forsskål war schnell berühmt geworden. Nun erreichte er fast ebenso schnell das Stadium, in dem sich in der sonst wohlwollenden Zuhörerschaft einer nach dem anderen als Feind zu erkennen gibt. Er war tüchtig, das konnte man entschuldigen, aber er wußte es selbst, und das war unverzeihlich. Wenige Jahre später gibt er sich durch Vorlage einer neuen Disputation, diesmal gegenüber der Fakultät in Uppsala, eine Blöße. Die Fakultät schlägt beleidigt zurück. Die Abhandlung kommt mit der kurzen Bemerkung zurück, sein Begehren, sie drucken zu lassen, sei abschlägig beschieden worden.

In der neuen Abhandlung hatte Peter Forsskål sich erdreistet, Standpunkte geltend zu machen, die bedeutend ketzerischer waren als eine Kritik am Wolffianismus, von dem gewöhnliche Sterbliche ohnehin keine Ahnung hatten. Er stellte sich gegen Machthaber, die weitaus gefährlicher waren als der freundliche Professor in Göttingen. Die Arbeit war teils lateinisch, teils schwedisch abgefaßt und hieß »Gedanken über die bürgerliche Freiheit«. Als sie geschrieben wurde, herrschte in Schweden kein Absolutismus mehr, aber die neue Literatur war trotzdem vollständig unter

Kontrolle der Regierung, also der Kriegspartei der »Hattar« (Hüte). Mit der Zensur sämtlicher Manuskripte durch den Kanzleirat wurde das freie Wort noch strenger überwacht als zu der Zeit des unumschränkten Königtums.

In dieser einseitigen Diktatur brachte Peter Forsskål nun seine Verteidigung der bürgerlichen Freiheit heraus, formuliert in zwanzig klar abgegrenzten Thesen. Als erstes legte er dar, daß außer dem Leben keinem Menschen etwas wertvoller sein kann als die Freiheit. Gefährlich für diese Freiheit, fährt er fort, sind nur jene, die durch Ämter, Stand oder Reichtum im Land zur Macht kamen, denn sie können die bereits erworbene Macht zur Vergrößerung ihrer Rechte zu Lasten anderer mißbrauchen. Selbst in vielen Republiken, die offiziell dem Namen der Freiheit huldigen, sind die meisten Menschen Sklaven der Vornehmen; die Macht des Königs ist deshalb gefährlicher als die Macht des Volkes. Unter Karl XII. war Schweden an Menschen, Lebensmitteln und Geld bis aufs Mark ausgezehrt. Dennoch hielt man den König für den Verteidiger seines Vaterlandes. Aber er verteidigte es nicht, er stürzte es ins Unglück. Der einzige Schutz gegen solche Übergriffe ist die Freiheit, über alles, was dem Besten der Allgemeinheit zuwider ist, zu sprechen. Die bürgerliche Freiheit besteht daher in einer begrenzten Regierungsmacht und einer unbegrenzten Freiheit des gedruckten Wortes. Hierin liegt gleichzeitig die sicherste Verteidigung der Regierung, weil Zwang Unruhen und Gewalt gebären kann. Es ist besser, die Öffentlichkeit äußert ihr Mißvergnügen mit der Feder als mit dem Gewehr. Freiheit kann nur durch Freiheit gewahrt werden.

Kurz und klar. Zu kurz und zu klar. Die Fakultät lehnte den Druck der Abhandlung ab und hoffte, damit den Funken an der Lunte, der die Bombe zur Explosion bringen könnte, ausgetreten zu haben. Aber der ausdauernde,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

selbstsichere Forsskål gab sich nicht von einigen Universitätsschreiberlingen geschlagen. Sofort nach der Ablehnung wendet er sich direkt an das Hauptquartier des Feindes, den Kanzleirat, und führt Klage über die Entscheidung der Fakultät. Schwedens oberste Zensurinstanz bestätigt natürlich sofort das bereits gefällte Urteil: die Abhandlung enthält gefährliche Prinzipien und kann nicht gedruckt werden. Forsskål weigert sich, die Entscheidung des Kanzleirates anzuerkennen, und reicht eine Klageschrift ein, die ohne Kommentar abgewiesen wird. Forsskål weigert sich, die Ablehnung anzuerkennen, und bietet in einem neuen Brief an, alles das in seiner Schrift zu ändern, was der Kanzleirat für falsch hält. Der Vorschlag wird abgelehnt. Forsskål schreibt einen dritten Brief, in dem er eine Präzisierung der begangenen Ungesetzlichkeiten erbittet, und wiederholt sein Angebot, die Fehler zu streichen, die in seiner Abhandlung nachgewiesen werden können. Auch dieser Brief wird abgewiesen, und nun geht Forsskål zu offenem Krieg über. Er verhandelt selbst mit einem Buchdrucker über die Herausgabe seines Manuskriptes, und am 23. November 1759 erscheint bei Salvius in Uppsala Peter Forsskåls »Gedanken über die bürgerliche Freiheit« in einer Auflage von fünfhundert Exemplaren. Unmittelbar nach dem Druck holt Forsskål die ganze Auflage persönlich ab und verteilt sie am selben Abend unter seine Studenten an der Universität Uppsala.

Nun beginnen sich langsam unsichtbare Gewehre gegen den Mann zu richten, der sich nur mit der Feder verteidigen will. Der Kanzleirat beschlagnahmt die Schrift und gibt dem Rektor der Universität die Weisung, alle verteilten Exemplare einzuziehen. Der Rektor der Universität ist Carl von Linné. Dem von Forsskål bewunderten Lehrer gelingt es, nur 79 Exemplare einzuziehen, die verbrannt werden. Da Forsskål sofort gegen die Beschlagnahme prote-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

stiert, wird er zu einem Verhör geladen, in dessen Verlauf er aufgefordert wird, seiner Schrift abzuschwören, widrigenfalls er vor Gericht gestellt werden soll. Forsskål weigert sich, auch nur eine Zeile seiner Abhandlung zurückzunehmen. Der Kanzleirat fürchtet das Aufsehen, daß der junge, streitbare Doktor zu erregen beginnt. Er versucht, die Angelegenheit abzuschwächen und begnügt sich damit, ihn zu verwarnen. Nun wendet sich der Kampf. Forsskål spürt das Wanken der Gegenpartei, weigert sich, die Verwarnung anzunehmen, und sendet am Weihnachtsabend eine Klageschrift an den schwedischen König, in der er ausführlich über seine beschlagnahmte Schrift berichtet und gleichzeitig ihre wichtigen Punkte verschärft. Der König mißbilligt Forsskåls Schreiben, muß sich aber damit begnügen, Forsskål eine »Schweigen gebietende Warnung« zukommen zu lassen. Die Entscheidung des Königs ist endgültig, und Forsskål muß die Sache nach einigem weiteren Hin und Her fallen lassen. Die Niederlage ist nur scheinbar. Wenige Monate später, bei der Versammlung des Schwedischen Reichstags 1760, wird ein Ausschuß zur Behandlung der Frage der Freiheit des gedruckten Wortes eingesetzt, und 1766 wird die Zensur in Schweden aufgehoben. Die Feder hatte über das Gewehr gesiegt. Aber da war der junge Vorkämpfer der Freiheit des gedruckten Wortes bereits seit drei Jahren tot.

Während des langen Kampfes mit den schwedischen Behörden war es eine große Stütze für Forsskål, in den Diensten des dänischen Königs zu stehen. Dies gab seiner Person die Autorität, die man seinen Gedanken nicht zuerkennen wollte. Im September 1759, als die Schlacht am heißesten tobte, findet man sogar diese schmeichelhafte Notiz im »Svenska Mercurius«: »Herr Magister Peter Forsskål wurde von Seiner Majestät dem Dänischen König in seiner Eigenschaft als Naturhistoricus berufen, an einer auf Ko-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sten des Königs durchzuführenden wissenschaftlichen Expedition nach Ostindien und der Levante teilzunehmen, wobei er außer verschiedenen vorteilhaften Bedingungen den Titel und die Ehren eines Professors erhält. Dies ist eine sichtbare Anerkennung der Verdienste des Herrn Magisters. Er verbindet mit den Kenntnissen der Naturgeschichte grundlegende der Philologie und der orientalischen Sprachen, so daß die Wissenschaften mehrfachen Gewinn aus seiner Reise ziehen werden.«

Im Laufe des Frühjahrs 1759 hatte Forsskål also, wie aus dieser Mitteilung hervorgeht, das Angebot seines früheren Professors angenommen, an der dänischen Expedition teilzunehmen. Dies geschah nach langwierigen Verhandlungen, teils mit Linné, teils mit dem Vater. Beide zogen an einem Strang, aber in entgegengesetzter Richtung. Linné hatte sofort erfaßt, welch einmalige Möglichkeit sich zur Vergrößerung seiner Sammlungen bot, wenn sein Bewunderer die Reise in den Orient machte. Der Vater fürchtete die vielen Gefahren, denen der Sohn ausgesetzt sein würde, und meinte, er solle auf jeden Fall dem eifrigen Michaelis gegenüber Zurückhaltung zeigen und damit den Preis für die Teilnahme an dieser Reise so hoch wie möglich schrauben.

Als Peter Forsskål endlich sein Ja an Michaelis schrieb, waren seine Ansprüche hoch. Bis zum Start der Expedition verlangte er eine jährliche Summe von 500 Reichstalern, die ihm rückwirkend vom 1. Januar 1759 an ausbezahlt werden sollte. Während der Reise selbst verlangte er den gleichen Betrag sowie die Deckung sämtlicher Unkosten für Aufenthalt und Ausrüstung und die Verleihung des Titels Professor. Eine andere seiner Bedingungen für die Teilnahme war die, daß die Expedition in Südafrika Station machen sollte. Dieses Land erschien Linné als Blumenparadies, und Forsskål hoffte, Pflanzen und Samen für sei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nen Lehrer sammeln zu dürfen. Weiterhin verlangte er die Gleichstellung aller Expeditionsteilnehmer. Dies Verlangen war nicht so sehr der Wunsch nach einem demokratischen Verhältnis der Expeditionsteilnehmer untereinander, sondern bedeutete ganz einfach, daß Forsskål niemanden über sich anerkennen wollte. Zum Schluß forderte er nach Abschluß der Expedition nicht allein eine lebenslängliche Pension, sondern gleichzeitig das Recht, diese Pension in jedem Lande verzehren zu dürfen, in dem er sich niederzulassen Lust hätte. Im Hinblick auf die Höhe des Betrages schrieb er an Michaelis »es schickt sich nicht für mich, in dieser Hinsicht Anweisungen zu geben, aber königliche Gaben pflegen eines Königs würdig zu sein.«

Das waren die bis dahin höchsten Forderungen, die Michaelis Bernstorff hatte vorlegen müssen. Sogar der verwöhnte, nun verschwundene von Haven hatte nicht so weit zu gehen gewagt. Michaelis versuchte in seinem Brief an den dänischen Minister Forsskåls Ansprüche so behutsam wie möglich vorzubringen. Zu dem schlimmen Punkt, das Recht betreffend, die lebenslängliche Pension dort zu genießen, wo Forsskål Lust hatte, sich niederzulassen, schrieb er vermittelnd, daß dieses Land ja wohl Dänemark werden würde, ein Gedanke, der ganz allein ihm zuzuschreiben war, denn er hatte eben einen Brief von Forsskål empfangen, in dem dieser in seiner gewöhnlichen undiplomatischen Freimütigkeit nicht damit zurückhielt, »daß ich mich nicht der in Schweden und sicher auch in Dänemark sehr eingeschränkten Gedanken- und Druckfreiheit unterwerfen möchte.« Voll banger Ahnungen sandte Michaelis seinen Antrag nach Kopenhagen, gewiß, daß er dort nicht durchgehen würde. Kurz darauf lief die Antwort von Bernstorff ein. Es würde dem dänischen König ein Vergnügen sein, Herrn Forsskål einen berühmten Namen in der gelehrten Welt zu schaffen, und er käme seinen Forderungen nach.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bernstorffs Formulierung ist insofern interessant, als sie zeigt, daß es wirklich, wie bereits angedeutet, die Zukunft war, die man bei diesem im Großen gedachten und im Großen angelegten Vorhaben im Sinne hatte. Man gab ohne Kommentar einem begabten Mann eine Unterstützung, die ihn für den Rest seines Lebens von allen Kümmernissen befreite, erkaufte sich aber damit gleichzeitig einen Platz in der Erinnerung der Nachwelt. Am 21. Juli 1759 ging der dänische Minister auf Forsskåls unerhörte Forderungen ein. Aufgrund des mysteriösen Verschwindens von von Haven wurde jedoch nichts aus dem Aufbruch der Expedition mit den Trankebarschiffen im Oktober; erst im folgenden Jahr bekam Forsskål Bescheid, sich im Laufe des September in Kopenhagen einzufinden. Als Letztes ließ er in der schwedischen Hauptstadt ein Porträt von sich malen. Das Bild galt als längst verloren, wurde aber vor einigen Jahren beim Besitzer des Fideikommiß zu Salnecke in Uppsala, Herrn Gyllenadler, gefunden, der von einer Schwester von Forsskål abstammt und bei dem man es noch heute sehen kann. Es zeigt einen fest und bestimmt schauenden Herrn, dessen Augen unter der hohen Stirn kühl den Blick des Betrachters erwidern. Ein beherrschter Scharfsinn prägt das Gesicht, das sonst ohne Wohlwollen und Humor ist. Nur die schwach vorgeschobene Unterlippe läßt ahnen, daß die äußere Ruhe ein gefährlich heißblütiges Temperament überdeckt. Die rechte Hand im pelzverbrämten Rock läßt den Oberkörper sich etwas nach hinten neigen und gibt der ganzen Gestalt Haltung und Würde, ohne in pompöse Selbstverherrlichung umzuschlagen, wie dies sonst bei den Porträts der damaligen Zeit nicht selten ist. Forsskål wirkt selbstsicher, aber nicht selbstgefällig. Es ist das Bild eines entschlußkräftigen und energischen Mannes, der nicht darauf eingestellt ist, sich von einer Sache durch Nebensächlichkeiten abbringen zu lassen und der sei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nen eigenen Preis kennt. 500 Reichstaler im Jahr oder nichts.

Als das Gemälde fertig war, nahm Forsskål Abschied von seiner Familie und seinen Freunden. Linné hofft, daß Forsskål ihm einen Zweig des blühenden Balsambaumes senden würde, damit er noch vor seinem Tode diesen Baum zu sehen bekäme und seine Art bestimmen könne. Im übrigen bemerkt er in seiner »Nemesis Divina«, daß sein Schüler am Abschiedstage stammelte. Linné nahm dies als schlechtes Zeichen. Das gleiche war auch einem anderen seiner vielversprechenden Schüler, dem jungen Löfling, beim Verabschieden geschehen. Löfling war Botaniker genau wie Forsskål. Er starb unter erschütternden Umständen an Kaltfieber auf einer Expedition nach Cumaná in Südamerika.

Am 29. September 1760 kam Peter Forsskål als erster Expeditionsteilnehmer in Dänemark an, wo Bernstorff ihn »sehr anmutig« empfing. Einige Tage später wurde er mit einem anderen Teilnehmer bekannt gemacht, der an dem Tage aus Göttingen abgereist war, an dem Forsskål in Kopenhagen eintraf. Es war der junge deutsche Landvermesser. Forsskål erfuhr, daß er als Mathematiker und Astronom der Expedition fungieren sollte. Carsten Niebuhr hieß er. Er wirkte sehr vorsichtig und zurückhaltend, fast furchtsam. Peter Forsskål, dessen demokratische Gesinnung sich nicht auf akademische Grade erstreckte, empfing ihn äußerst kurz angebunden und herablassend. Er hatte bereits etwas über diesen Sternengucker gehört, und es hatte ihm eigentlich nicht imponiert. Niebuhr war, soweit er wußte, weder Professor noch Doktor. Nun zeigte sich, daß er nicht einmal Magister war. Er war Landvermesser. Das war alles. Das war nichts.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Nichts. Carsten Niebuhr war Niemand. Nicht Professor. Nicht Doktor. Nicht Pfarrerssohn. Er stammte aus dem flachen, friesischen Marschland, wo er am 17. März 1733 auf einem Bauernhof in der Nähe des Meeres geboren war. Sein Vater war, ebenso wie sein Großvater, Bauer gewesen. Lesen und Schreiben waren keine gewöhnlichen Fertigkeiten in dieser Familie. Man lauschte dem Pfarrer am Sonntag, bearbeitete aber im übrigen seinen Acker, wenn die Sonne schien und wenn es regnete, wie man es zu allen Zeiten gemacht hatte. Die Niebuhrs waren ein Geschlecht von freien Bauern, heimatbewußte Leute in kleinen Verhältnissen, mit eingesunkenen Stallgebäuden und Winternebel vom Meer her, mit zahnlosen Frauen und hustenden Kindern. Man dachte nicht darüber nach, wie es wohl im Glücklichen Arabien aussah. Man hatte Vieh auf den Weiden, die feuchten Kühe, die einen ansahen, als seien sie betrübt, auch nicht lesen und schreiben zu können.

Während seiner Jugendzeit in dieser Umgebung schien Niebuhr alle jene Forderungen zu erfüllen, die in Volksmärchen an den armen und elternlosen Jungen gestellt werden, der Reichtum und Berühmtheit erlangt. Er hatte seine Mutter schon verloren, als er knapp sechs Monate alt war, und wuchs bei einer Stiefmutter auf. Als er größer wurde, half er auf den Höfen, und erst nach vielen Überredungsversuchen ging der alte Niebuhr widerstrebend darauf ein, ihn auf die Lateinschule zu schicken. Als dies endgültig glückte, starb der Vater. Ein Vormund stoppte den Wahnsinn mit der Schule, als Carsten kaum lesen gelernt hatte. Doch da sein Anteil am väterlichen Erbe nicht ausreichte, den Hof freizukaufen, mußte er versuchen, sich in der einen oder anderen Form eine Ausbildung zu verschaffen, von der er später leben konnte. Und es mußte

ein Gebiet sein, das keine Schulkenntnisse voraussetzte. Darum wandte er sich der Musik zu in der Hoffnung, Organist zu werden. Er lernte Violine spielen und Flöte blasen, wie der große Friedrich es dem Vernehmen nach auf seinem Schloß in Potsdam tat. Nach einiger Zeit fand sein Vormund auch diese Unterweisung zu weitschweifig, und Carsten Niebuhr mußte sein Studium aufs neue abbrechen. Er war nun sechzehn Jahr alt, ein wenig in sich gekehrt, würde man sagen, aber gesund und stark und mit ein Paar Händen, die saßen, wie sie sollten. Was war angemessener, als daß man den Kerl etwas arbeiten ließ? Er kam als Bauernknecht in den Dienst des Vormundes, der wie der Vater bei Altenbruch einen Marschhof hatte. Es war keine Rede mehr von einem mehr oder weniger vorübergehenden Aufenthalt. Er blieb vier Jahre lang beim Onkel. Dann wurde er mündig und konnte über sein Erbe bestimmen. Es war ihm aufgefallen, daß jedesmal, wenn Streitigkeiten um die eine oder andere Grenzscheide draußen in der Marsch, wo das Land schlecht vermessen war, auftraten, Hilfe aus Hamburg geholt werden mußte. Niebuhr schloß in seiner praktischen und konkreten Art daraus, daß er versuchen mußte, Landvermesser zu werden. Zuerst mußte er sich jedoch die nötigen Schulkenntnisse aneignen. Zweiundzwanzig Jahre alt, in einem Alter, in dem von Haven längst sowohl das theologische wie auch das sprachwissenschaftliche Staatsexamen gemacht hatte und in dem Forsskål schon dabei war, seine Doktordisputation über den Wolffianismus vorzubereiten, setzte Carsten Niebuhr sich auf die Schulbank in Hamburg, um das Alphabet und das kleine Einmaleins zu lernen.

Dank des väterlichen Erbes konnte er sich die notwendigen Privatstunden leisten und wurde bereits ein Jahr später an dem Gymnasium angenommen, wo er sich allerdings mit einem stark beschnittenen Pensum begnügen mußte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

1757, ein Jahr, nachdem Michaelis das arabische Projekt Bernstorff gegenüber erwähnt hatte, glückte es Niebuhr, an der Universität in Göttingen immatrikuliert zu werden. Dort studierte er Mathematik bei Professor Kästner, der bald seinen hellen Kopf erkannte und ihm ein Stipendium verschaffte. Nun konnte er sein Studium auf die Astronomie ausweiten und sich die notwendigen Meßinstrumente anschaffen. Niebuhr hatte nie geahnt, daß man so glücklich sein könne. Nach dem Aufwachsen in der Marsch erschloß sich ihm auf der Universität eine Welt voller Herrlichkeit. Die Gesetze der Mathematik und Astronomie gingen ihm in ihrer reinen, unwiderlegbaren Klarheit auf, die Dinge bekamen ihren Platz, Phänomene wurden erklärt und der Raum um sie herum mit Licht erfüllt. Aber ein Glück kommt selten allein. Nun hört er seinen Namen in Verbindung mit einer einzigartigen Reise, die in Dänemark geplant wird.

Hier ist der Bericht über den großen Tag, so wie er ihn selbst viele Jahre später seinen Kindern erzählte. Der Sohn B. G. Niebuhr schreibt ein wenig herablassend:

»Es war an einem Nachmittag im Sommer 1758. Professor Kästner hatte gerade an einer Zusammenkunft der Akademie teilgenommen und trat nun in die Studierkammer meines Vaters.

›Könnten Sie es sich vorstellen, nach Arabien zu reisen?‹ fragte er.

›Warum nicht? Falls einer die Unkosten bezahlt‹, antwortete mein Vater, der durch niemanden an die Heimat gebunden, dagegen aber von einem gewaltigen Drang, die Welt kennen zu lernen, beherrscht war.

›Der dänische König will die Unkosten tragen‹, sagte Kästner und erklärte meinem Vater die Zusammenhänge. Das Angebot entsprach seiner innersten Sehnsucht. Aber da er die Wissenschaft und die wahre Gelehrsamkeit sehr

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hoch wertete, zweifelte er an seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit bei einem solchen Unternehmen. Kästner beruhigte ihn durch das Versprechen einer ausreichenden Vorbereitungszeit, in der er unter anderem Astronomie bei Professor Mayer studieren könnte. Kästner zweifelte nicht an seinem ausreichenden Fleiß und genügender Willenstärke.

Da meinem Vater jetzt nur noch die Zusage Mayers fehlte, ihn in Astronomie zu unterrichten, ging er gleich am selben Abend zu ihm. Mayer war nicht so leicht entflammbar wie Kästner und warnte ihn vor einem unwiderruflichen Entschluß, weil er ja nicht wissen könne, welchen Gefahren und Mühsalen er sich aussetze. Doch versprach Mayer, ihm den erbetenen Unterricht zu erteilen.

Am folgenden Tag meldete mein Vater sich bei Michaelis, der in seinem schnellen Entschluß einen Ausdruck jugendlicher Unbesonnenheit sah. Michaelis zwang ihn, sich die Angelegenheit zu überlegen, und gab ihm eine Frist von acht Tagen. Die acht Tage vergingen, ohne daß mein Vater sich von weiteren Bedenken anfechten ließ. Er hielt an seinem einmal getroffenen Entschluß fest, und nun nahm Michaelis sein ›Ja‹ an«!

Auch Bernstorff akzeptierte Niebuhr, versprach reichlich Zeit zur Vorbereitung und eine jährliche Unterstützung, die der Subvention entsprach, die von Haven zu diesem Zeitpunkt bereits seit zwei Jahren erhielt. Von nun an lebte Niebuhr nur für seine Reise. Im Hinblick auf die vorzunehmenden geographischen Messungen setzte er seine mathematischen Studien fort. Er versuchte, sich weitere Geschichtskenntnisse anzueignen, und übte sich in praktischer Mechanik, um seine Instrumente selbst bedienen und reparieren zu können. In erster Linie aber nahm er Privatunterricht in Arabisch bei Michaelis und in Astronomie bei Mayer.

Das Arabische ging etwas träge. Niebuhr verlor bei der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

komplizierten Grammatik die Geduld, Michaelis schien sich in zu vielen theoretischen Bagatellen zu verlieren, und als er nach mehreren Monaten nicht weiter als bis zur ersten Fabel des Lehrbuches gekommen war, gab er die Studien auf. Ganz anders ging es dagegen bei dem bedeutenden Astronomen und Mathematiker Mayer, dessen Eifer, Niebuhr zu unterrichten, augenscheinlich mindestens ebenso groß war wie Niebuhrs Lust am Lernen. Mayer hatte eine neue Methode zur Bestimmung der geographischen Länge mit Hilfe der Beobachtung der Monddistanzen entwickelt. Wie Linné in der Teilnahme seines Schülers Forsskål an der arabischen Expedition eine Chance zur Vergrößerung seiner Sammlungen gesehen hatte, so bekam Mayer in Niebuhr eine unerwartete Möglichkeit zur Nachprüfung seiner Theorien, weil Niebuhr versprach, während der ganzen Reise seine Messungen der geographischen Längen nach Mayers Methode und mit Hilfe seiner noch ungedruckten Mondtabellen vorzunehmen. Als Gegenleistung kümmerte sich Mayer eifrig um alle Einzelheiten von Niebuhrs Ausrüstung. Zusammen beschafften sie den Quadranten, mit dem Niebuhr die Sonnen- und Sternenhöhe messen sollte und mit dem er gleichzeitig horizontale Winkelmessungen auf der Erde vornehmen konnte. Mayer nahm sogar eigenhändig die Skaleneinteilung auf dem Instrument vor, damit es so genau wie möglich wurde. Man stelle sie sich über die Arbeit gebeugt vor, Niebuhr, der ernsthaft zusieht, während Mayer mit unendlicher Sorgfalt die Grade in die Skala des neuen Quadranten einritzt. Die beiden Männer runzeln die Stirn, das Licht glimmt auf der glatten Messingskala und blinkt jedesmal in den Spiegeln, wenn Mayer das Instrument dreht. Keiner von ihnen sagt ein Wort, der Augenblick ist gleichsam von Andacht erfüllt, die auch uns andere ergreift, die hier zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem so oft erwähnten »Astro-

labium« machen, mit dem Carsten Niebuhr die Lage des Glücklichen Arabien bestimmen soll.

Weil von Haven verschwunden war, konnte sich Niebuhr länger als berechnet vorbereiten; erst am St. Michaelstag, am 29. September 1760, verließ er Göttingen mit der Postkutsche nach Kopenhagen. Kurz nach der Ankunft mußte er den so berühmten Peter Forsskål begrüßen. Er war diesem Mann gegenüber, der nur ein Jahr älter war als er selbst, der es aber so viel weiter gebracht hatte, sehr befangen. Das Treffen zwischen den beiden verlief nicht sehr glücklich. Herr Forsskål schien mit anderen Dingen beschäftigt zu sein und hatte nur Zeit, einige zerstreute Bemerkungen mit seinem zukünftigen Reisegefährten zu wechseln.

Weitaus besser ging es bei dem freundlichen Bernstorff, der sich väterlich über den siebenundzwanzigjährigen Studenten freute, der versuchte, seine Begeisterung für die Reise hinter sachlichen Betrachtungen zu verbergen. Da Niebuhr es nicht lassen konnte, dem Minister sein neues Astrolabium zu zeigen, fragte Bernstorff, warum er keine Rechnung für die Anschaffung des Instrumentes bekommen habe. Niebuhr antwortete geradeheraus, daß er es nach Erhalt der Pension vom dänischen König nur recht und billig gefunden hätte, sein Astrolabium selbst zu bezahlen. Man stelle sich Bernstorff vor, wie er mit einer Hand unter dem Kinn und einem kleinen nachdenklichen Nicken den anderen betrachtet und seinen Erklärungen zuhört. Denkt er an von Havens nicht endende Reiseausgaben und Gratifikationen, an Forsskåls Forderungen auf Professorengehalt und lebenslängliche Pension? Wir können es nicht wissen, wir kennen nur das äußerliche Ergebnis seiner Überlegungen. Er teilt Niebuhr mit, daß der dänische König selbstverständlich die Ausgabe für die Anschaffung seines Instrumentes übernimmt und daß es ihn,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bernstorff, persönlich freuen würde, wenn Herr Niebuhr den Posten des Kassenmeisters der Expedition annähme.

Da gerade von Titeln die Rede ist, erzählt Bernstorff außerdem, daß der schwedische Botaniker Peter Forsskål auf eigenen Wunsch zum Professor ernannt wurde, und fragt, ob Niebuhr den gleichen Titel fordert. Carsten Niebuhr antwortet erschreckt, daß er nicht einmal Magister sei. Bernstorff fragt, ob er die Titulierung »Kapitän« vorziehen würde. Niebuhr meint verlegen, daß er zu jung wäre und bittet, sich mit »Lieutenant« begnügen zu dürfen.

»Als Lieutenant wird es mir zur Ehre gereichen, genaue Observationen vorzunehmen. Aber als Professor oder Kapitän müßte ich mich schämen, sollte es eines Tages ans Licht kommen, daß ich die Tiefen der Mathematik nicht ausreichend erforscht habe«, sagte er.

Bernstorff betrachtet ihn kurz schweigend. Dann beschließt er, ihn zum Ingenieur-Lieutenant zu ernennen. Das ist ungefähr das gleiche wie Landvermesser. Damit ist die Sache in Ordnung. Carsten Niebuhr wird ein Niemand bleiben dürfen.

5.

Kurz nach Niebuhrs Ankunft in Kopenhagen wurden noch zwei Mitglieder für die dänische Expedition ernannt. Die Professoren Ascanius und Oeder hatten in einem Memorandum geltend gemacht, daß die Gesellschaft noch um einen Zeichner vergrößert werden müsse, der zuverlässige Skizzen der gesammelten Naturalien herstellen konnte, und um einen Physicus, der Professor Forsskål unterstützen und außerdem als Arzt der Expedition fungieren sollte.

Für den ersteren Posten wählte die neuerrichtete Akademie für die schönen Künste den Zeichner und Kupferstecher Georg Wilhelm Baurenfeind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Baurenfeind war ein zweiundreißigjähriger Süddeutscher, geboren in Nürnberg und nach Dänemark berufen, um die Kupferstiche zu Klevenfeldts Werken über die Geschichte des alten dänischen Adels auszuführen. In Kopenhagen war er von dem großen Preisler unterwiesen worden, zu dessen Schülern auch der später berühmte Clemens gehörte. Im Gegensatz zu diesem, der französisch beeinflußt war, arbeitete Baurenfeind in dem schweren und etwas gröberen süddeutschen Stil. Als Künstler wird man ihn nicht hervorragend finden; Fähigkeiten hatte er zweifellos. Bereits 1754 bekam er die kleine Goldmedaille der Akademie und fünf Jahre später die große. Die letztere erhielt er für den Stich, den er »Moses beim brennenden Busch« nannte, ohne zu ahnen, daß er selbst wenige Jahre später diese Gegend bereisen würde. Seine sonstigen Arbeiten waren meist Porträts hochstehender Personen, Bilder in Frydensbergs Werk über »Das Dänische Königshaus« und ein größeres Blatt, das Ivar Rosenkrantz darstellte. Schließlich und endlich war er der Schöpfer eines Porträts von A. G. Moltke, und diese Arbeit, die im allgemeinen als sein am besten geglücktes Werk bezeichnet wird, war wohl nicht ohne Einfluß darauf, daß er zumTeilnehmer der Expedition ernannt wurde.

Als Zeichner und Kupferstecher war Baurenfeind ein gewissenhafter und tüchtiger Handwerker, sicherlich kein besonderes Licht, aber eine friedfertige und gutmütige Seele. Er liebte Musik, und sein Wesen strömte Wärme und Heiterkeit aus, selbst in nüchternem Zustand, wenn es auch nur selten zu solchen Umständen kam. Die anderen Teilnehmer lernten ihn bald als gemütlichen Gesellen kennen, mit dem es niemals Ärger gab. Aber seine Munterkeit konnte in Einsamkeitsgefühle, Heimweh und Melancholie umschlagen. Baurenfeind erledigte jedoch immer sorgfältig, um was man ihn gebeten hatte, arbeitete tagelang un-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

unterbrochen, drängte sich niemals in den Vordergrund und war der einzige, der nicht in das schicksalsschwere Drama der Expedition verwickelt wurde.

Die ersten Repliken in diesem Drama kamen schon in Verbindung mit der Ernennung des Mannes, der gleichzeitig mit der Anstellung von Baurenfeind als Arzt der Expedition ausgewählt worden war. Für diesen Posten hatte man einen dänischen Mediziner gefunden, der Kramer hieß und an der Kopenhagener Universität Naturgeschichte und Medizin bei dem deutschen Professor Kratzenstein gehört hatte. Christian Carl Kramer ist der Expeditionsteilnehmer, von dem wir am wenigsten wissen. Er wurde am 19. Januar 1732 in Kopenhagen geboren, wo sein Vater Johan Christopher Kramer Haushofmeister bei dem Oberkammerherrn von Plessen war, der sicher für den jungen Medizinstudenten hie und da ein gutes Wort bei Hofe einlegen konnte. Die Mutter hieß Sophie Kaas. Erst als Einundzwanzigjähriger kam Kramer auf die Universität und legte dort sieben Jahre später, 1760, das medizinische Staatsexamen ab. Seine Doktordissertation behandelt Insekten, und es hat den Anschein, als sei sie eine rechtschaffene Schülerarbeit ohne ins Auge fallende Originalität gewesen, eilig vorangetrieben, um ihm einen Titel für die dänische Expedition zu sichern. Kramer promovierte am 29. Dezember 1760, also nur sechs Tage vor Abreise der Expedition aus Kopenhagen. Außer dieser Dissertation hatte er nur ein Buch verfaßt, das 1759 erschienen war. Wir kennen seinen Inhalt nicht, aber es lockt uns in diesem Zusammenhang wenig zu näheren Studien wie z. B. Forsskåls Schrift über die Freiheit des gedruckten Wortes. Sein Titel genügt uns. Er lautet: »Nachrichten über Canarienvögel und ihre Pflege«.

Kramer zeigte sich wie Baurenfeind als netter und umgänglicher Mann, war aber im Gegensatz zu diesem faul

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und nicht besonders tüchtig auf seinem Gebiet. Eben durch diese Eigenschaften, oder richtiger durch diesen Mangel an Fähigkeiten, wurde er im Laufe der Zeit der an sich bedeutungslose Stein, der die Lawine ins Rollen brachte.

Für Peter Forsskål war die Wahl von Kramer aus bestimmten Gründen ganz unannehmbar. Als der Schwede Stockholm verließ, um nach Kopenhagen zu reisen, hatte er einen Landsmann mit Namen Falck mitgenommen. Dieser Falck, der ein Jahr jünger war als er selbst, hatte gleichfalls bei Linné studiert – ein vielversprechender Botaniker und Naturhistoriker. Gemeinsam mit Linné hatte Forsskål ihn gebeten, mit nach Kopenhagen zu reisen, damit er ihn als seinen Mitarbeiter für die dänische Expedition vorschlagen konnte. Falck konnte ihm nicht nur von großem persönlichen Nutzen sein, er konnte gleichzeitig in seiner Eigenschaft als nicht so offizielle Person wie Forsskål leichter Pflanzenfunde direkt an den begehrlichen Linné in Uppsala senden, der fest entschlossen war, die einmalige Gelegenheit, die sich ihm durch die Expedition des dänischen Königs bot, gründlich für die Vergrößerung seiner Sammlungen auszunutzen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Dänemark richtete Forsskål einen Antrag an Bernstorff, der sich ja stets auch den weitestgehenden Forderungen gegenüber aufgeschlossen gezeigt hatte. Diesmal bat Forsskål um vier Punkte. Er wollte sicherstellen, daß die Expedition in Linnés Lieblingsland, Kapland in Südafrika, Halt machen dürfe. Er erbat die Erlaubnis, Samen, Pflanzen und anderes Sammelgut nach Schweden an Linné zur Bearbeitung zu senden. Es sollte ihm ein Konto zur Deckung besonderer Unkosten eröffnet werden, und endlich wollte er einen Helfer mit auf die Reise nehmen dürfen, und dieser Assistent sollte der von ihm selbst aus Stockholm mitgebrachte schwedische Student Herr Jonas Peter Falck sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Besonders der letzte Punkt dieses ungenierten Antrages war gewagt, weil Forsskål sich bei Absendung seiner Forderungen bereits darüber klar war, daß man für den Posten seines Helfers bereits den Dänen Christian Kramer ausersehen hatte. Dies geht aus einem Brief hervor, den Forsskål nur vier Tage nach seiner Ankunft in Kopenhagen an Linné sandte und in dem er seine Schwierigkeiten, die dänische Regierung zur Akzeptierung von Falck zu bewegen, erwähnt. »Ich habe eine schwere Aufgabe», sagte er, »wenn ich vermeiden will, entweder die Herren zu beleidigen oder mich selbst an einen unzuverlässigen Mitarbeiter zu binden. Ich will jedoch politisieren, so gut ich kann.«

Wir haben den »politisierenden« Forsskål während seiner herausfordernden Polemik gegen die Kritik seiner Doktordisputation und während seines unbeugsamen Auftretens in Sachen der Freiheit des gedruckten Wortes bereits in voller Entfaltung gesehen. Beide Male hatte er das Recht auf seiner Seite gehabt, beide Male stand er vor der Wahl, seine Widersacher zu beleidigen oder ihre Gesichtspunkte zu akzeptieren, und beide Male hatte er klar und eindeutig die Beleidigung vorgezogen. Auch diesmal hatte Forsskål sicher insofern recht, als Falck unzweifelhaft tüchtiger war als Kramer. Jedoch wählte er auch hier die Beleidigung.

Die drei wichtigsten Punkte seiner Forderung stießen also auf die ablehnende Haltung Bernstorffs. Michaelis wollte sich nicht damit einverstanden erklären, daß die Expedition in Südafrika Station machte. Das kann man ihm nicht übelnehmen, da die Reise ja schon von Anfang an den Zweck verfolgte, Aufschlüsse über Arabien zu sammeln und nicht, botanische Funde in Linnés Traumland zu machen. Weiterhin wollte die dänische Regierung nicht erlauben, daß die Ergebnisse dieser Expedition, die der dänische König finanziert hatte, an andere Länder gesandt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wurde als an Dänemark. Trotz der Billigkeit dieses Standpunktes besteht jedoch kein Zweifel, daß Forsskål mit etwas mehr Diplomatie die Erfüllung seiner beiden Wünsche erreicht hätte. Der tolerante Bernstorff hatte sich ja früher schon entgegenkommend gezeigt. Was die Sache von Anfang an zunichte machte, war nicht die Haltung der dänischen Regierung, sondern seine eigene – vor allem im Falle Falck.

Einen Monat nach seinen Forderungen an Bernstorff war es praktisch beschlossen, daß Kramer mit ins Glückliche Arabien sollte. Forsskål wählte nun diesen Zeitpunkt für einen neuen Brief an Bernstorff, in dem er bat, den ernannten Kramer durch den von ihm selbst bereits einmal vorgeschlagenen Falck zu ersetzen. Seine Motivierung war folgende: »Weil in Uppsala weit bessere Möglichkeiten zum Studium der Naturgeschichte bestehen als in Kopenhagen, wo die zu diesem Zweck eingerichteten vortrefflichen Lehranstalten doch erst an ihren Anfängen stehen, und da eine schriftliche Empfehlung von Herrn Linné dafür gutsagt, daß mein Reisekamerad mit Nutzen bei ihm studiert hat, muß man doch meiner untertänigen Versicherung, daß ich mir auf der Reise von ihm großen Nutzen verspreche, glauben. Falls ich statt seiner einen Mann bekomme, der in den meisten Zweigen der Naturgeschichte erst ausgebildet und belehrt werden muß, so kann ich von ihm nur geringe Hilfe erwarten.«

Besaß Forsskål bis zur Absendung dieses Briefes immer noch eine Möglichkeit, Bernstorff zu überzeugen, so hatte er diese nun definitiv verspielt. Er hätte sich schwerlich ungeschickter und verletzender ausdrücken können. Es gelang ihm hier, der dänischen Regierung, die ihn gerade zum Professor mit lebenslänglicher Rente ernannt hatte, in fünf Zeilen mitzuteilen, daß ihr Universitätsunterricht in Naturgeschichte im Vergleich mit dem schwedischen di-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lettantisch und der Mann, den die Regierung als Teilnehmer an ihrer eigenen Expedition ausgewählt hatte, im Vergleich zu Forsskåls schwedischem Kandidaten ein Schaf war. Während Forsskål zu Beginn sicherlich rein wissenschaftliche Gründe hatte, Falck zu bevorzugen, trug er nach dieser Dummheit selbst Schuld daran, wenn die Dänen nun seinen Widerwillen gegen Kramer als Ausdruck nationalen Hochmutes auslegten.

Die Reaktion ließ nicht auf sich warten. Professor Kratzenstein hatte gehört, daß Forsskål ihn für unfähig zur Beschreibung naturwissenschaftlicher Objekte hielt. Das könne allein Linné. Nun sah er schwarz auf weiß seinen eigenen Schüler zu Gunsten eines Studenten von Linné verworfen, war tief verletzt und ging sofort mit der Bemerkung zu Bernstorff, Forsskåls gewaltige Verliebtheit in seinen eigenen Landsmann müsse ihre Wurzel in einem schwedischen Nationalvorurteil haben. Bernstorff ließ sich überzeugen. Unmittelbar nachdem Forsskål den fatalen Brief geschrieben hatte, ernannte die dänische Regierung Christian Carl Kramer.

Das führte zum Krieg. Gleich nachdem Forsskål die Neuigkeit von der Ernennung erfährt, begibt er sich zornbebend zu Kratzenstein. Was während des stürmischen Zusammentreffens zwischen den beiden Männern vorging, können wir nicht im einzelnen sagen, aber wir haben zum Glück Kratzensteins eigenes Referat über diesen Zusammenstoß, wie er ihn ein Jahr später in einem Brief an Linné schildert. Selbst wenn wir damit nur die eine Partei in dieser Sache hören, stimmen seine Aussagen doch in so hohem Maße mit dem überein, was wir bereits von Forsskåls temperamentvollem Wesen wissen, daß sie sicher nicht sehr weit von der Wirklichkeit entfernt sind. Hier ist Kratzensteins Schilderung seines Zusammenstoßes mit dem vor Wut glühenden Forsskål.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

»Er kam selbst zu mir nach oben, und da es mir schwer fällt, meine natürliche Bildung zu verleugnen, empfing ich ihn besonders freundlich. Aber er zeigte sich feindlich und wütend. Ohne weitere Einleitung begann er mir so viele Schimpfworte entgegenzuschleudern, daß ich fast glaubte, er hätte Fieber oder wäre seiner selbst nicht mehr mächtig. Ich antwortete ihm, daß die Schimpfworte und Vorwürfe nicht mich beträfen, sondern Ascanius, der der Urheber von Kramers Ernennung war, und ich im übrigen nicht an diese Art der Unterhaltung gewöhnt sei. Doch er hörte nicht auf. Da verließ mich die Geduld, und ich sagte zu ihm: ›Wie können Sie mich, der unschuldig ist, in meinem eigenen Heim beleidigen, wo ich doch eher Sie wegen der Verleumdungen züchtigen sollte, die Sie in der Stadt und am Hof über mich verbreitet haben?‹ Da sagte er: ›Ah, Herr Professor, Sie können mir wirklich nicht übelnehmen, wenn ich offen darüber spreche, daß Sie Linné weit unterlegen sind. Auch ist das nichts, dessen man sich schämen müßte!‹. ›Im Gegenteil‹, antwortete ich. ›Hier an der Universität in Kopenhagen soll Linné, der fremd ist, nicht zu meinen Ungunsten in den Himmel gehoben werden. Hier, wo nicht Linné, sondern ich Naturgeschichte lehre, darf unseren Studenten nicht der Verdacht kommen, ich sei ungeeignet zum Lehren dieser Wissenschaft. Ob ich in Gedanken Linné den Vorrang gebe, ist meine eigene Angelegenheit. Und gerade Sie können kein kompetenter Richter sein, da Sie überhaupt nicht wissen, was ich weiß und was ich nicht weiß.‹ Darauf sagte er: ›Nehmen Sie es bitte nicht übel, wenn ich sage, daß Sie im Vergleich zu Linné ein Zwerg sind.‹ Ich stand vom Sofa auf, um ihm nicht eine Ohrfeige geben zu müssen und antwortete: ›Nun wohl. Lassen Sie mich ein Zwerg sein, aber ein Zwerg, der auf Linnés Schultern steht!‹ Daraufhin richtete er den Angriff gegen Kramer, der gerade eingetreten war. Aber ich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

riet ihm, nicht länger mit einem Verrückten zu streiten, der keine Bedenken hatte, mich in meinem eigenen Heim zu beleidigen.«

Peter Forsskål hatte jedoch seine Wut noch nicht völlig abreagiert. Nach Kratzenstein kam die Reihe an Bernstorff selbst. Am 24. November teilt er dem dänischen Minister mit, daß ihn gerade ein Student besucht habe, der sich Kramer nenne und behaupte, zu Forsskåls Begleiter und gleichgestelltem Gefährten auf der bevorstehenden Expedition ausersehen zu sein. Forsskål erinnert Bernstorff daran, daß er um einen Assistenten gebeten habe, aber »da dieser mein neuer Begleiter auf keine Weise mir unterstellt sein soll, kann ich mir nicht erlauben, seine Eignung zu prüfen. Da er, wie ich in hohem Maße Veranlassung habe zu glauben, sich nicht, wie ich selbst, naturhistorische Kenntnisse angeeignet hat, und er doch als gleichgestellter Mitarbeiter angesehen werden soll, folgt daraus, daß ich allein die Arbeiten ausführen werde und der andere nicht weniger die Ehre davon haben wird.« Forsskål bittet daher noch einmal, »Dr. Linnés tüchtigen Schüler und meinen eigenen ehrlichen Freund, den ich bereits vorgeschlagen habe«, zugeteilt zu bekommen, das heißt den unglückseligen Falck. Sollte Bernstorff auf dieses Ersuchen nicht eingehen können, so bittet Forsskål wenigstens um die Erlaubnis, Dr. Kramer einer Prüfung unterwerfen und einen Bericht darüber abgeben zu dürfen, ehe dieser endgültig angenommen wird.

Aber mit diesem Brief hatte Forsskål die Grenzen selbst von Bernstorffs Geduld überschritten. Nachdem der Minister eine klare Entscheidung in Fragen Kramer getroffen hatte, mußte er sich wieder Forsskåls Versuche gefallen lassen, ihm Falck aufzuzwingen, ja, sich selbst als Richter über eine Person zu stellen, die bereits von den dänischen Professoren und der dänischen Regierung angenommen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und befürwortet worden war. Bernstorff empörte sich über die Unverschämtheit des Schweden, und Forsskåls Zukunft im Dienste des dänischen Königs hing in den folgenden Tagen an einem Haar. Bernstorff war sich allerdings darüber klar, daß es unmittelbar vor Abreise der Expedition praktisch unmöglich sein würde, einen anderen Botaniker zu beschaffen. Außerdem scheint Forsskål Unterstützung bei Moltke gefunden zu haben, dessen konchyliologische Sammlung er während seines Aufenthaltes in Kopenhagen ordnet. Moltke hatte über Forsskåls ungewöhnlichem Temperament nicht seine außergewöhnliche Begabung vergessen. Wahrscheinlich erfaßte er mit seinem kühlen Überblick auch die wirkliche Tragödie der Sache, die nicht in Forsskåls Bruch der Etikette lag, sondern darin, daß der Mann unwiderlegbar recht hatte.

Der Befehl des Königs an die Reisenden vier Tage später enthielt jedoch deutlich einen Nasenstüber für Peter Forsskål, zusammen mit einer klaren Ablehnung seiner Forderungen in dem ursprünglichen Antrag an Bernstorff.

»Da Wir die Kosten der Arabischen Reise tragen, so ist nichts natürlicher, als daß alles, was die Reisenden an Tieren, Vögeln, Fischen und ähnlichem sammeln, direkt an Uns über Adresse Unserer Asiatischen Compagnie gesandt wird und nicht auf irgend einem anderen Wege. Finden sich darin Doubletten, die Wir nicht zu benutzen gedenken, so werden Wir nach den Umständen Uns an die Wünsche von Herrn Professor Forsskål erinnern. Da Wir, wie bereits erwähnt, allein die Unkosten von Beginn bis zum Schluß bestreiten, so versteht es sich von selbst, daß Wir auch die Personen ernennen, die die Reise unternehmen. Deshalb ist es Unser gnädiger Wille, daß Candidatus Medicinae Kramer sich umgehend bereit macht, diese Reise anzutreten.«

Nach dieser Zurechtweisung sendet Forsskål einen lan-

gen Brief an Bernstorff, in dem er ihm versichert, daß kein nationales Vorurteil, sondern ausschließlich die Rücksicht auf die Wissenschaft sein Verhalten diktiert habe. Er bittet Bernstorff darum, kein Mißtrauen ihm gegenüber zu hegen, da dies all seine Arbeitsfreude zerstören würde, und bietet seinen Rücktritt an. Nach diesem Brief hat Bernstorff dem schwierigen Professor wohl vergeben. Daß Forsskåls Ärger sich dagegen noch nicht gelegt hat, zeigt ein Brief an Linné, in dem Kramers Doktorarbeit mit folgenden freundlichen Worten erwähnt wird: »Mein Reisebegleiter machte neulich einen elendiglichen Doctor Medicinae und hatte als Thema: *Specimen Insectologiae Danicae*. Bekommt der Herr Archiater (d. h. Linné) diese zu Gesicht, so wird er sehen, daß nicht eine einzige neue Art darin geschildert wird. Alles ist Plagiat von Lesser, was die Entomologie betrifft, und von Herrn Archiaters Systema Naturae, was den Rest angeht. Sie haben sich eine Insektensammlung in Schweden gekauft mit Namenszetteln darunter. Und nun wollen sie, Stümper, die sie sind, als veritable Kenner brillieren.«

Dieser letzte Brief von Forsskål an Linné datiert vom 1. Januar 1761, nur vier Tage vor Reisebeginn. Mit dem Streit um Kramer haben wir das Ende des Jahres 1760 erreicht. Eine neue Person erscheint plötzlich auf der Szene und beansprucht unsere gesammelte Aufmerksamkeit. Magister Frederik Christian von Haven ist aus Rom angekommen.

6.

Das Letzte, was wir über von Haven gehört hatten, war ein Brief vom April 1759 an Bernstorff – aus Frankfurt, das er, immer wieder auf das Lamentabelste behindert, ein halbes Jahr nach seiner Abreise endlich erreicht hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Diesem Brief folgte tiefes Schweigen. Niemand ahnt, was der dänische Wissenschaftler unternimmt, und im August muß der unglückliche Michaelis Bernstorff bitten, bei von Havens Verwandten in Dänemark nach seiner Adresse zu fragen. Die Nachforschungen scheinen zu keinem Resultat geführt zu haben. Von Haven war und blieb verschwunden, und im Oktober 1759 müssen die dänischen Schiffe ohne die wissenschaftliche Expedition nach Trankebar segeln.

Erst als diese Reisemöglichkeit verpaßt ist und von Haven die Frist um ein weiteres Jahr hinausgeschoben hat, erhält Bernstorff am 11. November 1759 einen Brief von dem Verschwundenen. Zu diesem Zeitpunkt, an dem von Haven längst wieder in Dänemark sein sollte, hat er die große Ehre, seiner Exzellenz untertänigst sein Eintreffen in Rom zu melden. Für die Reise dorthin hat er, mit anderen Worten, mehr als ein Jahr gebraucht und damit über die unmittelbaren Reiseausgaben hinaus den dänischen Staat eine Jahrespension von 500 Reichstalern gekostet.

Im Brief an Bernstorff pflastert von Haven Meile für Meile seiner langen Reise mit guten Entschuldigungen. Er erzählt, wie er am 22. Mai Frankfurt verließ, um über Mainz, Straßburg, Basel, Bern, Genf, Chambéry, Turin und Genua am 20. Juli nach Livorno zu kommen. »Ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, von Frankfurt aus in acht Tagen direkt nach Rom zu reisen. Aber die im Sommer so ungesunde Luft in Rom hielt mich davon ab. Alle, die etwas davon verstanden, rieten mir ab. Und weil ich wußte, daß meine Aufgabe es noch nicht erfordert, meine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, nur um fünf Wochen früher oder später nach Rom zu kommen, sah ich keinen Grund, ihrem guten Rat nicht zu folgen. In der Zwischenzeit wollte es ein unglückseliges Schicksal, daß ich in Florenz jenem Los ausgesetzt war, das ich in Rom fürchtete. Da ich in dem milden Klima von Florenz vorteilhaft in der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bibliothek des Großherzogs arbeiten konnte, entschloß ich mich, dort das Ende der schlechten Jahreszeit abzuwarten. Meine Abreise nach Rom war auf Mitte September festgelegt. Aber gerade da überfiel mich ein Fieber, durch das ich mich so sehr verspätete, daß ich nicht eher als zu Beginn dieses Monats in Rom eintreffen konnte.«

Auch in Rom schienen sich zahllose Schwierigkeiten wider den verzweifelten von Haven zusammenzurotten. Daß es nutzlos war, nach Rom zu reisen, um Arabisch zu lernen, hatte Professor Michaelis längst festgestellt; niemand lehrte dort den Dialekt, der im Glücklichen Arabien gesprochen wurde. Stattdessen gingen von Havens Instruktionen dahin, »sich im Lesen zu üben und orientalische Manuskripte zu kopieren«. Dergleichen konnte man natürlich nur in der Bibliothek des Vatikans. Drei Monate nach seinem Eintreffen in Rom schreibt er indes an Bernstorff, daß er vormittags und nachmittags von einem syrischen Pastor im Arabischen unterwiesen wird. Erst vier Monate später teilt er mit, daß er eine Empfehlung an die Bibliothek des Vatikans bekommen hat, und erst fünf Monate später ist diese Empfehlung dank der Hilfe des französischen Gesandten zu einer Einlaßkarte geworden. Ein halbes Jahr nach der Ankunft in Rom und eineinhalb Jahre nach der Abreise aus Dänemark ist unser Magister nun endlich imstande, seine Studien zu beginnen. Da ereilt ihn erneut das Schicksal. Die Sache sei die, sagt er in seinem Brief an Bernstorff vom 22. März, daß die Bibliothek des Vatikans leider nur am Vormittag zwischen neun und zwölf Uhr geöffnet ist. »Aber«, fährt er fort, »wenn es das Gespräch und die Gelehrsamkeit gilt, ziehe ich die Lebenden den Toten vor, und da ich meinen syrischen Pastor leider nur am Vormittag treffen kann, blieb mir kein weiterer Ausweg, als andere die Manuskripte in der Bibliothek kopieren zu lassen.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Mit anderen Worten, der syrische Pastor, der noch vor einem Monat nach von Havens eigenem Brief den dänischen Magister vormittags und nachmittags unterrichtete, ist also plötzlich am Nachmittag verhindert, und das gerade zu dem Zeitpunkt, da von Haven Zugang zur Bibliothek des Vatikans bekommen hat, in der er unglücklicherweise nachmittags nicht arbeiten kann. Als Folge des traurigen Zusammentreffens hat von Haven während jener Zeit in Rom nicht eine einzige Handschrift kopiert. Stattdessen glückt es ihm, 200 Reichstaler als besonderen Reisezuschuß zu bekommen.

So wird es inzwischen Sommer; am 15. Juli schreibt Michaelis an von Haven und teilt ihm die königliche Resolution mit, derzufolge sich die Teilnehmer der dänischen Expedition spätestens Ende September in Kopenhagen einfinden sollen. Der dänische König will ihre Reiseausgaben decken. Forsskål und Niebuhr sollen jeder 100 Reichstaler bekommen, während von Haven, der ja den längsten Weg zurücklegen muß, 300 Reichstaler zugeteilt bekommt.

Wir haben bereits die beiden ersteren dem königlichen Befehl nachkommen sehen. Für von Haven liegt die Sache etwas anders. »Monseigneur! Dies ist absolut unmöglich«, lauten seine bewegten Worte in einem Brief vom 16. August an Bernstorff. »Ich habe kein Geld für die Reise. Ich habe noch nicht einmal jene 200 Reichstaler bekommen, welche die Güte Ihrer Exzellenz mir als Gratifikation von Seiner Majestät beschafft hat. Ich brauche 400 für die Reise. Wenn ich sie bis Ende nächsten Monats bekommen kann – und eine andere Möglichkeit sehe ich nicht, da die Briefe von Kopenhagen nach Rom sieben Wochen laufen – reise ich sofort ab und komme im November nach Hause.« Von Haven scheint hier die Postverbindungen zwischen den beiden Städten zu unterschätzen. Sein Geld

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ist bereits unterwegs – die Gratifikation von 200 Reichstalern plus Reisezuschuß von 300, also 100 Reichstaler mehr, als er erbeten hatte. Er erhält sie Mitte September und hätte, wäre er sofort abgereist, mit nur unbedeutender Verspätung in Kopenhagen sein können. Aber von Haven reist nicht nach Kopenhagen. Während Niebuhr und Forsskål in die Postkutsche nach Dänemark steigen, bleibt der Meister der Ausreden in der italienischen Hauptstadt, in der die Luft dieses Sommers anscheinend nicht so ungesund war wie die des vorhergehenden. Es führt kein Weg von Rom fort.

Vielleicht würde von Haven sich etwas mehr beeilt haben, hätte er um die Konsequenzen seiner Haltung gewußt, die ihn bereits zu diesem Zeitpunkt teuer zu stehen kam. In Göttingen ist Professor Michaelis indigniert über die Nichtbefolgung des königlichen Befehls. Am 25. August schreibt der Professor an Bernstorff, daß er die dänische Regierung untertänigst bitten muß, Nachsicht zu üben und von Haven die verlangte Summe zu senden, daß er aber im übrigen den respektlosen Auslassungen des Dänen nicht beipflichten kann. »Sicherlich habe ich ihn immer als einen kapriziösen Menschen angesehen. Als ich ihn seinerzeit empfahl, tat ich es, obgleich ich bereits einige Zusammenstöße mit ihm gehabt hatte, nur im Hinblick auf seine Begabung. Es ist jedoch eine Folge seines Briefes und seines Charakters, daß er auf der Reise nicht mehr zu sagen haben sollte als die anderen, und daß die gemeinsame Reisekasse nicht von ihm verwaltet werden sollte, sondern von Niebuhr.«

Wir haben bereits gesehen, daß Bernstorff in diesem letzten Punkt der gleichen Ansicht ist wie Michaelis. Aber auch die Stellung als Leiter der Expedition wirft von Haven durch seine Verzögerungspolitik, die nun den Charakter einer bewußten Sabotage von Bernstorffs Plänen animmt,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

über Bord. Nachdem er das Reisegeld aus Dänemark bekommen hat, vergeht noch fast ein Monat, ehe er aus Rom aufbricht, weil er, wie er schreibt, die Abreise aufgrund seiner zahlreichen Abschiedsbesuche aufschieben muß. Erst am 9. Oktober ist er in Venedig, wo er nur drei Tage lang bleiben wollte. »Aber gegen meinen Willen wurde ich hier leider drei weitere Tage aufgehalten.« Die Reise nach Norden durch Deutschland geht noch langsamer. Am 28. Oktober ist er noch nicht weiter gekommen als bis Augsburg, von wo aus er seine Saumseligkeit entschuldigt, wobei er hofft »daß Seine Exzellenz mit mir der Meinung sind, daß es besser ist, gesund und munter, wenn auch etwas langsamer als berechnet vorwärtszukommen, als sich selbst bei mangelnden Sicherheitsmaßnahmen einem Unglücksfall oder einem Verlust, verursacht durch bedauerliche Geschehnisse, auszusetzen.« Am 14. November ist er in Hamburg, wo er einige Tage ausruhen muß, und erst im Dezember kommt er in Kopenhagen an. Frisch und munter. Das einzig Beklagenswerte ist nur, daß die dänischen Schiffe nach Trankebar abgesegelt sind. Zum zweiten Mal ohne die dänische Expedition.

Der Plan, die Expedition den langen Weg südlich um Afrika nach Trankebar in Ostindien und von dort wieder zurück zum Glücklichen Arabien nehmen zu lassen, war ein Überbleibsel des ursprünglichen Projekts, das davon ausging, die Forschungen in Arabien von Missionaren der dänischen Kolonie durchführen zu lassen. Als man diesen Teil des Planes fallen ließ, hatte man völlig vergessen, den Reiseweg, der nun sinnlos geworden war, zu ändern. Von Haven war einer der ersten, die dies einsahen, und die Ursache für seine Saumseligkeit während der Heimreise lag wohl nicht allein in seiner Bequemlichkeit, sondern auch in dem Wunsche, diese unzweckmäßige Reiseroute unmöglich zu machen. Bereits am 23. August hatte er Bernstorff in einem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Brief aus Rom seinen Gedankengang auseinandergesetzt. »Wenn wir mit den Schiffen, die von Kopenhagen nach Trankebar abgehen, reisen sollen, so schaffe ich es kaum, zur Zeit zu kommen – das ist wahr. Aber da wir ja in Trankebar nichts zu erledigen haben, so ist das weder der kürzeste noch der sicherste oder der beste Weg, den ich mir denken kann.« Von Haven weist darauf hin, daß die Trankebar-Reise vom Projekt, Missionare nach Arabien reisen zu lassen, herrührt, und schlägt vor, die Expedition nun stattdessen auf dem kürzesten Weg über Kairo, Suez und das Rote Meer zu senden. Dieser Weg soll, nach allem, was man in Erfahrung gebracht hat, lange nicht so gefährlich sein, wie Professor Michaelis annimmt. Von Haven war indessen nicht der einzige, der in diesen Bahnen dachte. Bereits im Monat Februar desselben Jahres hatte Michaelis von dem Königlichen Wirklichen Kanzleirat und Syndicus der Stadt Oldenburg, Herrn von Hamel, ein Memorandum entgegengenommen, in dem dieser das Trankebar-Projekt scharf kritisierte und stattdessen einen Plan entwarf, die Expedition direkt nach Arabien reisen zu lassen – und zwar über Konstantinopel, »wo die Reisenden gute Verhaltungsmaßregeln von dortigen Beamten und Kaufleuten bekommen und sich mit Hilfe des bei Hof akkreditierten Königlich Dänischen Gesandten auf orientalische Sitten und Bräuche vorbereiten können.«

Bis jetzt stand Bernstorff diesen Plänen ablehnend gegenüber, aber nachdem ihn von Haven durch seine um zwei Monate verspätete Rückkehr nach Kopenhagen vor ein *fait accompli* gestellt hatte, wurden sie von der dänischen Regierung akzeptiert. Am 14. Dezember schreibt Forsskål an Linné, daß ihre Reiseroute nun geändert worden ist: »Wir fahren mit einem Kriegsschiff, das nach Konstantinopel bestimmt ist, und von dort nach Ägypten, weiter nach Alexandria und Suez, sodann über das Rote

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Meer nach Dschidda bei Mekka und von dort aus durch das Rote Meer nach Mokka im Glücklichen Arabien.«

Hiermit ist die endgültige Reiseroute der Expedition festgelegt. Von Havens Gesichtspunkte haben über das ursprüngliche Projekt triumphiert, aber nun erfährt er, daß der Sieg von einer schmählichen Niederlage begleitet wird. Er kann genau wie Forsskål Professor werden, das ist in Ordnung. Aber er wird nicht Leiter der Expedition. Alle ihre Mitglieder sollen gleichgestellt sein. Er wird auch nichts mit den Geldsachen zu tun haben. Niebuhr ist als Kassenmeister bestimmt.

Die beiden Beschlüsse Bernstorffs wirken auf den eitlen Mann wie Ohrfeigen. Er ist der älteste der Gesellschaft. Er ist, abgesehen von dem blutjungen Kramer, der einzige Däne. Er hat nun fast fünf Jahre lang Geld vom dänischen König bekommen, um sich auf die Expedition vorzubereiten. Aber er wird nicht ihr Leiter. Ursprünglich hatte er nicht an die Verwirklichung der Reise geglaubt. Als er Unrecht zu bekommen schien, hatte er die Abreise, so lange es ihm möglich war, hinausgezögert. Er war an einer königlichen Pension interessiert, nicht daran, sich in Arabien Strapazen auszusetzen. Sollte die Reise dennoch, all seiner Skepsis und seinen Verzögerungsversuchen zum Trotz, notwendig werden, so hatte er sich damit getröstet, als Expeditionsleiter mindestens das ausschlaggebende Wort im Hinblick auf die Wahl der Strapazen zu haben. Dies war von Anfang an selbstverständliche Voraussetzung gewesen, und deshalb hatte er sich gut gedeckt gefühlt. Durch seine eigenmächtigen Dispositionen hatte er die anderen zwei Monate in Kopenhagen warten lassen. Er hatte eine wichtige Änderung im Reiseplan herbeigeführt und keinen Augenblick lang daran gezweifelt, auch in Zukunft den entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf der Reise zu haben. Mit dieser Einstellung kommt er nun nach Kopen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hagen und erfährt ganz unvorbereitet, daß er nicht Leiter der Expedition werden wird, und daß die Reisekasse längst einem Bauernsohn übertragen wurde, der sechs Jahre jünger ist als er selbst. Von Haven fühlt sich nicht allein peinvoll gedemütigt. Das Schlimmste ist, daß er nun auf Gnade und Ungnade an ein Vorhaben gebunden ist, das zu allen möglichen Schrecknissen führen kann, ohne daß er etwas zu unternehmen vermöchte. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als es in einem verzweifelten Versuch darauf ankommen zu lassen. Es ist seine letzte Chance. Als die Teilnehmer der Expedition zusammengerufen werden, verlangt er, wie Niebuhr später referiert, die Übertragung der Reisekasse auf ihn. Sollen Abstimmungen vorgenommen werden, fordert er für sich zwei Stimmen mehr; er allein will einen Beschluß der anderen aufheben können. Als sie ihn nach den Gründen einer solchen Bevorzugung fragen, antwortet er völlig außer sich, daß die anderen nicht seine Kenntnisse besäßen.

Peter Forsskål hebt interessiert die Brauen. Das scheint gut anzufangen!

7.

Geben uns auch die Briefe aus dieser Zeit keine weiteren Aufklärungen, so besteht kaum ein Zweifel, daß von Anfang an zwischen den beiden Professoren ein gespanntes Verhältnis besteht. Daß es gut ausgehen kann, Forsskål Unwissenheit vorzuwerfen, ist unwahrscheinlich. Charakterlich gibt es wenig Gemeinsames zwischen dem großen Meister der Ausreden und Entschuldigungen, den wir in Rom fanden, und dem unermüdlichen, hartnäckigen und herausfordernden Polemiker um die Freiheit des gedruckten Wortes und im Streit um Falck. Wenn man wegen der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

späteren katastrophalen Folgen dieses gespannten Verhältnisses Bernstorff vorwirft, Niebuhr nicht von Anfang an zum Expeditionsleiter gemacht zu haben, ist dieser Vorwurf doch augenfällig schwach fundiert, wenn sich auch Forsskål und von Haven durch ihr Auftreten in Kopenhagen unbeliebt gemacht hatten, während Niebuhr unzweifelhaft derjenige der Teilnehmer war, dem Bernstorff die größte Sympathie entgegenbrachte. Aber Niebuhr war der jüngste der Gesellschaft. Erinnert man sich dann noch an den kühlen Empfang, den Forsskål dem verlegenen Studenten zuteil werden ließ, und an von Havens Indignation, als es sich herausstellt, das jenem die Reisekasse übertragen wurde, wird sicherlich klar, daß keiner der selbstsicheren Herren sich jemals damit abgefunden hätte, Niebuhr untergeordnet zu sein. Dazu kommt, daß der junge Deutsche mit seinem vorsichtigen, zurückhaltenden Wesen kaum geeignet war, die Rolle des Expeditionsleiters zu übernehmen. Niebuhr fiel es schwer, Entscheidungen zu treffen, die nicht nur ihn selbst angingen. Seine bescheidene Erziehung und nahezu autodidaktische Ausbildung hatten in ihm ein Gefühl der Unsicherheit hinterlassen, das in krassem Gegensatz zu von Havens und Forsskåls souveränem Selbstvertrauen stand. Der erstere hatte erklärt, keiner der anderen sei im Besitz der gleichen Kenntnisse wie er selbst, der andere hatte Kratzenstein und Kramer zu Ignoranten gestempelt. Niebuhr hatte den Professorentitel abgelehnt und würde sich, hätte man ihm die Leitung der Expedition angeboten, nicht anders verhalten haben. Es lag ihm nicht, ins Rampenlicht zu treten. Er zog die abseits liegenden und unbemerkt zu lösenden Aufgaben vor, und er arbeitete am besten allein. »Abstraktionen und Spekulationen entsprachen nicht seiner Natur, er mußte alles konkret formen«, sagt der Sohn über ihn. Niebuhr war Beobachter. Seine Stärke lag weder in kühnen Entscheidun-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gen noch in auffallenden Taten, sondern in geduldigem und genauem Weitergeben eines bereits vorliegenden Stoffes. Niebuhr wollte Organist werden, hinter der Orgel verborgen in einer Dorfkirche sitzen und so genau, wie es ihm möglich war, das wiedergeben, was ein anderer bereits in Noten niedergeschrieben hatte. Niebuhr wollte Landvermesser sein, allein herumgehen im Freien und so genau wie möglich die Grenzen festlegen, die bereits von anderen gezogen waren. Niebuhr hatte sich schließlich zur Teilnahme an der Expedition ins Glückliche Arabien bereiterklärt. Von allen Teilnehmern war er vielleicht der, für den der merkwürdige Name des Landes mit den klarsten Vorstellungen verbunden war. Die Aufgaben, die ihn in der arabischen Wüste erwarteten, »stimmten mit seinen innersten Neigungen überein«, wie der Sohn sagte. Hier würde er noch mehr abseits und noch unbemerkter als in seiner öden Heimatgemeinde arbeiten können und gleichzeitig die Gelegenheit finden, an Stelle der Grenze zwischen zwei Marschhöfen eine Karte des ganzen Landes aufzunehmen. War das nicht Glück? Niebuhr war keine Führernatur, dazu war er zu vornehm. Niebuhr wollte keine Macht über andere Menschen, dazu war er zu ehrgeizig. Wenn man der Sache auf den Grund ging, verband keiner der streitbaren, selbstsicheren und eingebildeten Herren der dänischen Expedition mit dieser Reise so hochfliegende Pläne wie dieser achtundzwanzigjährige Bauernsohn, dem Titel und Macht gleichgültig waren. Niebuhr wollte ein Niemand bleiben; mit einem Wort gesagt, Niebuhr wollte glücklich werden.

Ohne Zweifel hatte Bernstorff längst eingesehen, daß weder Forsskål noch von Haven sich mit Niebuhr als Leiter einverstanden erklären würden, und daß dieser auch für den Posten ungeeignet war. Mit der Übertragung der Reisekasse war er so weit wie möglich gegangen. Als Ausgleich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hält er gegenüber von Haven streng an dem bereits getroffenen Beschluß fest. Für weitere Programmänderungen ist außerdem keine Zeit mehr. Am 21. Dezember 1760 hat das Kriegsschiff *Grönland* auf der Reede von Kopenhagen geankert. Es wird ein Diener für die Reisenden eingestellt, ein kräftiger Schwede mit Namen Berggren, der im Krieg gegen Preußen bei einem Husarenoberst Dienst gemacht hat und dem nichts imponieren kann. Die sechs Männer bekommen den Befehl, sich zur Abreise bereit zu halten.

Um die Weihnachtszeit empfängt Carsten Niebuhr dann die endgültige Order für die dänische Expedition. Sie ist in 43 Paragraphen abgefaßt, von denen die wichtigsten folgenden Wortlaut haben:

»Die Expedition geht mit dem Kriegsschiff *Grönland* nach Konstantinopel ab und von dort aus nach dem Glücklichen Arabien, wo mit dem Ziel der Expedition vor Augen so viele Forschungen wie möglich vorgenommen werden.

Die Reise führt über Konstantinopel nach Alexandria, Kairo, durch Ägypten nach Sinai, durch das Rote Meer nach Mokka. Von dem Königlichen Gesandten in Konstantinopel empfangen Sie Pässe und Empfehlungsschreiben. Der Aufenthalt in dem Glücklichen Arabien soll zwei, wenn nötig drei Jahre dauern.

Ihre erste Aufgabe soll es sein, die arabische Sprache so gut zu erlernen, wie es Ihnen möglich ist, wobei Ihnen der Botaniker und der Philologe helfen werden.

Sie sollen sowohl das Innere von Arabien als auch seine Küsten bereisen. Da ein Arzt mitgesandt wird, erwartet man, daß Ihnen dies Gelegenheit gibt, mehrere Städte, wo tödliche Krankheiten herrschen, zu besuchen, ohne sich dort Lebensgefahren auszusetzen.

Jeder der Reisenden soll ein Tagebuch führen, von dem er, so oft sich die Gelegenheit bietet, eine Abschrift nach Hause senden soll.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Die Reisenden sollen den Mohammedanern gegenüber sehr vorsichtig auftreten, ihre Religion respektieren und ihren Frauen nicht mit europäischer Freiheit begegnen.

Zum Ankauf von Manuskripten zu angemessenem Preis werden zweitausend Reichstaler courant zugestanden, die zu zwei Fünfteln auf den Philologen, zu zwei Fünfteln auf den Botaniker und zu einem Fünftel auf Sie entfallen. Dies gilt für Schriften über Naturgeschichte, Geschichte und Geographie, weiterhin für alle alten Handschriften der hebräischen Bibel, alle Abschriften arabischer Bibelübersetzungen und besonders für die älteste mit den von den jetzt gebräuchlichen abweichenden Buchstaben.

Die Reisenden sollen sich bemühen, auf die von Professor Michaelis sowie von den übrigen europäischen Lehrern gestellten Fragen Antworten zu finden, von denen wie von den Tagebüchern Abschriften nach Hause gesandt werden.

Die Reisenden sind gleichgestellt; Stimmenmehrheit gibt bei Uneinigkeiten den Ausschlag.

Sie sollen durch Längen- und Breitenbestimmungen versuchen, Unterlagen für eine Karte der bereisten Gebiete zu sammeln, ferner die Unterschiede angeben, die durch Trocken- und Regenzeit entstehen können sowie Ihre Aufmerksamkeit auf Dinge aus entschwundenen Zeiten, auf die Bevölkerungszahl und die Fruchtbarkeit des Landes richten. Weiterhin sollen Sie besonders Ebbe und Flut im Roten Meer, das Verhältnis zwischen Geburten und Todesfällen, den Einfluß der Polygamie auf die Zunahme oder Verminderung des Menschengeschlechts, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und die Anzahl der Frauen in den Städten und auf dem Lande erforschen.

Dr. Kramer soll sich mit den Krankheiten beschäftigen, die für die besuchten Gegenden typisch sind, und mit den gegen diese angewandten Mitteln. Indem er den kranken Arabern hilft, soll er ihr Zutrauen gewinnen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Professor von Haven beobachtet die Sitten und Gebräuche des Landes, besonders die, auf die die Heilige Schrift und die jüdischen Gesetze ihr Licht werfen.

Er suche so viel wie möglich über die Araber, Hebräer und Syrer zu erfahren und suche sich über die heidnischen Gottesdienste und die Bräuche vor Mohammeds Zeit Aufklärung zu verschaffen. Er soll die Abweichungen der Bibeltexte von alten hebräischen und griechischen Handschriften feststellen. Alle arabischen oder andere orientalischen Manuskripte, die er nicht deuten kann, kopiere er sorgfältig.

Professor Forsskål soll zoologische und botanische Sammlungen vornehmen, besonders solcher Dinge, die in der Bibel erwähnt sind.

Der Maler Baurenfeind soll sämtlichen Reisenden assistieren, wenn seine Mitwirkung erwünscht ist.

Die Heimreise sollen die Reisenden zusammen von Basra auf dem Landwege über Aleppo, Smyrna und weiter nach Europa antreten.«

Damit ist die dänische Expedition nach jahrelangen Vorbereitungen und heftigen Streitigkeiten endlich zur Abreise bereit.

Alles hängt nun von Kommandeur-Kapitän Fisker draußen auf dem Kriegsschiff *Grönland* ab. Um die Neujahrszeit ist das Schiff klar zum Ankerlichten. Am 4. Januar 1761 besteigen die sechs Mann ein Ruderboot, das sie vom Zollgebäude aus an Bord bringt, und eine Woche später steht in der *›Kiøbenhavnske Danske Posttidende‹* folgende Neuigkeit zu lesen:

»Da Seine Majestät trotz Seiner in diesen so schwierigen Zeiten drückenden Regierungssorgen unablässig danach strebt, die Ausbreitung von Bildung und Wissenschaft zu fördern und die Ehre Seines Volkes durch nützliche und zu preisende Vorhaben zu vergrößern . . . «

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Trotz dieser schwierigen Zeiten. Im Jahre 1761 herrscht Unsicherheit und Kriegsfurcht. Wenn die dänische Regierung auch in diesen Jahren ein größeres Kulturprogramm als jemals vorher realisierte, ist die Konjunktur doch alles andere als günstig. Die Staatsfinanzen sind hoffnungslos in Unordnung. Wegen des Krieges mit Deutschland hatte Bernstorff ein teures Heer von 24 000 Mann in Holstein aufstellen müssen, um die Grenze zu schützen. Der drohende Krieg mit Rußland hatte ihn eine fieberhafte diplomatische Aktivität entfalten lassen; dennoch ist der Tag nicht fern, an dem Peter III. sein Heer in Mecklenburg einrücken läßt und erklärt, daß er vorhabe, das dänische Königspaar nach Trankebar zu jagen. Viele solche Drohungen sind in diesem Jahr zu hören. Draußen in der großen Welt herrscht nahezu das, was spätere, mehr auf Sensationen ausgerichtete Zeiten einen Weltkrieg nennen würden. Friedrich der Große begnügt sich nicht damit, in Sanssouci Flöte zu spielen. 1761 wütet seit fünf Jahren der Siebenjährige Krieg zwischen dem König in Potsdam, der sich mit England alliiert hat, und Maria Theresia von Österreich, die mit Rußland, Frankreich und Schweden verbündet ist. Aber nicht genug damit. Auf den Weltmeeren, in Indien und Amerika, wird seit sechs Jahren der blutige englisch-französische Kolonialkrieg ausgetragen. Vielleicht war es vor allem dieser Krieg, der Frederik Regierungssorgen bereitet. Die englischen Kaperschiffe machten die Meere für dänische Kauffahrteischiffe unsicher, der Handel erlitt schwere Verluste, und zum Schutz vor den Engländern mußte die Regierung alle dänischen Handelsfahrzeuge von Kriegsschiffen begleiten lassen.

Ein solches Schiff war das Kriegsschiff *Grönland*, das sich Anfang des Jahres 1761 zum Auslaufen nach dem Mittelmeer klarmachte, um einen dänischen Konvoi von Marseille nach Smyrna zu begleiten. Dieses Schiff ist es, das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

die sechs Männer an diesem windstillen Wintermorgen, an dem sie vom Zollhaus fortgerudert werden, vor sich im Gegenlicht sehen. Hier sind sie endlich alle sechs beisammen. Gefaßt, aber aus gutem Grund schweigsam, der elegante von Haven, verbittert über seine Degradierung vor zwei Wochen und erfüllt von Widerwillen gegen diese Reise, auf der er nichts zu sagen haben soll; der kühle, scharfsinnige Forsskål, der sich erst vor vier Tagen bei Linné über den Stümper beschwerte, der ihm als Assistent aufgezwungen wurde, und der »Stümper« selbst, der unglückliche Kramer, der nun einer jahrelangen Reise entgegensieht, bei der er von Anfang an als unerwünscht erklärt wurde. Hier ist Niebuhr, der kleine, gedrungen gebaute Bauernsohn aus den Marschlanden, der die Herablassung, mit der ihn der berühmte Forsskål bei dem ersten Zusammentreffen empfing, nicht vergessen hat und nun fast täglich durch von Haven abgekanzelt wird, der es skandalös findet, daß ein simpler Landvermesser die Gelder der Expedition verwaltet. Hier ist schließlich und endlich der glückliche Baurenfeind, nüchtern, zu nüchtern hier in der Morgenkälte und dem scharfen Winterlicht, und der schwedische Diener Berggren, wohl der einzige, dem die allgemeine drückende Stimmung nicht auf die Nerven geht, weil er bereits einen schlimmeren Krieg hinter sich hat.

Hier sind sie. Alle sechs Männer. Endlich auf dem Weg in das Land mit dem freundlichen Namen, wie wir ihn den Stätten geben, die nur unsere Sehnsucht kennt. Das Land mit Weihrauch, Myrrhen und Balsam. Εὐδαίμων Ἀραβία, wie es Alexander nannte, weil er es nicht erobern konnte. *Arabia Felix*, wie es in Rom hieß. Glück ist immer leicht zu übersetzen. In von Havens formvollendetem Brief wurde es zu *l'Arabie Heureuse*. Niebuhr erwähnt es in seinem Tagebuch als *Das Glückliche Arabien* bis zu dem Tag, an dem er es erreicht. Danach nennt er es nur Jemen. Das ist

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



ÄGYPTER NACH EINER ZEICHNUNG VON BAURENFEIND

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

natürlich nur ein Zufall. Das Glückliche Arabien wird kurz und gut zu Jemen. Eine Frage der Wortwahl.

Vielleicht.

Vielleicht liegt dennoch etwas anderes hinter dieser plötzlichen Namensänderung. Oder ist es nur Zufall, daß die erste wissenschaftliche Expedition aus Dänemark gerade in das Land gesandt wird, das seit Alexander den Namen des Glückes trägt? War es wirklich ausschließlich die »Förderung der Wissenschaft und die nähere Deutung der Heiligen Schrift«, an die man dachte? Der Bibel dürfen wir nicht zu viel Gewicht beimessen; sie hat im Laufe der Geschichte als Vorwand für die merkwürdigsten Dinge gedient. Es war etwas anderes. Man sagte es nur nicht, schrieb es in keinem einzigen Brief, aber es war doch vorhanden. Man wollte gerne wissen, warum das Land den Namen bekommen hatte. Natürlich konnte dieser Grund nicht auf Anträgen angeführt werden. Das war nicht seriös. Glück war noch nie ein Motiv, das Subventionen auslöste. Will man in der Welt vorwärts kommen, sollte man damit keine Zeit vergeuden. Der sich aufmacht, das Glück zu suchen, wird allgemein ausgelacht, darum reist er lieber zur Erforschung der Heiligen Schrift. Dann lacht keiner. Man sollte meinen, es müsse sich umgekehrt verhalten, aber das ist nicht der Fall. Auch heutzutage nicht. Das Glück ist selten Mode. Dennoch weiß man wohl Bescheid, damals wie heute. Mitten in dem überklugen Rationalismus jener Zeiten kann die Arabische Reise daher so wirken, als habe die alte Sehnsucht der Bewohner des Nordens nach dem Land des Glücks irgendwo im Süden sich wieder ein wenig in ihrem tiefen Schlaf bewegt. Alles in allem würde man gerne Bescheid wissen, und das ist nicht weiter verwunderlich. Selbst unter dem wasserdichtesten Rationalismus, selbst in den schwierigsten Zeiten wohnt in jedem Menschen ein kleiner Alexander, der niemals sein Εὐδαίμων Ἀραβία erobert.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Darum darf man sich auch nicht wundern, daß sogar der nüchterne Peter Forsskål sich seine Gedanken über das Land mit dem merkwürdigen Namen macht. Auf der allerersten Seite seines Reisetagebuches, das genau am 4. Januar 1761 beginnt, fragt er sich selbst nach dem Ursprung dieses Namens: »Warum heißt das Land ›Das Glückliche Arabien‹, und warum soll es von einem weither kommenden Schiff aufgesucht werden?« Wenn man sich die sechs Männer vorstellt, von Haven und Forsskål, Niebuhr und Kramer, Baurenfeind und Berggren, die an dem windstillen Wintermorgen, am 4. Januar 1761, schweigend im Boot stehen und sich vom Zollhaus fortrudern lassen, muß man sich Peter Forsskåls Frage wiederholen. Nur einer der sechs Männer kehrt lebend nach Dänemark zurück.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

2. Kapitel

Der Sturm

1.

An Bord des Kriegsschiffes *Grönland* werden die Expeditionsteilnehmer von Kommandeur-Kapitän Fisker freundlich empfangen. Alles ist für ihre Reise vorbereitet, der Kapitän geleitet sie persönlich in zwei der besten Kammern des Schiffes, wo die gelehrten Herren sich nun mit ihren Büchern, Papieren und Instrumenten einrichten. Die große Reise kann beginnen.

Wegen des stillen Wetters kann man den Anker jedoch nicht, wie geplant, am 4. Januar lichten. Auch an den beiden folgenden Tagen bleibt die *Grönland* auf der Reede liegen und wartet auf günstigen Wind; erst am 7. Januar kann man mit einer schwachen südlichen Brise auf Nordkurs auslaufen. Die Brise legt sich jedoch gegen Nachmittag, so daß man mit Hilfe des nordlaufenden Stromes Helsingör erst am Abend erreicht.

Auch in Helsingör muß Kommandeur-Kapitän Fisker auf Wind warten, und Niebuhr benutzt die Zeit, die Sonnenhöhe mit seinem neuen Astrolabium zu messen, dessen Skala Professor Mayer in Göttingen eigenhändig markiert hat. So kann man die geographische Länge der Kronborg berechnen. Sie ist zwar bekannt, aber Niebuhr nutzt jede Gelegenheit, sich an Stellen zu üben, an denen er seine Resultate kontrollieren kann.

Am 14. Januar wehen wieder südliche Winde, und die *Grönland* läuft zusammen mit einer Reihe anderer Schiffe aus. Als das Kriegsschiff die Kronborg passiert, wird ihm mit drei Schuß von der dänischen Festung und mit vier

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Schuß von Helsingborg in Schweden salutiert, und Niebuhr, der die Zeremonie an Deck beobachtet, notiert in seinem Tagebuch, daß die Schweden immer mit einer geraden und die Dänen immer mit einer ungeraden Anzahl von Schüssen grüßen. Gegen Abend sind sie auf der Höhe von Kullen angelangt, dann legt sich der Wind. Die Seeleute an Bord erzählen Forsskål, daß eine so plötzliche Windstille im Winter oft eine unfehlbare Warnung vor Sturm ist, und ihre Voraussage geht in Erfüllung. Im Laufe der Nacht frischt der Wind auf, und anderthalb Tage später muß die *Grönland* im Kattegat mit einem Unwetter kämpfen. Erst am 17. Januar reißen die Wolken so weit auf, daß Niebuhr die Position des Schiffes mit seinem Astrolabium bestimmen kann. Es zeigt sich, daß der Sturm sie bis unter Läsö abgetrieben hat, und da er immer noch an Stärke zunimmt, gibt Kommandeur-Kapitän Fisker Befehl, nach Helsingör zurückzulaufen, wo sie die Schiffe wiederfinden, die vor einigen Tagen mit ihnen zusammen die Reede verlassen hatten.

Nun folgen wieder einige Tage der Untätigkeit, für den aktiven Forsskål eine fast schwerere Probe als Sturm und Seekrankheit. Er schreibt in sein Tagebuch, daß »mein Beruf und mein Verlangen nach Naturhistorie nun auf dem weiten und wilden Meer mitten im strengen Winter ein ganz leeres Gebiet vorfindet. Der wütende Sturm ließ uns an anderes denken als an gelehrte Beobachtungen. Aber ganz unbeschäftigt konnte ich am Beginn einer Reise, die uns die merkwürdigsten Erlebnisse versprach, doch nicht herumlungern.«

Forsskål beginnt, den Salzgehalt des Wassers bei unterschiedlichen Stromrichtungen zu messen und die Tangpflanzen zu studieren, das einzige im Meer, was einen Botaniker verlocken kann. »Ich sorgte dafür, immer zur Stelle zu sein, wenn der Anker vom Meeresboden emporge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

holt wurde, und fand jedesmal etwas Neues in dem mitgekommenen Tang.« Bereits in Helsingör verzeichnet er sieben verschiedene Tangarten und legt den Grundstock zu einer Sammlung von Weichtieren, die er mit konzentriertem Alkohol tötet, ehe sie sich zusammenziehen können, so daß Baurenfeind sie in ihrer wirklichen Größe zu zeichnen vermag.

Nun frischt der Wind jedoch wieder auf, und am 26. Januar schäumt die *Grönland* vor einem frischen südwestlichen Wind durchs Kattegat. Man passiert Skagen und hoffte, endlich ins offene Meer zu kommen, als der Wind nach Westen umschlägt und gleichzeitig zu einem orkanartigen Sturm wird. Carsten Niebuhr bemüht sich in seinem Tagebuch, die Fassung zu bewahren. »Den ganzen Tag über, am 2. Februar, war es so stürmisch, daß wir nicht einmal Feuer an Bord entzünden konnten. Doch machte uns dies nur wenig Sorge; auf See muß man lernen, solche Unbehaglichkeiten durchzustehen. Wir beklagten nur einen Matrosen, den der Sturm von der Rah ins Meer stürzte und der wegen der Dunkelheit und des gewaltigen Seegangs nicht gerettet werden konnte.«

Kommandeur-Kapitän Fisker versucht eigensinnig, das Schiff gegen die See zu zwingen, und hofft, dadurch so weit von der jütländischen Küste freizukommen, daß er abfallen und mit halbem Wind nach Süden segeln kann. Aber die tagelangen Anstrengungen sind vergeblich, und am 8. Februar beschließt Fisker, einen norwegischen Hafen anzulaufen. In Sichtweite der Küste gibt er das Lotsensignal. Kurz darauf kommt ein Segelboot zur *Grönland* heraus, das norwegische Lotsenfahrzeug, leicht an der roten Mittelbahn im Segel zu erkennen. Bei dem harten Wetter ist es jedoch für den Lotsen unmöglich, auf die *Grönland* zu kommen, und bald muß der Versuch, den Hafen zu erreichen, wieder aufgegeben werden. Peter Forsskål, der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

durch das Fenster seiner Kammer das kleine Lotsenfahrzeug mit dem roten Streifen im Segel im Schneetreiben verschwinden sieht, beschreibt die Szene in seinem Tagebuch, sichtlich ergriffen von diesem Treffen zweier fremder Schiffe. »Wenn es nur irgend möglich ist«, schreibt Forsskål, »unterläßt der norwegische Lotse es nie, zum Schiff hinauszusegeln, ohne Rücksicht darauf, ob er Signal bekommt oder nicht. Ein Gesetz, das ruhmvoll ist für den, der es schuf, und rühmlich für den, der ihm so ohne Zwang gehorcht.«

Nach diesem vergeblichen Versuch hat Fisker keine andere Möglichkeit, als aufs neue vor dem Sturm zu kapitulieren und vor dem Wind nach Helsingör zurückzulaufen. Mit dem Wind von achtern braucht er nur vierundzwanzig Stunden, um die Strecke zurückzulegen, die abzusegeln auf dem Hinweg die Anstrengung von vierzehn Tagen und Nächten kostete. Aber als sie auf der Reede von Helsingör ankern, ist wieder ein Matrose der *Grönland* ums Leben gekommen.

Für die Teilnehmer an der königlichen Expedition war Fiskers erbitterter Versuch, sich den Weg durch das Skagerrak zu erzwingen, das erste Zusammentreffen sowohl mit der See in all ihrer Größe, als auch mit der Seekrankheit. Carsten Niebuhr versucht, dem Schicksal mit Philosophie zu begegnen: »Ich ergab mich vollständig in die Hände des Allmächtigen, und da ich mich gleichzeitig ganz auf die Tüchtigkeit unserer Seeoffiziere und Matrosen verlassen konnte, legte ich mich während des Sturmes ruhig in meine Koje, während die anderen oben in Regen, Wind und Kälte dafür sorgen mußten, daß das Schiff gerettet wurde.« Auch Peter Forsskål sucht Zuflucht bei klugen Gedankengängen. »Niemals war der Beginn einer so wichtigen Reise so mühsam und zweifelhaft. Wir hätten leicht den Mut verlieren und daran denken können, aufzugeben;

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

aber wir wußten, daß die Gesetze der Jahreszeit und des Wetters sich nicht allein gegen uns richteten und auch nicht allein dazu da waren, uns zu dienen. Darum standen wir diese Seereise durch, der wohl kaum eine einzige der Mühsalen der Seefahrt fehlte.«

Wenn wir uns aber nach Niebuhrs und Forsskåls besinnlichen Überlegungen von Haven zuwenden, zeigt sich uns ein Bild tiefsten Elends. Nach dem Kampf im Skagerrak ist Professor von Haven vollständig zusammengebrochen. Seine erste Handlung nach der Ankunft in Helsingör ist es, Fisker anzuflehen, ihn an Land zu setzen. Da Fisker sich weigert, dies ohne ausdrückliche Erlaubnis der Regierung in Kopenhagen zu tun, setzt von Haven sich hin und schreibt voll Panik einen Brief an Graf Moltke: »Ich habe sowohl gegen Seekrankheit als auch gegen eine Konstitution kämpfen müssen, die im Grund genommen weder die Kälte noch das Leben an Bord überhaupt ertragen kann. Bereits im vergangenen Monat hatten wir verdorbenes Trinkwasser. Ich übergehe die vielen Unbehaglichkeiten mit Schweigen, da mein Respekt vor Euer Exzellenz sie auszusprechen verbietet. Aber mein Leben ist seit dem Tag, an dem wir ausliefen, eine einzige lange Krankheit gewesen.« Von Haven erwähnt, daß Fisker es ablehnte, ihn ohne Befehl des Königs an Land zu setzen. Er fürchtet, daß solch ein Befehl Helsingör nicht erreichen kann, ehe die *Grönland* aufs neue unter Segel gegangen ist; er sieht die tragischsten Folgen voraus. »Ich soll also ein Opfer des Meeres und des entsetzlichen Winters werden. Ich möchte daher von Euer Exzellenz Abschied nehmen und demütig für das großmütige Wohlwollen danken, das mir dadurch zuteil wurde, daß ich mich eines solchen Gunstbeweises Seiner Majestät des Dänischen Königs erfreuen durfte. Ich beklage nur, daß der Tod mich hindert, die Früchte der Ehre zu pflücken.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Die ergreifende Klage, die zum Schluß in Corneille'sche Alexandriner überzugehen beginnt, erreicht Moltkes Ohr nicht vergeblich. Am Tage nach der Ankunft des Briefes in Kopenhagen geht ein Bote nach Helsingör ab. Von Haven hat die Erlaubnis des Königs, die *Grönland* zu verlassen und über Land nach Marseille zu reisen, wo er sich der Expedition wieder anschließen soll. Der dänische Professor, der erst vor kurzem Anspruch auf den Posten als Leiter des ganzen Unternehmens erhob, wankt ins Ruderboot. Nun, da der schlimmste Schreck überstanden ist, fühlt er sich mehr gedemütigt als erleichtert. Oben an Deck stehen die übrigen Expeditionsteilnehmer und betrachten ihn schweigend. Er sieht sie böse an, während das Boot ihn nach Helsingör führt. Sie können warten. Er wird ihnen schon zeigen, wer er ist. Als er wieder festen Boden unter den Füßen spürt, fühlt er seine alte Selbstsicherheit zurückkehren. Mit ruhigen, bestimmten Schritten verschwindet er aus unserem Gesichtskreis. Er war der erste, der sich retten wollte. Er wurde der erste, der starb.

2.

Einen Monat später kommt der Frühling nach Dänemark. Peter Forsskål notiert in seinem Tagebuch, wie *Galanthus nivalis*, auch Schneeglöckchen genannt, unter den blattlosen, blühenden Haselbüschen der kleinen Gärten von Helsingör hervorsprießt. Draußen auf der Reede liegt immer noch das Kriegsschiff *Grönland*. Ende Februar hat Fisker einen dritten Ausfall gegen das brüllende Raubtier oben im Skagerrak gewagt, aber auch diesmal ist der Kommandeur-Kapitän zurückgeschlagen worden. Als das Schiff wiederum bei Helsingör ankert, rechnet Carsten Niebuhr seine Abstandsbeobachtungen zusammen und stellt fest,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

daß sie in den zwei Monaten seit der Abreise von Kopenhagen 450 Seemeilen zurückgelegt haben und dem Mittelmeer doch nur 5 Seemeilen näher gekommen sind. Im übrigen geben diese Beobachtungen dem peinlich genauen Niebuhr Gelegenheit, sich über die nautische Ausrüstung der *Grönland* zu entrüsten. Er klammert sich dabei an einige Ungenauigkeiten im Besteck und stellt nun nach der Untersuchung triumphierend fest, daß die Logleine nicht nur eine Kleinigkeit zu kurz ist, sondern daß außerdem die Sanduhr, die eine halbe Minute anzeigen soll, in 28 Sekunden ausläuft. Die Offiziere auf der *Grönland* müssen dem mißvergnügten Astronomen die Zusammenhänge erklären. Die Logleine ist absichtlich zu kurz gemacht worden, da sie sich ja während des Gebrauches streckt, genauso, wie das Glas in 28 Sekunden auslaufen soll, um den Fehler zu kompensieren, der durch die Schwierigkeit entsteht, die Leine bei hoher Fahrt genau auf das angegebene Zeichen hin zu stoppen. Niebuhr wendet sich verächtlich von diesen nur annähernd genauen Messungen ab und empfiehlt in seinem Tagebuch die astronomische Observation als das einzige genaue Mittel zur Ortsbestimmung auf dem Meer. Er hat sicher recht. Aber auch heute läuft das Logglas immer noch in 28 Sekunden aus.

Nun ist mittlerweile Schluß mit allen Untersuchungen und Diskussionen. Am 10. März versucht Fisker einen vierten Vorstoß, und diesmal kann er das Raubtier überwinden. Zweimal vierundzwanzig Stunden nach dem Auslaufen aus Helsingör segeln sie in die Nordsee. Forsskål sieht, wie Buchfinken und andere kleine Vögel anfangen, sich auf dem Deck niederzulassen, und verfolgt die großen Raubmöwen, die kleinere Möwen so lange ums Schiff jagen, bis sie ihr Futter erbrechen, auf das sich dann die Raubmöwen stürzen können. In der Nordsee wird das Schiff abermals von einem gewaltigen Sturm erfaßt, der es

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nordwärts zwingt. Am 13. März sind sie nach Niebuhrs Berechnungen auf der Höhe eines Landes, das Forsskål Hetland nennt. Dieser Name gibt uns zunächst keine genaue Vorstellung vom Kurs der *Grönland*, da er sowohl die Shetlandinseln als auch die Gegend um Stavanger in Norwegen bezeichnen kann. Indirekt gibt Forsskål uns jedoch eine andere Auskunft, die keinen Zweifel darüber läßt, über welchen der beiden Orte gesprochen wird. Er sagt nämlich im Tagebuch, daß er von der Position, die Niebuhr an seinem Astrolabium abgelesen hat, selbst schon auf eine andere Art Botschaft bekam, als er einige Tölpel, jene großen, weißen Vögel mit den schwarzen Flügelspitzen, beobachtete, die die Seeleute auf der *Grönland* ebenso wie die Seeleute unserer Tage Jan von Gent nennen. Diese imponierenden Vögel, die über große Meeresstrecken hin angetroffen werden, brüten nur an ganz wenigen Stellen der Erde, darunter auf den Shetlandinseln. Da Forsskål mehrere von ihnen gleichzeitig beobachtete, schloß er daraus, daß das Schiff in der Nähe ihrer Brutkolonie sein müsse, und konnte damit die Position fast so genau bestimmen wie Niebuhr. Selbst draußen auf dem öden, sturmerfüllten Meer beantwortet die Natur geduldig zweimal die gleiche Frage.

Die Buchfinken verschwinden, die Raubmöwen und Tölpel fliegen fort, aber der Sturm bleibt. In der Nacht des 25. März nimmt er aufs Neue orkanartigen Charakter an, und am folgenden Morgen zeigt Niebuhrs Astrolabium, daß die *Grönland* ganz nach Norden unter die isländische Küste gedrückt worden ist.

Hier legt sich der Wind endlich. Der 31. März ist ein großer Tag für alle an Bord des dänischen Kriegsschiffes, das nun wochenlang in dem aufgewühlten Meer hin und her geschleudert wurde. Wir können es sehen, wenn wir in den Tagebüchern nachschlagen. »Am 31. März stellte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sich endlich das schönste Frühlingswetter ein, nur war es vollkommen windstill, so daß wir während des ganzen Tages nicht vom Fleck kamen«, schreibt Niebuhr. Und seine Worte werden von Peter Forsskål bekräftigt: »Nach vielen dunklen Monaten wurde der 31. März der erste klare, angenehme und erfrischende Tag. Wir waren alle an Seele und Gemüt wie neugeboren. Es ist im allgemeinen unnötig, meteorologische Beobachtungen auf See durchzuführen, doch ich möchte wenigstens für diesen Tag bemerken, daß das Fahrenheitthermometer um 6 Uhr abends 49 Grad zeigte.« Man stelle sich diesen Abend auf dem Atlantik vor. Erst ein ganzer Tag mit schlaffen Segeln und wolkenlosem Himmel, und nun dieser Abend des 31. März mit Tageslicht während des Abendessens und fast zehn Grad Wärme, einigen sich auf dem Vordeck unterhaltenden Matrosen, und anschließend die Nacht mit ruhiger See und Nordlicht. Es ist nicht verwunderlich, daß alle Teilnehmer der dänischen Expedition sich an Seele und Gemüt wie neugeboren fühlen. Sie sind bis nach Island getrieben worden, in die falsche Richtung, aber nun beginnt wenigstens das Fahrenheitthermometer in die richtige Richtung zu zeigen. An diesem stillen nordischen Abend haben sie sich vielleicht zum ersten Mal wirklich unterwegs zum Glücklichen Arabien gefühlt.

Gerade an solchen Abenden kann man Peter Forsskål an Deck der *Grönland* eifrig mit seinen Versuchen beschäftigt sehen, das Rätsel um das prachtvolle Meeresleuchten zu lösen, das an den Bordwänden des Schiffes entlang im Wasser aufglitzert. Schon seit der Wartezeit in Helsingör war er davon erfüllt, den Grund für das Leuchten des Meerwassers zu finden. Er verwirft natürlich die Theorie, nach der das Meeresleuchten von den Nereïden stammt, den freundlichen Nymphen des Meeres, die Töchter des Nereus waren und von denen die schönste Poseidon heira-

tete. Forsskål hält sich lieber an sein Reagenzglas. Er füllt eines davon mit dem leuchtenden Meerwasser und stellt fest, daß es noch nach vierzehn Tagen leuchtet, wenn er es schüttelt. Er filtert das Wasser durch feines Leinen und sieht es immer noch leuchten, obwohl schwächer. Dann versucht er, es durch vierfaches graues Papier zu filtern. Nun verschwindet das Leuchten. Aber weder auf dem Leinenstoff noch auf dem Papier kann er unter seinem Mikroskop lebende Wesen entdecken. Er führt seine Experimente während der ganzen Reise mit der *Grönland* durch und kommt zu dem hypothetischen Schluß, daß es nicht das Salz im Meerwasser sein kann, das leuchtet, weil das gefilterte, aber nicht mehr leuchtende Wasser ja kein Salz verloren hat. In dem Schleim, der auf dem Papier zurückbleibt, findet er keine lebenden Wesen, also muß das Leuchten vom Schleim stammen. Forsskål glaubt nun, daß dieser Schleim von einigen Quallen herrührt, von denen viele leuchten. Bei der Bewegung des Wassers verlieren sie einen Teil ihres leuchtenden Schleims, der auf diese Art überall im Meerwasser vorkommt und es leuchten läßt, auch wenn sich keine lebenden Organismen in ihm finden lassen. Forsskåls Erklärung ist, wie heute bekannt, unvollständig, aber er ist sich selbst über die Fehlerquellen in seinen Beobachtungen klar, da er erwähnt, daß das Mikroskop, durch das er den filtrierten Schleim studiert, vermutlich zu schwach sei. Neuere Versuche haben gezeigt, daß das Meeresleuchten wirklich von lebenden Organismen verursacht wird. Nereus' Töchter sind ganz einfach einzellige Geißeltierchen und Wurzelfüßer.

Das Wunder hat einen anderen Namen bekommen, aber seinen Schein bewahrt. Und während es weiter um den Steven des Schiffes leuchtet, setzt die *Grönland* die lange Seereise nach Süden fort. Nach dem Ruhetag, dem 31. März, kommen frische nördliche Winde, die das Kriegs-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schiff westlich um Irland herum schnell nach Süden führen. Eine Woche später kommen sie aufs Neue in einen heftigen Sturm, und Niebuhr kann wieder von einem Matrosen berichten, der aus den Riggen stürzt. Endlich, am 13. April, zeigt Niebuhrs Messung der Sonnenhöhe, daß sie vor dem Kap Finisterre in Nordspanien sein müssen. Nun besteht Hoffnung, Land zu sichten. Gleichzeitig ist die Temperatur kräftig angestiegen, und Forsskål gibt der schnellen Klimaänderung die Schuld am Tode einiger erkrankter Matrosen, die dem Skorbut erliegen. Dann beobachtet Forsskål um das Schiff herum Sturmschwalben in großer Zahl, und am 21. April bekommen sie zum ersten Mal Land in Sicht, seit die norwegische Küste vor mehr als eineinhalb Monaten unter der Kimm verschwand. Es ist Kap S. Vincente, Cabo de San Vincente im südlichen Portugal. Niebuhr kann das Triumphieren in seinem Tagebuch nicht lassen. Seine Berechnungen weisen nur eine Ungenauigkeit von vierundvierzig Minuten oder knapp dreiviertel Grad auf. Und was noch bemerkenswerter ist: auch in Forsskåls Tagebuch kommen nun lobende Bemerkungen über »Herrn Lieutenant« vor. Es ist augenfällig, daß sich während der langen gemeinsamen Strapazen das Verhältnis der beiden Männer zueinander bedeutend verbessert hat. Niebuhr hat mit Bewunderung die unermüdliche Energie des Schweden beobachtet, und Forsskål seinerseits muß einräumen, daß der kleine Landvermesser immer wieder Kursberechnungen vorlegen kann, die genauer sind als die nach des Kommandeur-Kapitäns eigenem Besteck. Kramer ist gleichfalls weit davon entfernt, die Belastung zu sein, die er fürchtete und die er in Kopenhagen so gewichtig nahm. Der junge Physicus interessiert sich weder für Salzprozente noch für Meeresleuchten; Forsskål kann seine Experimente in Ruhe und Frieden durchführen. Außerdem hat er Freude an Baurenfeind, der nie ärgerlich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wird, obwohl er seine Zeichnungen der hoffnungslosen Weichtiere des Professors wieder und wieder ändern muß. Nun, da die *Grönland* endlich Land in Sicht hat, findet Baurenfeind reizvollere Motive und macht zwei schöne Zeichnungen von der europäischen und der afrikanischen Küste, gesehen von der Straße von Gibraltar.

Nachdem die dänische Expedition den stürmischen Winter auf dem Kattegat und der Nordsee zubringen mußte, erlebt sie zum Ausgleich dafür das Frühjahr auf dem Mittelmeer mit Sonnenschein und schwachen, lauen Südwinden. Niebuhr freut sich über den plötzlichen Wandel. Sein einziger Kummer ist, daß es ihm nicht glückt, Fisker zum Aufsuchen eines spanischen Hafens zu bewegen, in dem der Frischwasservorrat des Schiffes ausgewechselt werden könnte, das selbst Niebuhr jetzt untrinkbar findet. Forskål dagegen sieht keinen Grund zur Klage. Er hat die Erlaubnis bekommen, eine der Stückpforten der untersten Batterie zu öffnen, wo er gerade über der Wasserlinie stehen und Weichtiere mit dem Ketscher fangen kann. »Die langsame Fahrt des Schiffes ändert die ganze Zeit über meinen Fischplatz. Ich ziehe es vor, auf der Sonnenseite des Fahrzeuges zu stehen, um auf diese Art die kleinen Tiere leichter sehen zu können. Und doch sind sie nur als dunkle, halb unsichtbare Punkte zu bemerken. Das ist der Grund dafür, daß nur so wenige sie sahen. Ich beobachtete, daß diese Wesen bei Sonnenaufgang und Untergang am zahlreichsten waren, und nachdem ich in dieser Art Kleinfischerei geübter wurde, ließ ich kein schwimmendes Blatt oder Holzstückchen vorbei, sondern fing die Dinge ein und sah, daß sie mit allen möglichen Arten von Geißeltierchen besetzt waren, die sich auf diesen Kleinfahrzeugen herumtreiben lassen.«

In derart friedlicher Fahrt nähert sich das Kriegsschiff langsam Marseille. Nun zeigt das Thermometer zweiund-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sechzig Grad Fahrenheit (siebzehn Grad Celsius), und Forsskål sieht große Scharen von Schmetterlingen über das Schiff hin fliegen. Am 9. Mai sehen sie die Küste der Provence, und vier Tage später läßt die *Grönland* auf der Reede von Estaque, einige Seemeilen von Marseille entfernt, den Anker fallen.

Baurenfeind macht einige Zeichnungen der Stadt, und Forsskål begibt sich an Land, teils um zu botanisieren, teils um einen Ausflug zu der Universität in Montpellier zu machen, wo die berühmten Botaniker Professor François de Sauvage und Professor Antoine Gouen »mich mit all der Herzlichkeit empfingen, die meiner Person und meinem Rang entsprechen mochte.« In Montpellier hat Forsskål die Idee, von der dänischen Expedition aus Samen an alle größeren europäischen Universitäten zu senden. Auf diese Weise sieht er endlich eine Chance, Linné aus seinen Einsammlungen Nutzen ziehen zu lassen. Er schreibt sofort einen Brief an Bernstorff, in dem er sein altes Ersuchen, in Süd-Afrika Station zu machen, erneuert und außerdem vorschlägt, daß die Expedition via Kopenhagen Samen an die Universitäten in Montpellier, Paris, Uppsala, Chelsey und Amsterdam sendet. Weiter teilt er in einem Brief an Linné mit, daß er noch ein Mittel gefunden habe, ihn über seine Beobachtungen zu unterrichten, ohne daß es den Dänen zur Kenntnis kommt. »Wenn ich in meinen Briefen an Herrn Archiater ein Tier oder eine Pflanze nenne, will ich dies nur in der Form tun, daß ich die Nummer der Art und der Familie schreibe. Aber damit einige ›Pfuscher‹ in Dänemark die Funde nicht als ihre eigenen ausgeben können, will ich sie auf die Art verstecken, daß ich immer die zweite Ziffer der Nummer zuerst schreibe, solchermaßen, daß ich zum Beispiel statt 28 82 schreiben werde und statt 345 435 usw.«

Forsskål kann sich die Hände reiben. Es besteht end-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

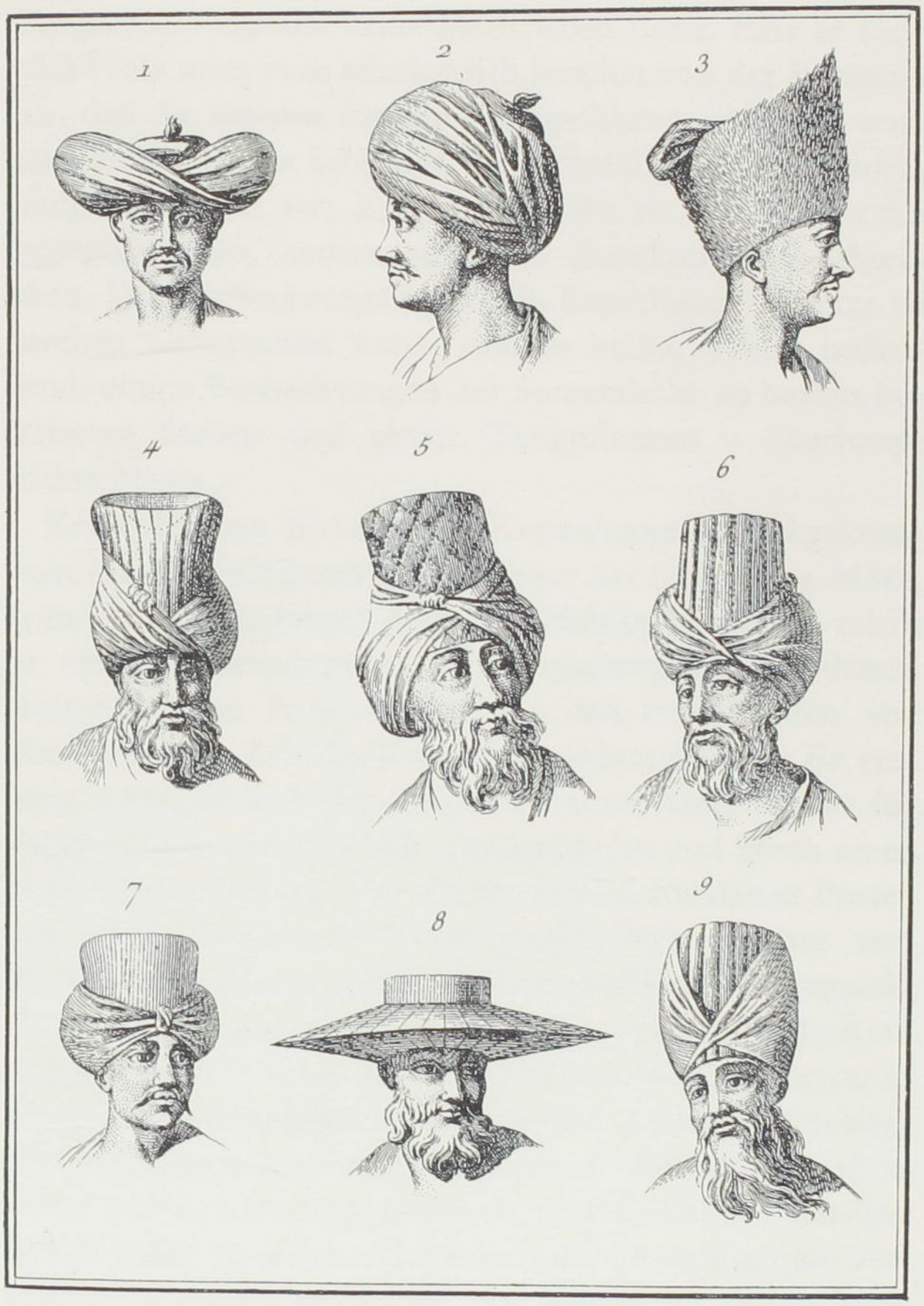
lich Aussicht, auch Linné durch seine Arbeit zu erfreuen. Die Expedition verläuft viel besser als erwartet. Die Reise nach Marseille hat ihm bereits eine große Ausbeute beschert, und das Verhältnis zu den übrigen Teilnehmern ist gar nicht schlecht. Über diesen optimistischen Betrachtungen vergißt Forsskål den schlimmsten aller dänischen ›Pfuscher‹, wird aber nicht lange in seinem Irrtum befangen bleiben. Als die Teilnehmer der dänischen Expedition am 14. Mai nach zwei Monaten Seereise an Land gehen, ist auch Professor von Haven in Marseille eingetroffen.

3.

Während die übrige Expedition von der Welt abgeschnitten auf dem Kriegsschiff *Grönland* lebte, war Frederik Christian von Haven nicht untätig. Nachdem er während des Sturmes im Kattegat sein Gesicht verloren hatte, nach dem demütigen Abschied auf der Reede vor Helsingör, mußte der so selbstsichere und gleichzeitig so leicht verwundbare Mann nun energische Schritte unternehmen, um die Achtung in den Augen der anderen und vielleicht auch in seinen eigenen wiederzuerlangen. Leider greift er in seiner Verzweiflung zu einem Mittel, das das bereits gespannte Verhältnis nur verschlimmern kann: er versucht, die anderen Teilnehmer im Urteil der dänischen Regierung herabzusetzen. Durch die Herabsetzung anderer hofft von Haven, den peinlichen Eindruck seiner eigenen Niederlage auszugleichen.

Schon in dem Brief an Moltke, in dem von Haven um die Erlaubnis bat, die *Grönland* verlassen zu dürfen, und seinen baldigen Tod voraussah, falls diese Erlaubnis ihn nicht rechtzeitig erreichte, hatte er diese schicksalsschwere Taktik eingeschlagen. Nachdem er in ergreifenden Wen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



ÄGYPTISCHE KOPFBEDECKUNGEN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dungen sein eigenes Ende beschrieben hatte, fuhr er fort: »Ich fühle mich auch schmerzlich berührt von der Erkenntnis, daß die meisten meiner Reisegefährten in einem warmen Klima dieses Schicksal wahrscheinlich teilen werden, einige aufgrund von Krankheiten, die sie sich bereits zugezogen haben, andere aufgrund charakterlicher Schwächen. Die Beobachtungen, die die Expedition bis jetzt zu machen Gelegenheit hatte, sind in keiner Weise bedeutend: einige Beobachtungen der Sonnenhöhe an bereits bekannten Stellen und einige Tangpflanzen – überhaupt nichts Neues.«

Kaum ist von Haven nach Kopenhagen zurückgekommen, fährt er mit Bemühungen dieser Art fort. Am 4. März, während die *Grönland* noch vor Helsingör wartet, reicht er ein Memorandum an die Regierung ein, in dessen weitreichenden Forderungen wir den anmaßenden von Haven aus der Zeit der Romreise wiedererkennen. Er verlangt zunächst, daß der Zeichner Baurenfeind, den er für vulgär und ungebildet hält, verabschiedet und durch einen anderen ersetzt wird. Von Haven schlägt für diesen Posten den später bekannten Theatermaler Peter Cramer vor. Weiterhin wendet er seine wohlerprobte Verzögerungstaktik an. Er, der gerade eineinhalb Jahre ergebnislos in Rom zugebracht hat, bittet um die Erlaubnis, einige Monate in Konstantinopel bleiben zu dürfen, um Arabisch, Türkisch und Griechisch zu lernen. Außerdem verlangt er, daß er allein alle Reiserouten festlegen und Beschlüsse darüber treffen kann, zu welcher Jahreszeit die Expedition die verschiedenen Städte aufsuchen und wie lange sie an jeder einzelnen Stelle verbleiben soll. Endlich beansprucht er das entscheidende Wort bei jeder Einstellung von fremden Arbeitskräften – kurz gesagt, er wiederholt seine Forderung, Expeditionsleiter zu werden, die bereits im Dezember auf so demütigende Weise abschlägig beschieden wor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

den war. Um seine Qualifikation zu unterstreichen, verspricht er, »sich dieser Vorzugsstellung, die jedoch das einzige Mittel zur Vorbeugung gegen tausende von Unstimmigkeiten ist, mit der größtmöglichen Milde zu bedienen.« Zum Schluß des Memorandums ersucht er um einen Zuschuß von vierhundert Reichstalern zur Deckung seiner Ausgaben auf der Reise nach Marseille.

Von Havens Antrag erleidet jedoch das gleiche Schicksal wie sein früherer; das einzige, was man bei Bernstorff erreichen kann, ist Geld. Baurenfeind wird nicht ausgewechselt, von Haven darf in Konstantinopel keine Zeit vergeuden, und vor allem wird nichts aus seinem großen Plan, in Marseille als Expeditionsleiter einzutreffen und damit den Eindruck der schmählichen Niederlage in Helsingör zu verwischen. Er bekommt die vierhundert Reichstaler. Im Vergleich zu den anderen Wünschen ist das Geld für ihn nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Es ähnelt fast einem Bescheid, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Als das Frühjahr kommt, finden wir den einsamen von Haven aufs neue in der Postkutsche. Diesmal macht er Halt in Paris, und einem Brief an Bernstorff können wir entnehmen, in welchem Grad diese Stadt nach dem bitteren Winter in Dänemark tröstend gewirkt hat. In Paris fühlt sich der verfeinerte Weltmann ganz anders zu Hause als in der Kammer unter den Deckplanken der *Grönland*, als Kapitän Fisker die Kräfte mit dem Skagerrak maß. Von Haven bleibt hier mehrere Wochen lang, er sieht Mademoiselle Clairon in Voltaires neuer Tragödie »Tankred«, er wird von dem berühmten d'Alembert empfangen und liest einen neuen Bestseller, »Die Neue Heloïse« von diesem merkwürdigen Rousseau. Er nimmt an Empfängen teil und besucht Kirchen, und seine einzige Enttäuschung ist ein Abend in der französischen Oper, die nicht seinen Erwartungen entspricht. In Lyon muß er leider auch einige

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Tage bleiben, denn der kühle Nordwind, der in der Bourgogne weht, hat ihm eine leichte Erkältung eingetragen. Aber Ende April findet er keine Vorwände zu weiterem Verbleiben. Außerdem war die Stadt wohl auch nicht sehr anregend. Nun muß er aufbrechen. Ihm bleibt nichts weiter übrig, als ins Glückliche Arabien zu reisen.

Am 7. Mai kommt von Haven in Marseille an, wo er eine Woche später die übrigen Teilnehmer der dänischen Expedition trifft, die froh sind, endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Er hört von dem guten Verhältnis zwischen Forsskål und Niebuhr, sieht die zahlreichen Zeichnungen, die von dem Mann, den er verabschiedet haben wollte, bereits vorliegen, stellt aber vor allem fest, daß Forsskål bereits bedeutende Experimente eingeleitet und den Grund für umfassende Sammlungen gelegt hat. Mehr als jemals vorher hat der empfindliche von Haven Grund, sich ausgeschlossen zu fühlen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bereits hier beschließt, die erste sich bietende Gelegenheit zu ergreifen, um sich Geltung zu verschaffen.

Er braucht nicht lange zu warten. Kurz nach der Ankunft in Marseille lädt Kommandeur-Kapitän Fisker die Teilnehmer der dänischen Expedition zu einem Willkommen-Essen ein, und während des Essens drehen sich die Gespräche um politische Themen. Von Haven glaubte auch auf diesem Gebiet einen besonders guten Überblick zu haben. Niebuhr kann dazu – in einem anderen Zusammenhang – erzählen, daß der Däne bereits auf der Universität Göttingen den Siebenjährigen Krieg, als er noch nicht einmal drei Jahre dauerte, großartig zu Gunsten Maria Theresias entschieden habe. Heute abend dreht sich das Gespräch am Tisch des Kommandeur-Kapitäns um die Ernennung des schwedischen Thronfolgers. Die Wahl war auf Adolf Frederik gefallen und der dänische Kronprinz über-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gangen worden. Nach von Havens Auffassung war dies ein grober Fehler und er zögerte daher nicht, den Mann, der ihn begangen hatte, den Führer von Schwedens Kriegspartei der »Hattar« (Hüte), den vornehmen Grandseigneur und Oberhofmarschall Karl Gustav Tessin, als »eine infame Person« zu bezeichnen.

Peter Forsskål ist nach seinem langen Kampf um die Freiheit des gedruckten Wortes nicht gerade ein Freund der »Hattar«, aber er kennt Tessin. Von Haven ist zu weit gegangen. Forsskål antwortet entrüstet, daß Graf Tessin bei all seinen Handlungen versucht hat, seinem Land auf die beste Art zu dienen. Er besitze einen bewundernswerten Charakter, und sein Hochsinn verbiete, so herabsetzend über ihn zu sprechen. Es entsteht eine kurze Pause. Dann fährt Forsskål eiskalt fort: »Man muß selbst eine infame Person sein, wenn man es fertigbringt, solch einen Ausdruck auf Tessin anzuwenden!«

Von Haven steckt Forsskåls Ohrfeige schweigend ein. Aber als das Essen zu Ende ist, steht er auf, geht zu dem Schweden und fragt ihn, ob er an dem vorhin Gesagten festhalten wolle. Wir kennen den starrköpfigen Forsskål gut genug, um zu wissen: wenn jemand an bereits getroffenen Beschlüssen oder ausgesprochenen Äußerungen festhält, dann ist er es. Forsskål sieht von Haven kühl an. Dann wiederholt er, was er vorher gesagt hat. Man müsse selbst eine infame Person sein, wenn man es fertigbringt, solch einen Ausdruck auf Tessin anzuwenden.

Nun stürzt in dem verletzten von Haven eine Welt zusammen. Nach einer Quelle, auf die wir später zurückkommen werden, deren Zuverlässigkeit anzuzweifeln wir aber leider keinen Grund haben, sieht er Forsskål wütend in die Augen und schleudert ihm so, daß alle es hören können, die geflügelten Worte entgegen:

»Lecken Sie mich am Arsch!«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Viele Jahre später, als das Drama, das durch diese Replik ausgelöst worden war, längst seinen bitteren Abschluß gefunden hatte, erinnerte Niebuhr in einem Brief an den dänischen Gesandten in Konstantinopel an von Havens Wüten in der Zeit, die diesem schicksalsschweren Essen beim Kommandeur-Kapitän folgte: »Auf dem Kriegsschiff wurde alles vernichtet. Ihre Exzellenzen von Moltke und Bernstorff wurden auch nicht vergessen. Jeder einzelne Teilnehmer der Expedition bekam sein Teil von dem Unwetter ab, mit Ausnahme von Kramer, dessen Tüchtigkeit von Haven zwischendurch lobte. Aber er war auch böse über sich selbst und konnte es sich nicht verzeihen, daß er in so schlechter Gesellschaft, und ohne größere Macht über sie zu haben, aus Kopenhagen abgereist war.«

Von Havens Versuch, sich in den Vordergrund zu drängen, endete bereits am ersten Abend an Bord der *Grönland* mit einer bitteren Niederlage. Er ist nun isolierter als je zuvor. Der einzige, auf den er immer noch ein wenig Einfluß hat, ist sein Landsmann Kramer, der jedoch in seiner Harmlosigkeit auf jeden zu hören bereit ist. Viel deutet jedoch darauf hin, daß dieser Spezialist in der Pflege von Kanarienvögeln auch einiges von dem launischen Professor erdulden mußte. Von Haven teilt die Menschen um sich herum in zwei Gruppen ein. Es gibt die, die er nicht leiden kann. Auf die verläßt er sich nicht. Dann gibt es die, die er mag. Auf die verläßt er sich auch nicht.

So wurden alle Teilnehmer umschichtig Opfer seiner verletzten Gefühle. Aber gegenüber Forsskål, dem ruhigen, sicheren Schweden, zu dem alle aufzusehen scheinen, der immer recht hat, der sich bei jeder Gelegenheit als unbestreitbar tüchtig erweist, den keine Beschwerlichkeit anzufechten scheint, der stattdessen eine gleichbleibende energische Aktivität entfaltet, ja, dem es nichts ausmacht, in kleinen Andeutungen – auch wenn andere zugegen sind

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

– seine offensichtliche Überlegenheit selbst in der arabischen Sprache, die ja eigentlich von Havens Spezialgebiet sein sollte, zu demonstrieren, diesem Manne gegenüber ist die verletzte Eitelkeit in eiskalten Haß umgeschlagen. Als Forsskål von Haven während der Diskussion um Tessin brutal auf seinen Platz verweist, muß der Däne zu einer Grobheit greifen, um Luft zu bekommen. Es fällt uns nicht schwer, uns vorzustellen, wie der ehrliebende Forsskål von Havens Beleidigung aufgenommen hat. Nach der Replik, die das Essen beim Kommandeur-Kapitän abschließt, herrscht offener Krieg zwischen den beiden Männern.

4.

Das Kriegsschiff *Grönland* wurde, wie erwähnt, ins Mittelmeer geschickt, um einige dänische Kauffahrteischiffe von Marseille nach Smyrna zu begleiten und sie gegen die englischen Kaperschiffe zu schützen, die während des Kolonialkrieges zwischen Frankreich und England die Meere unsicher machten. Ende Mai sind drei Handelsschiffe bereit, die Anker zu lichten, und am 3. Juni geht der kleine Konvoi unter Segel.

Bereits nach achtundvierzig Stunden in See hat der Kommandeur-Kapitän Gelegenheit, seinen Mut zu beweisen. Carsten Niebuhr gibt die vollständigste Schilderung des Treffens:

»Am Nachmittag des fünften Juni erblickten wir vier Schiffe in der Ferne und sahen bald an ihren Flaggen, daß es Engländer waren. Da Dänemark in Frieden mit England lebte, sollte unser Kriegsschiff strenggenommen keine Feindseligkeiten zu erwarten haben, aber unsere Kauffahrteischiffe kamen aus einem französischen Hafen, und wir konnten nicht wissen, ob die Engländer nicht auf den Ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

fall kamen, sie näher zu untersuchen. Darum machte unser Kapitän sich bereit, die englischen Schiffe abzuweisen. Alle Kanonen des Kriegsschiffes wurden klargemacht, Gewehre verteilt und alle Betten, sogar die der Offiziere und Passagiere, an Deck geschleppt; kurz gesagt, alles war zum Kampf bereit. Gegen Abend hörten wir einen Kanonenschuß, und dieser wurde sofort von unserem Kapitän beantwortet. Das windstille Wetter hinderte jedoch die Engländer den ganzen Tag über am Näherkommen. Erst am folgenden Tag gegen Mitternacht tauchte eines von Admiral Saunders' vier Schiffen neben uns auf. Nach einem kurzen Wechsel von Fragen und Antworten konnten beide Parteien ihre unterbrochene Reise fortsetzen. Am Abend des siebenten Juni sahen wir wiederum zehn Schiffe in der Ferne, und unser eigenes Fahrzeug wurde abermals kampfklar gemacht. Aber im Laufe der Nacht verschwanden die fremden Schiffe wieder. Am folgenden Tag verlangte der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes, unsere drei Handelsfahrzeuge zu untersuchen. Unser Kapitän verweigerte ihm dies. Als er sah, daß wir klar zum Kampf waren und bereit, uns zu verteidigen, mußte er sich, wenn auch, wie es schien, sehr ungern, ebenfalls zurückziehen.«

Während dieser spannenden Geschehnisse beanspruchte jedoch etwas anderes Carsten Niebuhrs ausschließliche Aufmerksamkeit. Am 6. Juni 1761 würde der Planet Venus vor die Sonne treten. Um dieses seltene Phänomen zu beobachten und zu messen, stellt Niebuhr sein Astrolabium und sein Fernrohr an Deck auf, auf dem die Matrosen herumlaufen, um das Schiff kampfklar zu machen. Zu seinem Leidwesen hindern ihn die Bewegungen des Schiffes, die trotz des windstillen Wetters auftreten, daran, die Messungen mit der gewünschten Genauigkeit vorzunehmen. Dennoch wirkt das Bild des ernsthaften Astronomen, der völlig mit seinen Instrumenten beschäftigt auf dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Vordeck steht, während die Matrosen um ihn herumhantieren und die englischen Kriegsschiffe ein Stück entfernt abwartend auf der blanken See liegen, fast ergreifend. Einer der Gründe dafür, daß die Welt noch nicht untergegangen ist, ist vielleicht, daß es selbst in den dramatischen Augenblicken fast immer einen Menschen gibt, der unangefochten in die andere Richtung blickt. Auf einige Kreise im Sand. Auf eine Giebelpartie in Delft. An Bord eines Schiffes, auf dem die Kanonen klar gemacht werden zum Antworten, findet man einen Menschen völlig vertieft in die Beobachtung der Venus-Bahn.

Es glückt jedoch Kommandeur-Kapitän Fisker, die feindlichen Kriegsschiffe abzuweisen, und eine Woche später läuft der dänische Konvoi in den Hafen von Malta ein. Die Ankunft wird von Forsskål so geschildert: »Wir salutierten mit dreizehn Schuß, und uns wurde mit vier Schuß von den Galeeren und mit elf Schuß von den Batterien der Stadt geantwortet. Die Häuser lagen am Berghang wie die Sitzreihen eines Amphitheaters. Dies ließ die Stadt unten vom Hafen her sehr freundlich erscheinen; außerdem war es die Ursache für den besonders heftigen Donner der Kanonenschüsse.« Forsskål und Niebuhr gehen sofort an Land und entfalten in den sechs Tagen, die die *Grönland* im Hafen liegt, eine weitreichende Tätigkeit. Ihre Tagebücher enthalten lange Beschreibungen der Felseninsel. Forsskål arbeitet eine »Flora Melitensis« aus, die 87 verschiedene Pflanzen aufweist, er schildert die großen Anlagen zur Salzgewinnung an den Küsten, informiert sich über den Handel der Insel und erfährt, daß die Malteser Schnee kaufen, der von Siziliens Bergspitzen kommt und den sie zur Kühlung ihres Trinkwassers benutzen.

Forsskål beschreibt auch die Denkmäler, Häuser und Kirchen der Stadt und verweilt bei der katholischen Prachtentfaltung, mit der er hier zum ersten Mal in Berührung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

kommt. Als man in der Giovanni-Kirche dem Schweden die Sammlung von Reliquien zeigt, gewinnt jedoch der Skeptiker in dem gelehrten Herrn die Oberhand. »Unter anderem zeigt man hier einen Dorn aus der Dornenkrone Jesu, die, wie Hasselquist meint, aus *Rhamnus spinosa* (Kreuzdorn) geflochten war, aber den gezeigten Dorn konnte ich mit botanischen Augen als nichts anderes ansehen als den Rest einer Knochenspitze, spitz, weiß und völlig gerade.«

Während ihrer gemeinsamen Ausflüge nimmt Niebuhr zahlreiche Messungen der geographischen Länge und Breite der Insel vor, aufgrund derer man später ihre Lage auf der Landkarte ändern muß. Das ist das erste, aber nicht das letzte Mal, daß der junge Landvermesser ein paar Inseln und Küsten versetzt. Man spürt außerdem, daß er in Forsskåls Gesellschaft von dessen Skeptizismus angesteckt wird. Als sie zusammen auf der Insel die Grotte aufsuchen, in der Paulus seinerzeit Zuflucht nach seinem Schiffbruch gesucht haben soll, entdecken sie in dem blendend weißen Kalkstein die kleinen sogenannten Schlangenaugen, die nach Ansicht der Bewohner beweisen, daß Paulus seinerzeit die Schlangen von der Insel vertrieb. Niebuhr kommentiert diese Erklärung trocken mit der Vermutung, daß Schlangen vielleicht ganz einfach nicht auf diesem Felsengrund leben können: »Ohne Zweifel kann man auch andere kleine Inseln finden, auf denen niemals ein heiliger Mann war und auf denen dessenungeachtet ebenfalls keine Schlangen gefunden werden.«

Kurz nach dem Auslaufen aus Malta wird Niebuhr von einer heftigen Dysenterie oder Ruhr, wie er es nennt, befallen. Die übrigen Expeditionsteilnehmer, die bereits mehrere Mitglieder der Besatzung der *Grönland* an der Krankheit sterben sahen, beginnen um ihren jungen Astronomen zu fürchten, und er selbst schreibt jetzt in sein Ta-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gebuch, daß »ich selbst jede Hoffnung aufgegeben habe, Konstantinopel, viel weniger noch Arabien zu sehen.« Im griechischen Inselmeer segeln sie in den wirklichen Sommer hinein. Forsskål mißt bis zu neunundsiebenzig Grad Fahrenheit (sechsundzwanzig Grad Celsius), wenn er allabendlich das Thermometer abliest, und die Wärme ist sehr lästig für den Kranken, der sich damit trösten muß, glücklicherweise noch unter Europäern Fieber bekommen zu haben.

Als sie am 30. Juli Smyrna erreichen, muß Forsskål seinen Begleiter bei den Ausflügen auf Malta entbehren. »Ich bin kaum kräftig genug, mich solange aufrecht zu halten, daß ich vom Fenster unserer Kammer zu der berühmten Handelsstadt hinübersehen kann«, schreibt Niebuhr in sein Tagebuch. Man muß ihm vergeben, wenn er etwas bitter ist. Während des Aufenthaltes in Smyrna bekommen die anderen Teilnehmer der Expedition den ersten Eindruck des Orients, die schattigen Galerien zur Straße hin, auf denen das Volk hockt und die Vorbeigehenden betrachtet, Männer und Frauen, die auf dem Markt herumgehen, um Gumbofrüchte und pulverisierten Abrahamsbaum zu kaufen, Männer in Turban und weißen Röcken, Frauen mit Schleiern vor den Gesichtern, die unverheirateten mit weißen, die verheirateten mit schwarzen Schleiern, als wären sie Witwen ihrer eigenen Jugend geworden.

In Smyrna entdeckt Forsskål auch einen Vogel, über den er niemals vorher eine Beschreibung gefunden hat. Er nennt ihn *Turdus seleucus*. Die Einwohner erzählen ihm, daß der Koran das Töten dieses Vogels verbietet, weil er mehr als zehntausend Heuschrecken am Tag vernichten kann. Forsskåls Entdeckung gilt einem Vogel, der heute *Pastor roseus* oder Rosenstar genannt wird. Es ist tatsächlich eine Starenart. Kopf, Hals, Flügel und Schwanz sind

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schwarz, während Rücken und Bauch rosenrot leuchten. Im Nacken hat er einen kleinen Federschopf. Es stimmt nicht, daß der Rosenstar im Koran erwähnt wird, aber noch heute ist er im Orient verbreitet, wo er aufgrund seiner Fähigkeit, Heuschrecken zu fangen, sehr geschätzt wird. Oft stand man und sah Forsskåls kleinem eifrigen Vogel beim Töten von Insekten zu, die er häufig hinterher nicht einmal verspeiste. Es gelang jedoch niemals nachzuzählen, ob er wirklich zehntausend am Tag schaffen konnte. Es gab so viel damals, was man nicht erledigen konnte. Und heute sieht man keinen Rosenstar mehr.

5.

Am 10. Juli verläßt die *Grönland* Smyrna wieder und segelt weiter nach Nordene zu der Insel Tenedos, dem heutigen Bozcaada, wo die Expeditionsteilnehmer von Kommandeur-Kapitän Fisker Abschied nehmen und das dänische Kriegsschiff verlassen, das mehr als ein halbes Jahr lang ihr Zuhause war. Das kleine Stückchen Dänemark hat sie bis ganz an die Tür begleitet, auf der Insel Tenedos stehen sie auf der Schwelle zwischen Europa und dem Orient. Von hier aus sollen sie mit einem kleinen türkischen Boot weiter nach Konstantinopel segeln. Carsten Niebuhr ist nun so schwach, daß er an Bord des fremden Schiffes getragen werden muß. Seine Tagebuchaufzeichnungen aus diesen Wochen sind sehr summarisch. Zwischen seinen Fieberanfällen beobachtet er die vornehmen Türken auf dem neuen Schiff und findet »ihre Sprache, Kleidung und ihr ganzes Betragen so fremdartig, daß ich mir keine großen Hoffnungen machte, weitere Freuden im Morgenland zu finden.« Das ist nicht die Schuld der Türken, aber der arme Niebuhr hat in diesen Tagen wirklich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

starke Schmerzen. So erfährt man, daß es auch ein Land auf der Erde gibt, das den Namen »das Unglückliche Arabien« verdient.

Die Reise durch die Dardanellen und das Marmarameer geht langsam vor sich, weil die türkischen Fahrzeuge nur segeln können, wenn es nicht zu kräftig bläst. Fast täglich hat Forsskål Gelegenheit, an Land zu gehen und einige Stunden an den fremden Küsten zwischen Feldern mit Mais und Baumwollpflanzen zu botanisieren. Erst am 30. Juli erreicht die Expedition Konstantinopel. Dort werden die Teilnehmer bei dem dänischen Gesandten von Gähler einquartiert, einem von Bernstorffs tüchtigsten jungen Diplomaten, der hinfort als Verbindungsmann zwischen den Reisenden und der Regierung in Kopenhagen fungieren soll.

In von Gählers Heim erwartet die Reisenden eine umfangreiche Post, bestehend aus Briefen von ungefähr allen europäischen Universitäten, in denen die Expeditionsteilnehmer gebeten werden, alle nur denkbaren Probleme zu untersuchen, von der Frage, inwieweit ein beschnittener Mann größere Freude am Beischlaf hat als ein unbeschnittener, bis zu dem Problem, ob man die regenlose arabische Wüste als den Beginn einer Austrocknung, die sich gradweise über den ganzen Erdball ausbreitet, betrachten kann.

Zwischen den vielen Briefen liegt auch eine Antwort von Bernstorff auf die Gesuche, die Forsskål dem dänischen Minister von Marseille aus sandte. Daraus geht hervor, daß der dänische König gern den vorgeschlagenen Austausch von Samen zwischen der Expedition und den größeren europäischen Universitäten erlauben will. Endlich ist Forsskål dadurch im Stand, seinen vergötterten Linné zu erfreuen. Zum Ausgleich dafür darf er nur dann über Süd-Afrika nach Hause reisen, wenn einer der dänischen Teilneh-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

mer der Expedition bereit ist, ihn zu begleiten. Bernstorff wünscht augenscheinlich eine gewisse Kontrolle über diesen Schweden zu behalten, der auf Kosten des dänischen Staates rund um die Erde reisen wollte. Da der in Frage kommende Däne aufgrund des gespannten Verhältnisses zwischen Forsskål und von Haven nur der unbedeutende Kramer sein kann, sieht Forsskål bis auf weiteres keine Möglichkeit zur Durchführung dieses Teiles der von ihm und Linné gemeinsam entworfenen Pläne. Aber wie gewöhnlich sendet er der Regierung sofort ein erneutes Ansuchen über das, was ihm gerade abgeschlagen wurde.

Die Erlaubnis, Samen nach Uppsala zu senden, hat inzwischen den unermüdlichen Botaniker aufs äußerste aktiviert. Während des Aufenthaltes in Konstantinopel, der aufgrund von Niebuhrs Zustand von Woche zu Woche verlängert werden muß, ist Forsskål unablässig unterwegs. Er begnügt sich nicht damit, alle größeren Gärten der Stadt selbst zu besuchen, er unternimmt weite Ausflüge in die Umgebung, besucht eine Reihe von Städten an der Küste des Marmarameeres und am Bosporus. Er schließt Bekanntschaft mit türkischen Fischern und segelt mit ihnen hinaus, um sie beim Fischen von Schalentieren zu beobachten und Studien über die dortigen Meerespflanzen zu machen. Er untersucht den Erdboden an verschiedenen Stellen, sammelt und verschickt Samen, unterrichtet sich über das Wasserversorgungssystem der Stadt, das unter Kaiser Justinian gebaut wurde, und arbeitet eine Liste der Farbstoffe aus, die von den Juden der Stadt auf dem Markt gehandelt werden – eine wahre Orgie von Bakam-Braun, Indigo-Blau, Saragatsch-Gelb und Karmesin-Rot.

Während dieser Forschungen wird der ermattete Niebuhr im Haus des Gesandten gepflegt. Hier bessert sich sein Zustand langsam, und einen Monat nach der Ankunft in Konstantinopel kann er anfangen, sich ein wenig in der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Stadt umzusehen. Er bespricht die Geldsachen der Expedition mit von Gähler, der ihm bei der Besorgung von Wechseln auf die reichen Kaufleute in Kairo hilft und ihn mit Einführungsschreiben an einflußreiche Persönlichkeiten in Ägypten und Arabien versieht.

Sie einigen sich auch, daß die Teilnehmer der dänischen Expedition bei der Abreise von Konstantinopel notwendigerweise orientalische Kleidung anlegen müssen. Niebuhr motiviert dies im Tagebuch: »In Arabien würde uns unsere Kleidung dem Spott des Pöbels aussetzen, und auch für uns selbst würde die europäische Kleidung höchst unbequem sein, da wir von nun an lernen müssen, Stühle und viele andere Bequemlichkeiten, die man überall in Europa findet, zu entbehren.«

Von Gähler hilft der Expedition bei der Anschaffung der notwendigen Kleider, und Anfang September ist man zur Weiterreise bereit. Doch kurz vor dem Aufbruch ereignet sich noch etwas, das den weiteren Verlauf der Expedition entscheidend beeinflussen und dem gastfreien Wirt in Konstantinopel noch jahrelang danach Kopfschmerzen bereiten wird.

Die Ursache ist wieder Frederik Christian von Haven.

Seit dem gewaltsamen Zusammenstoß bei dem Essen des Kommandeur-Kapitäns Fisker in Marseille hatten von Haven und Forsskål nicht in einem Zimmer sein können, ohne daß von der einen oder anderen Seite knappe, aber unverschleierte Grobheiten fielen. In Konstantinopel bemühen sich beide, einander so weit wie möglich aus dem Wege zu gehen. Während Forsskål seine Exkursionen in die Umgebung der Stadt unternimmt, begibt sich von Haven daran, seltene arabische Manuskripte aufzuspüren und zu kaufen. Zum ersten Mal in der Reihe von Jahren, die wir ihn begleiten, kann er nun ein konkretes Resultat vorlegen. Gegen Ende des Aufenthaltes sendet er Bernstorff

einen Katalog über seine Einkäufe, die im ganzen vierunddreißig arabische Manuskripte umfassen, meist Geschichte und Poesie, aber auch zwei wertvolle Wörterbücher der arabischen Sprache.

Von Havens Erfolge werden jedoch, knapp bevor sie erreicht sind, durch eine Kapitulation aufgewogen. Kurz vorher hat er nämlich Bernstorff mitgeteilt, daß aus der Reise ins Glückliche Arabien selbst nichts werden kann. Er sagt dies nicht direkt. Er sagt, daß er mit dem hiesigen französischen Gesandten gesprochen hat, der betont, »il est absolument impossible de pénetrer dans l'Arabie heureuse« – daß es also absolut unmöglich ist, in das Glückliche Arabien einzudringen. Noch in Konstantinopel, nur einige wenige Wochen vor der Abreise nach Alexandrien, versucht von Haven so, die Unmöglichkeit der Expedition aufzuzeigen, die ihm nach dem Zusammenstoß mit Forsskål noch weniger verlockend erscheint als je zuvor. Zu seiner aufrichtigen Furcht vor den Strapazen in der Wüste kommt nun die Furcht vor dem Hohn der anderen Teilnehmer. Die Einsamkeit unter Fremden wird für ihn noch zusätzlich durch die Einsamkeit unter den Seinen vergrößert. Ebenso wie er im Brief von Helsingör den baldigen Tod aller Teilnehmer voraussah, sagt er nun, daß die Expedition ihr Ziel niemals erreichen kann. Er hat recht, soweit es ihn selbst betrifft. Für von Haven ist es wirklich vollkommen unmöglich, in das Glückliche Arabien einzudringen. Er hat genau so viel Furcht wie während des Sturmes im Skagerrak, aber diesmal gibt es keine Möglichkeit, das Fahrzeug zu verlassen und festen Grund unter die Füße zu bekommen. Nun muß er zu anderen Mitteln greifen.

Bereits in Konstantinopel sehen wir daher von Haven den ersten Versuch machen, dem zu entgehen, was mehr und mehr sein unabwendbares Schicksal zu sein scheint. Er begnügt sich nicht damit, die Hoffnungslosigkeit des ara-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

bischen Projektes zu bekräftigen. Er trifft insgeheim sogar Anstalten, die zeigen, daß wir es mit einem Menschen zu tun haben, der nicht nur gekränkt, sondern verzweifelt ist. Der listige von Gähler verfolgt ihn mit mißtrauischen Augen. Wo liegt der Grund für die eisige Kälte zwischen dem dänischen und dem schwedischen Professor? Kurz vor der Abreise führt der Gesandte ein kleines Verhör durch, in dessen Verlauf die ganze Vorgeschichte mit dem fatalen Essen auf der *Grönland* an den Tag kommt. Es glückt dem gewiegten Diplomaten, beide Gegner dazu zu bringen, daß jeder für sich den Vorfall bedauert. Er bittet sie danach, sich bei dem anderen zu entschuldigen und einander im Beisein der ganzen Gesellschaft zu umarmen. Es gelingt ihm, sie zu überreden. Forsskål und von Haven entschuldigen sich. Forsskål und von Haven umarmen einander im Beisein der ganzen Gesellschaft. Vorhang.

Damit glaubt von Gähler, den Streit beigelegt zu haben. Er soll bald erfahren, wie sehr er sich irrte. Alles deutet darauf hin, daß es Forsskål gelungen ist, seine Entschuldigung so zu formulieren, daß sie wie ein erneutes Herumdrehen des Messers in von Havens offener Wunde wirkte. Jedenfalls ist bezeugt: unmittelbar nach der Versöhnungsszene in von Gählers Wohnzimmer vertraute von Haven Christian Kramer an, daß es ihm schon gelingen werde, dem Schweden ans Leben zu gehen. Am Tage vor der Abreise besuchen die beiden Dänen das Geschäft von Apotheker Florent, wo von Haven einige Medikamente für die Reise bestellt hat. Seine fürchterliche Drohung gegen Forsskål klingt immer noch in Kramers Ohren, und nun bemerkt der junge Arzt entsetzt einige Pakete, die der Apotheker vor von Haven auf den Ladentisch legt.

Unter den Medikamenten, die der dänische Professor für die Reise bestellt hat, befinden sich für acht Asper gelbes und für sechzehn Asper weißes Arsenik.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

6.

Am 8. September 1761 sind alle Vorbereitungen für die Reise abgeschlossen. Nun beginnt das wirkliche Abenteuer. In ihren neuen orientalischen Kleidern verabschieden sich die gelehrten Herren von ihrem Wirt von Gähler und gehen an Bord des Schiffes, das sie nach Alexandria segeln soll.

Auf diesem Schiff, einem kleinen türkischen Fahrzeug aus dem Adriahafen Dulcigno, trifft die dänische Expedition eine ganz andere Welt an als auf dem Kriegsschiff *Grönland*. Der Zweck der Reise ist ganz einfach der, eine Last junger Sklavinnen auf den Markt nach Ägypten zu bringen. Schon von Reisebeginn an kann man feststellen, wie die besondere Fracht die Aufmerksamkeit unserer Reisenden erregt. Peter Forsskål vergißt für eine Weile seine Geißeltierchen und Wasserpflanzen und vermerkt in seinem Tagebuch: »Wir sind mit einem Händler zusammengekommen, der sich mit einer Handelsware nach Kairo begibt, die in europäischen Häfen höchst ungewöhnlich ist, nämlich mit Frauen. Er hat alle Regeln der Eifersucht beachtet: eine besondere Kajüte, die über unserer eigenen liegt, ist für die jungen Frauen gemietet worden, und er allein bringt ihnen ihr Essen. Außerdem hat er einen Vorhang innen vor der Tür befestigt, so daß die Frauen nicht gesehen werden können, wenn er ein- und ausgeht.« Aus der Schilderung geht hervor, daß Forsskål nichts von seiner exakten wissenschaftlichen Beobachtungsgabe eingebüßt hat, und auch Niebuhr scheint gewissenhafte Studien gemacht zu haben. »Die jungen Frauen«, schreibt er in seinem Tagebuch, »werden übrigens sehr gut behandelt, denn da sie in Ägypten verkauft werden sollen, ist es ihrem Eigner sehr darum getan, sie gesund und munter auf den Markt zu bringen.« Noch bleibt es bei diesen Beobach-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

tungen, aber es ist nur wahrscheinlich, daß die beiden Herren jetzt gleichsam besondere Hoffnungen an die bevorstehende Reise knüpfen. Sie werden nicht enttäuscht.

Als das Schiff am 8. September segelklar ist, wird der Wind ungünstig, und erst am 11. können sie Konstantinopel verlassen. Drei Tage später passieren sie die Dardanellen, wo Forsskål und Niebuhr an Land gehen – der eine, um Samen von den Blüten zu sammeln, die er hier während seiner Exkursionen in die Umgebung gefunden hatte; der andere stellt sein Astrolabium am Ufer auf, um die Längenmessungen vorzunehmen, die er aufgrund seiner Krankheit beim erstmaligen Passieren dieser Stelle versäumen mußte.

Dann geht die Reise weiter durch das griechische Inselmeer. Auf der Reede von Tenedos treffen sie venetianische Kriegsschiffe, weigern sich aber zu salutieren, da diese Ehrenbezeugung französischen und englischen Kriegsschiffen vorbehalten ist. Sie passieren die Insel Samos, deren Berge von dunklen Wolken bedeckt sind. Hier fürchtet der türkische Kapitän, den Seeräuber Kapitän Pascha zu treffen, der diesen Teil des Meeres unsicher macht und hohes Lösegeld von den aufgebrachten Schiffen verlangt. Vor Rhodos wartet Pascha dann auch mit sechs Kriegsschiffen, und alle Bewohner der Insel haben ihre Häuser aus Furcht vor seinem Plünderungsversuch verbarrikadiert.

Die Teilnehmer der dänischen Expedition haben jedoch gerade in diesen Tagen an ganz andere Probleme zu denken. Weder die schönen Sklavinnen in der Kajüte über ihnen noch der drohende Kapitän Pascha draußen auf der Reede können ihre Aufmerksamkeit fesseln, als sie am 21. Dezember im Hafen von Rhodos ankern. Sie sind alle tief erschüttert, aber aus einem ganz anderen Grund. Kramer hat ihnen seine Entdeckung beim Apotheker Florent in Konstantinopel mitgeteilt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Aus den Tagebüchern geht hervor, daß Niebuhr, Forskål und Baurenfeind in Rhodos am 21. September an Land gehen, während die beiden Dänen von Haven und Kramer das Schiff erst am folgenden Tag verlassen. Aber weder Niebuhrs noch Forsskåls Aufzeichnungen enthalten ein Wort, das uns einen Hinweis auf die Ursache dieser Absonderung geben könnte.

Warum wollten die drei Herren am 21. September auf Rhodos allein sein?

Die Antwort kann man im dänischen Reichsarchiv finden, in dem ein Brief an den dänischen Gesandten in Konstantinopel, datiert zu Rhodos am 21. September 1761, aufbewahrt wird. Der Brief ist von Forsskål, Niebuhr und Baurenfeind abgefaßt. Er lautet:

»Euer Hochwohlgeboren, Herr Gesandter, gnädiger Herr! Für die außerordentliche Gnade und väterliche Sorge, die der Herr Gesandte unserer kleinen Gesellschaft in Konstantinopel erwies, wünschen wir noch einmal unseren untertänigsten Dank auszudrücken, wobei wir Euer Andenken für den Rest unseres Lebens auf das dankbarste ehren werden.

Heute kamen wir in Rhodos an. Hier trafen wir bei dem französischen Konsul einen Herrn, der nach Konstantinopel reisen wollte und uns anbot, einige Briefe für uns mitzunehmen. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um dem Herrn Gesandten die erste Unterrichtung von einem Umstand zu geben, der uns alle sehr bestürzte, als wir ihn vor einigen Tagen von unserem Medicus, Herrn Kramer, erfuhren.

Am letzten Tage unseres Aufenthaltes in Konstantinopel hat der Apotheker Florent im Beisein unseres Medicus, Herrn Kramer, auf Verlangen unseres Philologus, Herrn von Haven, diesem zwei erstaunliche Quantitäten Arsenik ausgeliefert, und da unser Medicus darüber sehr bestürzt war, gab der Empfänger dieser Medikamente sie verpackt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

an unseren Medicus zur Aufbewahrung weiter – ohne Zweifel, um sein Mißtrauen zu zerstreuen. Doch unser Medicus enthüllte uns das Ganze und zeigte uns die beiden Pakete, die wir nun in versiegeltem Zustand nach Ägypten mitbringen. Die beiden Portionen sind so groß, daß sie für die letzte Mahlzeit zweier Regimenter ausreichen würden. Wir glauben, daß der Herr Gesandte bereits den Charakter dieses Mannes kennt. Sein Wunsch, in den Besitz der Kasse zu kommen und darüber zu disponieren, ist bekannt. Unser Medicus hat erzählt, daß er, nachdem er sein Vergehen im Beisein des Herrn Gesandten zugeben mußte, einen Eid geschworen hat, den, der ihm diesen Tort angetan hat, noch vor der Heimkunft aus dem Wege geräumt zu haben. Wenn wir all dies im Zusammenhang mit seiner Herrschsucht und seinem Jähzorn sehen, den er jeden Tag gezeigt hat, können wir bei diesem Einkauf nur an den grausamsten Zweck denken. In diesen Ländern, in denen oft die Pest wütet, wäre es die leichteste Sache von der Welt, die Schuld an einer Reihe plötzlicher und gleichzeitiger Todesfälle auf diese Krankheit zu schieben und damit zu verhindern, daß man eine Untersuchung der Leichen der Unglücklichen vornimmt. Wir glauben auch, daß es, wenn es speziell auch nur einem einzelnen von uns gilt, notwendigerweise uns alle gefährden muß, da die Übriggebliebenen sonst mißtrauisch werden könnten. Wir sehen keinen anderen Ausweg, als uns noch einmal dem Rat und der Voraussicht des Herrn Gesandten anzuvertrauen. Wir wagen gern unser Leben in Gefahren, die unsere Reise vielleicht mit sich bringt. Aber diese tägliche Drohung von einem unserer Reisegefährten erscheint uns größer als alle anderen. Wir bitten den Herren Gesandten darum, so gnädig zu sein, Apotheker Florent selbst zu fragen, ob nicht zwei große Pakete mit gelbem und weißem Arsenik bei ihm verlangt wurden, und ob er sie nicht eigenhändig aus-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

geliefert hat. Der Empfänger kann möglicherweise immer noch etwas davon selbst aufbewahren, und falls dies nicht zutrifft, kann er sich leicht in Ägypten eine ausreichende Quantität beschaffen. Es ist unmöglich, bei einem solchen Reisebedarf an einen guten Zweck zu glauben. Wäre es doch nur möglich, daß wir in Ägypten eine baldige Order empfingen, die uns ein für allemal von diesem Reisegefährten befreien möchte, der sonst nicht eher aufhören wird, als bis er sich selbst oder uns alle ins Unglück gestürzt hat.

Mit der tiefsten Hochachtung verbleiben wir unser ganzes Leben lang

Euer Hochwohlgeboren untertänigste Diener
Pet. Forsskål, C. Niebuhr, G. W. Baurenfeind

P.S. Der Philologus und unser Medicus sind an Bord geblieben. Rhodos, den 21. September 1761.«

Hic Rhodos, hic salta! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Forsskål diese berühmten Worte auf den Lippen hatte, als er auf der Insel an Land ging, um diesen Brief zu schreiben. Mit seiner Anklage hatte er eine Lunte angezündet, eine Lunte, die bis nach Konstantinopel führt und in einem Pulverfaß endet, dessen Zerbersten die ganze dänische Expedition in die Luft sprengen wird. Carsten Niebuhr gibt seinen diesbezüglichen Hoffnungen in einem Brief, den er gleichzeitig an von Gählers Sekretär, Herrn Schuhmacher, sendet, ohne Umschweife Ausdruck. Er erwähnt von Havens Arsenik-Einkauf und fährt fort: »Ich würde wünschen, er bediente sich selbst dieses Mittels; denn ich bin davon überzeugt, daß er sich selbst auf diese Weise am besten von allem Bösen befreien kann. Sollte ich das Unglück haben, einem so beschämenden Attentat ausgesetzt zu sein, hoffe ich, daß ich als Offizier die Übeltat rächen kann. Das ist wahrlich ein schlechter Trost, aber es ist doch ehrenvoller, als Kavalier zu sterben, denn als ein furchtsamer ar-

mer Feigling. Der Himmel bewahre uns vor solchen Dingen.« Hier ist mit klaren Worten gesagt, daß Niebuhr von Haven niederzuschießen plant, wenn er den Dänen bei einem Mordversuch ertappt. So weit ist der Krieg innerhalb der dänischen Expedition gediehen. Nachdem Giftigkeit durch Gift ersetzt wurde, kann man jederzeit erwarten, Repliken durch Revolverkugeln abgelöst zu sehen.

Angesichts dieser düsteren Perspektiven scheinen die harten Bedingungen Kapitän Paschas nur Bagatellen zu sein, mit denen sich aufzuhalten keiner der Reisenden Anlaß findet. Am 22. September werden des Seeräubers Ansprüche erfüllt, das Schiff mit den jungen Sklavinnen lichtet aufs neue den Anker und segelt aufs offene Meer hinaus. Nur eine einzige scharfe Bemerkung in Niebuhrs Tagebuch offenbart die unversöhnliche Stimmung zwischen den Expeditionsteilnehmern. Sie fällt aus Anlaß einer religiösen Diskussion zwischen der Expedition und dem mohammedanischen Schreiber des Kapitäns. Im Laufe der Unterhaltung unternimmt von Haven einen intensiven Bekehrungsversuch, in dem er unvorsichtigerweise die Vorteile des Christentums gegenüber dem Islam hervorhebt; er erreicht damit nur, daß der Schreiber sich sofort erhebt und die Gesellschaft mit der Bemerkung verläßt, wer an andere Götter als an Allah glaube, müsse entweder ein Ochse oder ein Esel sein. Man kann an Niebuhrs Kommentar merken, daß er, wenn auch aus anderen Gründen, innerlich Lust hat, dem Mohammedaner recht zu geben: »Der gute Mann erinnerte uns daran, daß man jedem den Glauben lassen soll, die eigene Religion sei die beste, solange er selbst nicht daran zweifelt. Auch sah ich es nicht als meine Aufgabe an, zu bekehren. Aber so oft ich mich seither bei vernünftigen Mohammedanern nach den Grundsätzen ihrer Religion erkundigte, erzählte ich ihnen zwischendurch auch verschiedene Dinge aus dem Christentum,

ohne zu behaupten, daß sie besser seien als die Lehre des Korans, und keiner ist aus diesem Grunde jemals in Zorn geraten.« Diese kleine Bemerkung zeigt Niebuhr in seinem wirklichen Format. Er will nicht bekehren, er ist nicht durch vorgefaßte Meinungen verdorben – er will gern aufklären, aber nicht Proselyten machen. Das ist unter seiner Würde und unter der des anderen. Die Wahrheit ist eine Privatangelegenheit.

Jetzt, da das Schiff auf offener See und zum ersten Mal seit Konstantinopel von der klaren, ununterbrochenen Kimm umgeben ist, beruhigen sich die Gemüter wieder. Einer nach dem anderen kehrt zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zurück. Kramer und von Haven führen lange abseitige Gespräche auf dänisch, Baurenfeind zeichnet Forsskåls Pflanzenfunde aus der Türkei ins Reine, Niebuhr nimmt seine astronomischen und meteorologischen Beobachtungen wieder auf, während man das Lachen der jungen Sklavinnen hin und wieder aus der oberen Kajüte hören kann.

Wenn es dunkel wird, beginnt das Meeresleuchten nun wieder um den Steven des Schiffes zu glänzen; Forsskål beschreibt in seinem Tagebuch, wie er jeden Abend Wasser durch das Fenster der Kajüte heraufholt, um es unter seinem Mikroskop zu betrachten. Er setzt ironisch hinzu, daß er trotz sorgfältigster Studien nicht die geringste Spur von Nereus' Töchtern findet. Doch geht aus seinem Tagebuch hervor, daß die schönen Nereïden, die der junge Schwede vergebens im Meeresleuchten an den Bordwänden des Schiffes sucht, ein Stelldichein mit ihm an Bord selbst zu haben scheinen.

Peter Forsskål schreibt: »Meine Fischerei nach Meeresleuchten machte es notwendig, daß ich oft Wasser durch das Kajütenfenster heraufholte. Das gab den in der oberen Kajüte einlogierten Sklavinnen Gelegenheit, auf den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

fischenden Europäer herabzusehen. Als ich sie zusammen sprechen hörte und nach oben sah, zogen sie sich schnell, aber nicht schamhaft zurück, denn sie sahen wieder nach draußen, bald die eine, bald die andere, erst hastig, mittlerweilen langsamer, und schließlich kam es zu Gespräch und Bekanntschaft.« Es trifft sich nun so glücklich, daß wir durch Nachschlagen in Niebuhrs Tagebuch Peter Forsskål nachspionieren und Näheres über die weitere Entwicklung dieser Bekanntschaft erfahren können. Hier ist Carsten Niebuhrs leicht abweichende Version derselben interessanten Begebenheit.

»Herr Forsskål und ich setzen uns oft auf unser Gepäck unten in der Kajüte, um zu lesen oder zu schreiben. Als wir nun Frauenstimmen über uns hörten, war nichts natürlicher, als daß wir aus dem Fenster sahen, um uns genauer zu unterrichten, was vorging. Die Sklavinnen, die solcher Neugierde nicht gewöhnt waren und in uns äußerst fremdartige Menschen erblickten (wir hatten uns noch nicht soweit an die orientalischen Sitten und Bräuche gewöhnt, daß wir den Turban im geschlossenen Raum trugen), fingen an zu schreien und uns zu beschimpfen. Wir ließen uns jedoch davon nicht abschrecken und erst recht nicht, als wir merkten, daß die eine oder andere unter ihnen versuchte, die anderen zu beruhigen. Nach und nach gewöhnten sie sich an unseren Anblick. Wir zeigten ihnen verschiedene Früchte und in Europa hergestellte Süßigkeiten, und wenn etwas dabei war, das sie gerne haben wollten, ließen sie ihre Tücher aus ihrem Fenster herunterhängen, so daß wir die Sachen für sie darin einbinden konnten. Ja, sie gaben uns sogar einige Kleinigkeiten. Wir sprachen noch kein Wort türkisch, und keines der Mädchen verstand eine europäische Sprache, aber wir gaben unseren Gedanken durch Zeichen Ausdruck. Die freundlichste unter den jungen Frauen sagte bei den verschiedenen Gele-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

genheiten einige Worte zu uns. Um die Bedeutung dieser Worte zu lernen, fragten wir den Schreiber nach einer Menge türkischer Worte, darunter auch nach jenen der Frau, und erfuhren dadurch, daß sie uns zur Vorsicht riet, und daß wir uns ihnen nur zu den Zeiten zeigen sollten, zu denen die Männer von ihrem Gebet in Anspruch genommen waren. Doch auch auf diese Art konnten wir uns niemals ganz sicher fühlen. Zum Schluß gaben uns die Mädchen durch Klopfen an ihr Fenster Zeichen, wenn sie allein waren, und solchermaßen hatten wir beide während der Seereise viel Spaß.«

Mitten in dem düsteren Drama, das mit der Absendung des Briefes aus Rhodos begonnen hat, ist man dankbar für dieses kleine Intermezzo auf dem Mittelmeer. Das Bild der beiden gelehrten Herren, die ihre Studien unterbrechen, um auf Klopfzeichen zu hören und einigen jungen Sklavinnen Bonbons zu schicken, wirkt wie eine glückliche und menschliche Pause, ein kleiner Blick in eine Welt, die sich nur flüchtig zeigt. Ist diese Welt das Glückliche Arabien? Wir wissen es nicht. Auch dieses Meeresleuchten verlöscht, bevor wir antworten konnten.

Knapp eine Woche nach der Abreise von Rhodos muß Niebuhr den Kapitän, der ohne Log und Kompaß segelt, warnen. Die gefährlich niedrige und daher fast unsichtbare ägyptische Küste ist nahe. Am 26. September landen sie im Hafen von Alexandria. Die dänische Expedition wartet mit dem Ausschiffen bis zum nächsten Tag; man rechnet damit, vom französischen Konsul abgeholt zu werden. Zu diesem Zeitpunkt, schreibt Niebuhr, sind zwischen sechs und acht Menschen an Bord umgekommen. Seit Rhodos haben sie die Pest an Bord. Niebuhr ist froh, daß keiner der Expeditionsteilnehmer Krankheitssymptome zeigt, obgleich einige der Verstorbenen vor ihrem Tod von Dr. Kramer behandelt wurden. Man kann aber seine Worte nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lesen, ohne an den Satz in dem Brief an Gähler zu denken: »In diesen Ländern, in denen oft die Pest wütet, wäre es die leichteste Sache von der Welt, die Schuld an einer Reihe plötzlicher und gleichzeitiger Todesfälle auf diese Krankheit zu schieben.« Die wirkliche Pest hat sie verschont, aber die andere Ansteckung begleitet sie ständig.

So ist die Situation am Vorabend des Tages, an dem sie zum ersten Mal den Fuß auf arabischen Boden setzen sollen. Als sie am folgenden Morgen aufstehen, konstatieren sowohl Forsskål als auch Niebuhr in ihren Tagebüchern, daß die jungen Sklavinnen, wie der letztere schreibt, »in größter Stille im Laufe der Nacht abgeholt worden sind.« Der Satz klingt wehmütig an dieser Stelle, die einen Abschluß der langen Reise von Kopenhagen bildet und uns gleichzeitig an das weitere Schicksal der jungen Mädchen denken läßt. Vielleicht haben Niebuhr und Forsskål sich die gleichen Gedanken gemacht. Vielleicht erinnerte sich Forsskål an jenem Morgen, an dem sie die Kajüten der Frauen leer fanden, bei dem Gedanken an die Gefahren, die der Expedition nun drohen, an seine eigene Frage zu Beginn der Reise – warum wird das »Glückliche Arabien« glücklich genannt? Warum ist es so schwer, das Meeresleuchten einzufangen?

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

3. Kapitel

Ein Jahr in Ägypten

1.

Nach der Abreise von Rhodos ist in das tägliche Wirken der dänischen Expedition ein neuer Zug gekommen. Die Todesdrohung von außen in Form der gefährlichen Epidemien der fremden Gegend und der oft feindlich eingestellten Menschen, von innen durch die verzweifelten Rachepläne eines gekränkten Mannes, begleiten von jetzt an wie ein Schlagschatten den Werktag jedes einzelnen Teilnehmers, gleichsam als Kontrapunkt zum Thema der Suche nach dem Land des Glückes, das ebenfalls, mehr oder weniger unbewußt, hinter all ihrem Tun steht. Angst und Hoffnung lassen die Bilder der fünf Menschen weniger gleichmäßig, aber plastischer erscheinen wie ein sonnenbeschienenes Relief, das nicht allein durch die Flächen im Licht, sondern auch durch die Linien im Schatten lebendig wird.

Auch den äußeren und konkreten Plan beeinflußt die Todesdrohung; sie wird für den weiteren Verlauf der Expedition bestimmend. Der Aufenthalt in Ägypten, der ursprünglich nur für die Zeit der Durchreise angesetzt war, dehnt sich aufgrund der veränderten Umstände über mehr als ein Jahr aus; sein einziges Ergebnis ist eine äußerste Zuspitzung gerade jener Probleme, mit denen man fertig zu werden versucht. In dem täglichen Tun, in Briefen, Berichten und Tagebüchern ist die neue Situation ständig zu spüren. Die vielen Eindrücke vertreiben den Mißmut der Reisenden; die Arbeit, sie zu registrieren, nimmt sie völlig in Anspruch. Aber in kurzen Zeitabständen ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schleiern immer wieder neue Zusammenstöße und neue Drohungen den dunklen Hintergrund ihrer Begeisterung. Diese Ausschläge des Pendels sind charakteristisch für den restlichen Verlauf der Expedition. Nur nimmt ihre Weite nicht ab, wie in der Welt der Wirklichkeit – im Gegenteil, sie wächst und wächst, als ginge diese Schicksalsuhr umso besser, je mehr der Gegensatz zwischen Begeisterung und Mißmut sich den entscheidenden äußeren Punkten nähert, der treffsicheren Wahrheit des Schicksals, das Glück im einen Augenblick, der Tod im nächsten.

In Alexandria beginnt das Wechselspiel. Mutlos betreten die Expeditionsteilnehmer die Stadt, aber die neuen Eindrücke dieser Welt vertreiben schnell die Melancholie. Bereits am ersten Tage sehen wir Forsskål eifrig botanisieren. Der sonst so nüchterne Wissenschaftler ist völlig überwältigt beim Anblick der »herrlichen neuen Flora, die hier in Freiheit gedeiht und von der man in dem erzwungenen Klima unserer heimischen Treibhäuser nicht einmal eine Andeutung sehen kann. – Das Volk, die Erde, die Natur, alles war neu für mich, alle Pflanzen waren neu, ich konnte nichts anderes tun als immer nur sammeln und betrachten.«

Forsskål ist nun oft ganze Tage fort. Er streift vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang draußen am Meer herum oder steht stundenlang über ein und dasselbe kleine Beet in einem der Gärten der Stadt gebeugt. Die Palmen, die er hier zum ersten Mal zu sehen scheint, werden begeistert im Tagebuch kommentiert, und schon in Alexandria beginnt er mit der Suche nach dem seltenen Mekka-Balsam-Baum, von dem Linné so gerne vor seinem Tod einen Zweig sehen würde. Dieser Baum ist das größte botanische Ziel der dänischen Expedition, und im Tagebuch verfolgen wir seine Erwartungen und Enttäuschungen. »Man erzählte mir heute, daß ein echter Mekka-Bal-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sam-Baum vor der Stadt zu sehen sein soll. Nicht einen Augenblick zögerte ich, diesen seltensten aller Bäume aufzusuchen. Aber an der angegebenen Stelle fand ich nur einen leeren Platz, auf dem ein abgestorbener Baum stand, vielleicht nicht einmal der richtige. Später wurde ich an einen Juden verwiesen, der drinnen in der Stadt wohnte und diese seltene Pflanze in einem Steintopf haben sollte. Die Juden wohnen in ihrem eigenen Viertel, nur ein einziges Tor führt von der Straße hinein. Die Häuser sind lauter dunkle Gänge, die von der einen Familie zur anderen führen. Ich scheute diesen bedenklichen Weg nicht, fand aber doch nichts anderes als eine *Mormordica balsamina*. Der Zeitpunkt, zu dem der wirkliche *Opobalsamum* gesehen und beschrieben wird, ist noch nicht gekommen.«

Er wird kommen. Vorläufig gibt es genug andere Seltenheiten zu sehen und zu beschreiben. Zusammen mit Niebuhr sucht Forsskål Ruinen aus Alexandrias großer Zeit auf. Von einer Stelle zur anderen reiten sie auf Eseln, die überall auf der Straße gesattelt stehen und für einen Schilling vermietet werden. Sie sehen Reste von Kleopatras Palästen, die Pompejussäule und die berühmten Obelisken, ganz zu schweigen von den Katakomben unter der Stadt, vor deren Betreten sie einige Pistolenschüsse abgeben müssen, um die in ihnen hausenden Schakale zu vertreiben. Forsskål erkennt, daß die Häuser in Alexandria aus dem gleichen Stein erbaut sind wie der Berg, in den die Katakomben gehauen wurden, und stellt sich vor, daß sie vielleicht ursprünglich nur ein Steinbruch waren, in dem die Arbeiter systematisch vorgingen, so daß zugleich mit dem Abbau der Steine für die oberirdische Siedlung eine Stadt unter der Erde entstand. In unserem Botaniker kommt der Philosoph zum Vorschein, der angesichts der vielen Zeichen der Vergangenheit jedesmal in Grübeleien über den Gang der Geschichte versinkt: »Meine Unerfahrenheit in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dieser Disziplin kann mir nicht den Drang nehmen, in diesen kostbaren Ruinen die Klugheit und die Mühsal der alten Geschlechter zu beachten und gleichzeitig daran zu denken, daß unsere Bauwerke, auf die wir heute so stolz sind, vielleicht auch in kurzer Zeit Ruinen sein werden. Es ist ungewiß, ob sie von unseren Nachkommen ebenso hoch geschätzt werden, wie wir die Erinnerung an die verschwundenen Ägypter zu ehren allen Grund haben.«

Die meisten Zeugen der Vergangenheit, die Forsskål und Niebuhr 1761 in Alexandria aufsuchen, sind bereits von einem anderen Reisenden aus Dänemark beschrieben worden, dem jungen Seeoffizier F. L. Norden, den Christian VI. 1737 nach Ägypten sandte, wo er auf dem Nil bis nach Nubien segelte. Norden beschrieb seine Reise teils in einem Manuskript, teils in einer großen Sammlung von Kupferstichen, die nach seinem Tod in einem Prachtwerk »Voyage d'Egypte et de Nubie« herauskam; der dritte und letzte Band erschien knapp sechs Jahre bevor die *Grönland* Kopenhagen verließ. Da dieses Werk bereits eine Karte von Alexandria enthielt, will Carsten Niebuhr seiner Stadtbeschreibung keinen Plan beifügen, kontrolliert aber doch die wichtigsten Messungen des Vorgängers nach. Während dieser Arbeit kommt er unerwartet in Schwierigkeiten. Eine Höhe in der Nähe der Pompejussäule ist als Ausgangspunkt für einige Winkelmessungen geeignet, weil er von hier aus einen großen Teil der alten Stadtmauer übersehen kann. Während Niebuhr mit seinen Instrumenten arbeitet, sammelt sich schnell eine Menschenmenge um ihn. »Einer der Zuschauer, ein türkischer Händler, hatte beobachtet, daß ich mein Astrolabium auf die innere Stadt gerichtet hatte. Er war nun so neugierig, daß er absolut durch das Fernrohr des Instrumentes sehen wollte, und war nicht wenig beunruhigt, als er einen Turm erblickte, der

auf dem Kopf stand. Dies war die Ursache für ein Gerücht, daß ich nach Alexandria gekommen sei, um die ganze Stadt auf den Kopf zu stellen.«

Niebuhr ist zuerst geneigt, nicht auf das Gerede zu hören. Aber die Erregung in der Stadt wächst. Die Angelegenheit wird dem Gouverneur vorgelegt; Niebuhrs türkischer Diener weigert sich, ihn zu begleiten, wenn er das entsetzliche Zerstörungsinstrument bei sich hat, und Niebuhr muß ihn durch einen anderen ersetzen, der weniger furchtsam ist. Bei mehreren Gelegenheiten macht das Volk den Versuch, sich des Astrolabiums zu bemächtigen, um es zu zerstören. Bald wagt er nur noch, es außerhalb der Stadt zu benutzen, aber auch hier entstehen tragikomische Episoden. Eines Tages will Niebuhr damit einige Messungen der Sonnenhöhe in dem südlichen Teil des Nil-Deltas vornehmen. »Während meiner Arbeit kam ein Bauer aus dem nächstgelegenen Dorf hinzu und zeigte sich sehr interessiert. Da ich ihm gerne etwas zeigen wollte, richtete ich das Fernrohr des Quadranten auf das Dorf, aber auch er war sehr entsetzt, alle Häuser umgekehrt zu sehen. Er fragte meinen Diener, was wohl die Ursache sein könne, und dieser antwortete, daß die Regierung mit den Einwohnern des betreffenden Dorfes unzufrieden sei und mich daher ausgesandt habe, es zu zerstören. Der arme Bauer wurde sehr traurig und bat, ob ich nicht so lange warten könne, bis er seine Frau, seine Kinder und seine Kuh in Sicherheit gebracht hätte. Der Diener versicherte ihm, daß er noch zwei Stunden Zeit hätte, und der Bauer beeilte sich, nach Hause zu kommen.« Man beachte, daß der Diener und nicht Niebuhr selbst den armen Mann zum Narren hält. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Niebuhr, als er den Fremden in die Wunder des Fernrohres einweihte, einen Augenblick lang an einen anderen Bauern erinnert wurde, der vor nur fünf Jahren in einem anderen Marsch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

land herumging und sich wünschte, Landvermesser zu werden.

Dann schlägt der Spaß in Ernst um und die Begeisterung in Entsetzen. Während des Aufenthaltes in Alexandria wohnen die Expeditionsteilnehmer bei dem französischen Konsul. Als sie an einem späten Nachmittag oben auf dem flachen Dach des Hauses sitzen, um die Abendkühle zu genießen, die sich über die Dächer und Minaretts der Stadt senkt, werden sie plötzlich Zeugen eines unheimlichen Schauspiels. Einige eingedrungene Beduinenräuber aus der Wüste sind von der Bevölkerung entdeckt worden, und die, denen es nicht glückte, beizeiten fortzukommen, werden nun vor dem Haus des Konsuls umringt und totgeschlagen. Der grausame Auftritt macht tiefen Eindruck auf die europäischen Wissenschaftler. Für sie ist es das erste Zusammentreffen mit der Brutalität des Orients und eine Warnung, was sie selbst bei einer erregten Volksmenge riskieren können. Von diesem Tag an wagt Niebuhr sein Astrolabium nur in vollständiger Sicherheit zu benutzen.

Zu den Gefahren der Situation gehört noch immer die Drohung durch von Haven. Anfang Oktober sendet Niebuhr einen neuen Brief an von Gähler, in dem er wieder auf den Arsenik-Einkauf des Dänen und auf Einzelheiten seiner Versuche eingeht, sich in den Besitz der Kasse zu setzen und die Leitung der Expedition an sich zu reißen. Gleich von Anfang an stand er mit den anderen auf Kriegsfuß, sagt Niebuhr und erzählt weiter, daß er selbst, wie auch Baurenfeind und sogar Kramer zu erkennen gegeben hätten, daß sie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten. »Was soll man von einem Mann denken, der ganz und gar feige ist, und doch besessen von so großer Herrschsucht?« Niebuhr schließt den Brief mit der Wiederholung seiner Drohung, von Haven niederzuschießen, wenn er seine Gefährten zu vergiften versucht. Es ist deutlich, daß

er auf von Gähler einen Druck ausüben möchte – daß er hofft, man könne den untragbaren Professor bei der Ankunft in Kairo loswerden. Alle sind sich einig: von Haven muß verschwinden.

Während des Aufenthaltes der Expedition in Alexandria hören sie jedoch nichts Neues von dem Gesandten in Konstantinopel. Am 31. Oktober verlassen sie die Stadt an Bord einer kleinen ägyptischen Dhau, die sie die Küste entlang nach Rashid oder Rosette führt, das an der Mündung des westlichen Nilarmes ins Mittelmeer liegt. Für Forsskål bedeutet die Ankunft im Nil-Delta eine Reihe neuer Offenbarungen. Die endlosen Scharen von Zugvögeln, die am Ufer der Binnenseen Rast machen, die flachen, weitgestreckten Felder, bewachsen mit Reis und Klee und einzelnen Gruppen hoher Palmen. In Rashid werden sie bei Franziskanermönchen einquartiert; einer von ihnen begleitet Niebuhr, Forsskål und Baurenfeind einige Tage später zu einem Wachtturm am Rande der Stadt, von dem aus sich eine unermeßliche Aussicht über das grüne Delta eröffnet. Forsskål versucht, diese Aussicht zu schildern. »Von diesem Beobachtungspunkt sahen wir das unvergleichlichste aller Landschaftsbilder, die Stadt Rashid, das Kastell in Abukir, den Madie-See, das Mittelmeer, den langgestreckten Nil mit seinen grünen Inseln und Ufern, alles dies breitete sich vor unseren Augen unter der Herrlichkeit des ägyptischen Sommers.«

Am 6. November geht die Reise mit einem Nilboot weiter nach Kairo. Bei Gegenwind müssen fünf Mann an Land mit einem Tau über die Schulter das schwere Fahrzeug gegen den Strom ziehen. So geht es sehr langsam voran, aber dieses Tempo ist Forsskål gerade recht, weil er bei jeder seltenen Blume am Ufer reichlich Muße hat, an Land zu springen und sie für seine Sammlung zu holen. Die übrige Zeit sitzt er an Deck und verfolgt die wechselnde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Szenerie. Die Palmen, die braunen Lehmhäuser mit flachen Dächern, gedeckt mit großen Büscheln von Korn, die jeden Morgen Schwärme von kleinen Vögeln anlocken. Der Reis, der auf großen festgestampften Plätzen von zehnjährigen Kindern gedroschen wird, die Mädchen völlig nackt, die Jungen nur mit einem roten Käppchen bekleidet, und hin und wieder ein Mann in zerschlissener blauer Kleidung auf einem Esel reitend, oder eine Frau, die den Fluß mit einem Tonkrug auf dem Kopf verläßt.

Bei Sonnenuntergang gehen sie ein Stück von den Dörfern entfernt vor Anker. Wegen der zahlreichen Flußräuber müssen sie jede Nacht eine Wache aufstellen, die man auf Deck hin- und hergehen sieht, eine schwarze Silhouette im Mondschein, dahinter der kurze Mast und die lange, schräg nach achtern zeigende Rah. Hört die Wache verdächtige Geräusche im Schilf, so feuert sie einige Pistolenschüsse ab – ein Zeichen, daß die Menschen an Bord bewaffnet und zur Verteidigung bereit sind. Die Schüsse hallen überlaut in der frischen, dunstigen Nacht. Man hört das Tappen bloßer Füße. In der Nähe des Bootes fährt ein erschreckter Reiher in die Luft, schwärzer als das Dunkel. Die Wache senkt ihre Pistole und sieht den Vogel verschwinden; dann wird alles wieder still in der flachen, seufzenden Flußlandschaft.

2.

Am 10. November 1761 kommt die dänische Expedition in Kairo an. Wir wollen hier von Haven die Einquartierung beschreiben lassen; er tut es vierzehn Tage später in einem Brief an von Gähler, der deutlich zeigt, wie sehr Komfort- und Etikettefragen das Denken dieses Weltmannes beherrschen.

»Am Abend des fünften Tages erreichten wir Kairo. Am

nächsten Morgen, am Mittwoch, dem 11. November, kam der Dolmetscher des holländischen Konsuls, um uns in die Stadt zu führen. Ich blieb jedoch zusammen mit einem Franzosen bei unserem Gepäck, das ich später in ein Haus tragen ließ, das von M. Clément für uns in dem französischen Viertel gemietet worden war. Als wir dahin kamen, sahen wir mit großer Unzufriedenheit, daß das Haus nur aus drei elenden Zimmern ohne Möbel und ohne Scheiben in den Fenstern bestand. Man hatte uns jedoch erzählt, daß es hierzulande allgemein üblich ist, Häuser ohne Möbel und ohne Scheiben in den Fenstern zu vermieten, und daß es unsere Sache wäre, die Zimmer zu möblieren und Fensterglas in die Maueröffnungen zu setzen. Als die französischen Herren uns in einer so unangenehmen Situation sahen, erboten sie sich sofort, uns mit einigen Möbeln zu versehen. Der holländische Konsul bot uns sein Haus an, in dem faktisch Platz für uns alle gewesen wäre. Unser Medicus Dr. Kramer nahm ein Zimmer dort dankend an, während ich für meine Person die Einlogierung dort für keine glückliche Lösung hielt, weil das Haus recht weit weg liegt; außerdem, weil der venetianische Konsul, wie ich in Erfahrung gebracht habe, der erklärte Feind des holländischen Konsuls ist. Schließlich offerierten die französischen Herren mir eine vortreffliche und äußerst behagliche Wohnung bei Monsieur Bezoardin, dem hervorragendsten der hiesigen Kaufleute aus Frankreich, und ich akzeptierte dieses Angebot, da dieses Haus im französischen Viertel liegt. Herr Baurenfeind hat ein Zimmer bei den Kapuzinermönchen bekommen. Die Herren Forsskål und Niebuhr wohnen allein in dem Haus, das für uns alle von Monsieur Clément gemietet worden war. Hier haben wir gleichzeitig unsere Diener und unsere Küche. Wir lassen das Essen für uns selbst zubereiten, zumal wir die dazu notwendige Feuerung, Wein usw. von Alexandria mitgebracht haben.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Abgesehen von dem letzteren Umstand der gemeinsamen Küche, die bald Anlaß zu neuem Mißtrauen gibt, hat man hier eine Ordnung gefunden, die zu aller Zufriedenheit funktionieren kann. Durch ihr Einverständnis mit der primitiven Wohnung bei Monsieur Clément ist es Forskål und Niebuhr geglückt, den unerträglichen von Haven zu isolieren. Der elegante Professor darf sich zum Ausgleich über seine komfortablen Verhältnisse und die Gesellschaft französischer Diplomaten und Kaufleute freuen, mit denen er nun wieder geistvolle Gespräche über Voltaire und Mademoiselle Clairon führen kann. Auch der friedliche Kramer hat sich sicher über diese Möglichkeit, etwas Abstand sowohl von seinem intriganten Landsmann, als auch von Forsskåls und Niebuhrs unbändiger Unternehmungslust zu bekommen, gefreut. Seit der Abreise von Kopenhagen hat er nichts geleistet, nicht einen Halm gesammelt, nicht eine Zeile geschrieben. Nun braucht er wirklich Ferien. Es ist nicht zu vermeiden, daß eine Aktivität wie die von Forsskål und Niebuhr ermüdend auf den wirkt, der zusieht.

Die beiden hoffen auf Antwort aus Konstantinopel – auf den Bescheid, daß von Haven sich von der Expedition trennen soll. Aber als sie endlich, mehr als einen Monat nach ihrer Ankunft in Kairo, einen Brief vom dänischen Gesandten empfangen, ist der Inhalt eine bittere Enttäuschung. Von Gähler beginnt mit dem Ausdruck seiner Bestürzung über ihren Brief aus Rhodos, weigert sich jedoch daran zu glauben, daß von Haven wirklich so grausame Pläne nähren könnte. Das wäre allzu schändlich, allzu grausam, sagt er. Deshalb ist er auch der Auffassung, daß man sich bis auf weiteres bemühen müsse, mit dem dänischen Philologen auszukommen und ihn vor allem nicht merken zu lassen, daß man durch Herrn Kramer von seinem Arsenikeinkauf erfahren habe. Man solle den ange-

stauten Ärger und Unwillen, wenn irgend möglich, zu verbergen trachten und so tun, als stünde man in einem freundschaftlichen und vertrauensvollen Verhältnis zu von Haven. Vor allem dürfe man, was man wisse, nicht an Außenstehende weitergeben; dergleichen, sagt von Gähler, würde Seiner Königlichen Dänischen Majestät in höchstem Grade mißfallen und sie leicht in tiefste Ungnade sinken lassen. In Verbindung damit bekommt Niebuhr auch einen Nasenstüber für seinen Ausspruch, daß er gegebenenfalls genötigt sein würde, von Haven niederzuschießen. »Eine so unzeitgemäße Gewalthandlung würde die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregen und sowohl auf den Ruf der königlichen Expedition als auch auf die Ehre der ganzen Nation und all das Vertrauen, mit dem die hervorragendsten Wissenschaftler der Welt Ihre Reise verfolgen, in höchstem Grad zerstörend wirken.« Zum Schluß teilt von Gähler mit, daß er dem Hochwohlgeborenen Herrn Staatsminister, Freiherrn von Bernstorff in Kopenhagen, in der Sache berichtet und ihm das Ersuchen der Expeditionsteilnehmer, von von Haven getrennt zu werden, vorgelegt habe. Von Bernstorff allein hängt es nun ab, welche Entscheidung in dieser Frage getroffen werden soll, und bis zum Vorliegen seiner Order werden sie ersucht, in Kairo zu bleiben und wie bisher die Expedition als Ganzes aufrecht zu erhalten.

In Forsskåls und Niebuhrs Antwortbriefen ist die Enttäuschung der beiden Naturforscher über von Gählers hinhaltende Antwort deutlich zu spüren. Sicher, sagt Forsskål, habe man hier in Kairo nicht viel zu fürchten – teils, weil das Haus, in dem man wohne, für von Haven nicht gut genug sei, teils, weil man hier von so vielen Europäern umgeben sei, daß eine derartige Grausamkeit nicht ratsam erscheine. Aber schließlich solle die Expedition ihre Reise in die Wüste fortsetzen, in der es keine Europäer gebe. »Der Herr Gesandte wird sicher verstehen, welches Un-

glück es für uns alle wäre, unablässig daran denken zu müssen, daß unser eigener Reisegefährte für uns die größte Gefahr bedeutet. Neulich verlangte er wieder in höchstem Zorn den Posten als Leiter, so daß ich mit Drohungen antworten mußte. Wir hielten uns an die königliche Instruktion, in der ausdrücklich erklärt ist, daß wir alle gleich sind, aber das focht ihn nicht an. Ganz im Gegenteil – er erklärte, daß diese Frage bald ihre Lösung finden würde. So weit ich sehen kann, hat er bis jetzt nur allzu viele Beweise dafür gegeben, daß er vor einem grausamen Wagnis nicht zurückschrecken wird. Wir würden eine viel glücklichere Gesellschaft sein, wenn er nicht unter uns wäre.«

Niebuhr sagt das gleiche. Sie würden sehr glücklich sein, wenn die Hoffnungen, die von Gähler ihnen gemacht hat, Wirklichkeit würden. Er räumt ein, daß der Gesandte recht hat, wenn er seinen Entschluß, von Haven niederzuschießen, mißbilligt – »aber wer kann kalten Blutes mit ansehen, was wir alle an einem Ort ohne Gericht fürchten? Ich nähre deshalb die untertänigste Hoffnung, daß Eure Exzellenz gegenüber Seiner Exzellenz Bernstorff meinen Ausdruck nicht auf unglückliche Weise erwähnen werden.«

Mehr konnte im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht getan werden. Die Lunte, die Forsskål auf Rhodos entzündete, löste in Konstantinopel keine Explosion aus. Nun muß der Funke sich den langen Weg bis nach Kopenhagen weiterfressen, ehe man auf eine Entscheidung hoffen kann. Forsskål, Niebuhr und Baurenfeind setzen ihre Arbeit in Kairo fort, während sie mit größter Spannung auf Bernstorffs Antwort warten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Es gibt genug zu tun. Die folgenden Monate werden eine geschäftige Zeit für die dänische Expedition. Schon Anfang Januar, nach Beendigung des kurzen ägyptischen Winters, bricht Peter Forsskål zu langen Exkursionen in die Wüste auf, er übernachtet in Dörfern auf einer Strohmatte und botanisiert tagelang, nur begleitet von einigen arabischen Helfern. Mitte Januar finden wir ihn in Caid Bey, auf dem Karawanenweg nach Suez. Ende des Monats ist er wieder unterwegs und setzt diesmal seinen Weg fort zu den Dörfern Matara und Birk, wo die Mekka-Karawanen gewöhnlich lagern. Als es wirklich Frühling wird, reist er nach Alexandria zurück, um all die Blüten zu sammeln, die nun nach der Regenzeit dort hervorgeschossen sind, und Anfang März botanisiert er wieder in dem Wüstental um Matara.

Das Ergebnis seiner unerschöpflichen Energie ist eine Sammlung von über 120 Blütenarten, von denen der größte Teil ganz neu ist. Dazu kommen Beutel mit Samen, zusammen mit der Sammlung aus der Türkei – im ganzen einige hundert verschiedene Arten. Außerdem beobachtet er das Leben der Tiere des Landes. Kaum ist das umfangreiche Material zusammengetragen, macht er sich in seinem Arbeitszimmer in Monsieur Clément's Haus in Kairo daran, eine Beschreibung seiner Funde zusammenzustellen. Im Laufe des Frühsommers 1762 liegt das Ergebnis seiner Mühe in Form von zwei Abhandlungen vor: »*Descriptiones Plantarum Florae Aegyptiaco-Arabicae*« und »*Descriptiones Animalium*«. Am 30. Juli schreibt er an Linné, daß die Arbeit abgeschlossen ist und die beiden Abhandlungen an Oberhofmarschall von Moltke in Kopenhagen abgesandt wurden. »Ich habe eindringlich um sofortigen Druck gebeten. Aber ich weiß nicht, ob man sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

in Kopenhagen dieser Bitte widersetzen wird, weil die Abhandlungen von einem Ausländer geschrieben wurden und nicht von dem dänischen sogenannten Naturhistoriker der Expedition.« Forsskåls Skepsis ist berechtigt, aber das ist eine Geschichte für sich.

Gleichzeitig mit diesen umfassenden botanischen und zoologischen Arbeiten wirft sich Forsskål während seines Aufenthaltes in Kairo auf eine andere Disziplin, die völlig außerhalb des ihm in der königlichen Instruktion zugeteilten Wirkungskreises liegt. Schon in Konstantinopel und Alexandria war er von dem fremdartigen Warenreichtum des Orients gefesselt. In den späten Nachmittagsstunden nach der schlimmsten Hitze machte es ihm Vergnügen, in dem Marktgetümmel der Stadt herumzuschlendern und durch Gespräche mit den Händlern herauszufinden, wozu die verschiedenen Waren bestimmt waren, woraus sie gemacht wurden und was sie kosteten. In Alexandria hatte er sich gründlich über die arabische Art des Brotbackens unterrichtet, und während seiner botanischen Streifzüge durch die Wüste trifft er in den kleinen Dörfern, in denen die Karawanen während des Tages ausruhen, um dann ihren nächtlichen Zug unter den Wüstensternen fortzusetzen, eine neue Welt, die ihn bald genau so fesselt wie seine Blüten.

Während der Ausarbeitung seiner Abhandlungen in Monsieur Clément's Haus ist es eine große Abwechslung für ihn, zur Zeit des Sonnenunterganges einen Spaziergang zum Halteplatz der Karawanen zu machen und hier ungefähr eine Stunde in dem dunstigen Licht, das über die Warenballen fällt, herumzuschlendern. Die knienden Kamele zu beobachten und die stummen Gestalten, die mit bloßen Füßen und in knöchellanger Kleidung durch den Sand schreiten. Hier findet er Karawanen nach Mekka, die bis zu mehreren tausend Kamelen stark sein können. Sie kommen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nach Kairo mit Smaragden, Perlen, Diamenten, Moschus, Bisam, indischer Baumwolle, Seidentüchern und Mekkabalsam. Einen Monat nach Beendigung des Ramadan sieht Forsskål, wie die Karawane Kairo wieder verläßt und den Rückweg nach Mekka antritt. Nun führt sie Seidenstoffe mit eingewebten Gold- und Silberfäden mit sich, geglättetes und ungeglättetes Papier, französische und venetianische Tuche, blaues und weißes Leinen, das sie griechisch nennen, obwohl es in Kairo hergestellt wird, Nähnadeln und Messer, Pulver und Kugeln, Sirup und Sesamöl, weißen und braunen Honig, Bohnen, Erbsen, Linsen, Reis, Weizen und alle Arten eßbarer Grützen, gar nicht zu sprechen von Nägeln, Salz und Ammoniak.

An anderen Abenden sucht er Karawanen auf, die von Sennar im tiefen Sudan heraufkommen und die *djellabe* genannt und von kohlschwarzen Menschen mit gelben, violetten und hochroten Schals über der Schulter unter ihrem kurzen krausen Haar geführt werden. Sie halten mit ihren Tieren vor dem *oqelet el-djellabe*, ihrer Herberge und kommen, um Korallen und Bernstein zur Schmuckherstellung, Glasperlen und Spiegel, Säbel und Büchsen zu holen. Aus Afrika bringen sie Sklaven und Sklavinnen mit, Jungen, ungefähr acht Jahre alt, die nur fünfundzwanzig Mahbub kosten, junge Männer von zwanzig bis dreißig, die für vierunddreißig bis vierzig Mahbub zu bekommen sind, kastrierte Sklaven, die bis zu hundertzehn Mahbub kosten, junge Frauen, die man, wenn sie Jungfrauen sind, für vierzig Mahbub, und wenn nicht, für dreißig Mahbub, und wenn sie kochen können, für sechzig Mahbub haben kann. Aber die Karawanen aus dem Sudan kommen auch mit anderem als mit Sklaven. Hier sind Scharen kleiner Affen für nur wenige Para das Stück, es gibt Papageien für zwei Mahbub, aber fünfundzwanzig Mahbub für einen, der sprechen kann. Es gibt Elfenbein in ganzen Zähnen, es gibt rote,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schwarze, weiße und gelbe Rhinozeroshörner, die gelben sind die besten. Man findet Straußenfedern und das besondere Straußenöl, das gegen Gicht gut ist. Es gibt Peitschen aus Elefantenhaut, Goldsand für die Alchimisten, Dattelsamen und Paternostererbsen, aus denen Halsketten gemacht werden, Salz, um den Tabak stärker zu machen, Pulver zur Herstellung von schnellwirkenden aphrodisischen Elixieren und Lupinensamen, der nur gekocht gegessen werden darf. Es gibt Melonen und Bohnen in Riesengröße. Es gibt Tschischim-Samen, der gegen Augenleiden angewendet wird, das seltene Gummiarabicum aus Kordofan, das zur Herstellung von Medizin gebraucht wird, Farben und Tinten. Es gibt getrocknete Gumbofrüchte, die gut gegen Kolik sind, und echte Tamarinden-Pasteten, die gut sind, wenn man zu viele Gumbofrüchte gegessen hat.

Noch in unseren Tagen kann man Reste von Sudan-Karawanen in der nubischen Wüste an den Ufern des Nils treffen, bald weiter entfernt, wenn die lange Reihe der Kamele gegen Abend ein Band über den Bergrücken legt, bald näher, wenn die Karawanen eines Morgens auf dem Markt des Dorfes umgeben von Kindern und bellenden Hunden anhält. Jetzt sind es meist nur Tiere, die nach Norden auf die Märkte in Sohag und Kairo getrieben werden. Alle Herrlichkeiten aus dem tiefsten Afrika scheinen nach und nach ausverkauft zu sein. Es gibt keine Gumbofrüchte mehr, keinen Goldsand, keine kleinen Affen und selbstverständlich auch nicht mehr die anderen, bei denen sonst die Gedanken so gerne verweilen – weder jene, die kochen können, noch die billigeren, weil sie nicht mehr Jungfrauen sind.

Peter Forsskåls Forschungen auf den Karawanenplätzen in Kairo und während seiner Streifzüge in der Wüste sind nur dank seiner ungewöhnlichen Sprachbegabung möglich. Niebuhr erzählt, daß es ihm während des Aufenthal-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

tes in Kairo nicht nur gelang, die arabische Hauptsprache zu beherrschen, sondern sich auch weitreichende Kenntnisse der Dialekte, die im Delta gesprochen werden, anzueignen. Trotzdem führt ihn sein Entdeckungseifer oft in Abenteuer, die selbst für einen Mann mit diesen Fähigkeiten gefährlich sind. Nicht selten gerät er in Gefahr. Eines Nachmittags in der Nähe von Matara entfernt er sich von seinen Helfern und wird von einem Araber, der Geld haben will, zu Boden geschlagen. Nur dem Umstand, daß die Helfer im letzten Augenblick hinzukommen und den Räuber in die Flucht schlagen, hat er sein Leben zu verdanken. Während er allein nach Alexandria zurückreist, wählt er trotz aller Warnungen nicht den langsamen Weg mit dem Flußboot, sondern reitet quer durch die Wüste mit dem Resultat, daß er kurz vor seiner Ankunft in der Stadt von bösartigen Beduinen umringt wird. Über dieses unbehagliche Erlebnis berichtet er in einem Brief an Linné:

»Ich war darauf vorbereitet, daß ich unterwegs nach Alexandria von Räubern ausgeplündert werden könnte, und ich wurde in meinen Erwartungen nicht enttäuscht. Aber ich hatte nicht mehr bei mir als das, was ich ohne Schaden entbehren konnte, weil ich nur in eine einfache Bauerntracht gekleidet war. Diese Araber sind im übrigen so liebenswürdig, daß sie einem das Leben lassen, wenn man nur keinen Widerstand leistet, sondern ihnen stracks das gibt, was sie verlangen. Sie ließen mir nichts anderes als die Hose, eine Kappe und einen Schal, um mich zu bedecken. Sogar mein Hemd mußte ich ihnen zur Verfügung stellen.«

Aber gerade die Unterlassung jeglichen Widerstandes und der Entschluß, den Räubern sofort zu geben, was sie verlangen, ist für den rechthaberischen Forsskål eine Forderung, der er sich fast nicht beugen kann. Mal für Mal vergißt er seine eigenen Vorsichtsregeln und provoziert die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Übermacht mit der gleichen eiskalten Verachtung, die er seinerzeit den allmächtigen Beamten in Schweden entgegenbrachte. Bis jetzt hat er das Glück auf seiner Seite, aber eines Nachmittags, als er Niebuhr bei einigen Messungen draußen bei den Pyramiden hilft, hat er wieder Pech, und diesmal bringt seine starre Haltung sie beide in eine ernste Situation.

4.

Während Forsskål von seinen botanischen Streifzügen erfüllt ist, hat Carsten Niebuhr in Kairo selbst eine ebenso umfassende Aktivität entfaltet. In seinem Reisetagebuch in Quartformat füllen die Beschreibungen der Stadt nicht weniger als 149 Seiten, wozu noch die zahlreichen Tafeln kommen, die er als Kupferstiche nach Baurenfeinds und seinen eigenen Zeichnungen ausführen läßt. Niebuhr leitet seine Untersuchungen mit einer detaillierten Karte der Stadt ein, er beschreibt ihre verschiedenen Viertel, ihre Moscheen und die großen Plätze, er berichtet über die Wasserversorgung vom Nil her und über die Methoden zum Filtern des Wassers, er schildert die Einwohner der Stadt, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Kleidung, ihre Verwaltungsform und ihren Handel, letzteren in langen Listen über Einfuhr und Ausfuhr ausführlich spezifiziert. Man findet ausführliche Abschnitte über Bewässerungsmaschinen *(sakiya)*, Mühlen, Ölpressen, landwirtschaftliche Geräte, Musikinstrumente sowie Salmiak, und alle Beschreibungen werden von klaren und übersichtlichen Arbeitszeichnungen erläutert, darunter die Skizze einer Anlage, die Niebuhr einen »Kückenofen« nennt und die im Prinzip der künstlichen Glucke unserer Zeit entspricht. Selbst die verschiedenen Spiele der Ägypter macht er zum Gegenstand

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

eingehender Studien. Er sagt, daß »es nicht besonders wichtig ist, zu wissen, wie die Orientalen sich ihre müßigen Stunden vertreiben. Aber da diese kleinen Spiele, die das Volk treibt, gewöhnlich sehr alt sind, können sie vielleicht auf verschiedene Ausdrücke bei den alten Verfassern ein Licht werfen.« Genau dem gleichen Gedankengang hat Professor Michaelis seinerzeit Ausdruck verliehen.

Auch der Antwort auf die diffizile Frage des deutschen Professors nach dem Beschneidungsvorgang nähert Niebuhr sich während dieser Monate in Kairo. Das geschieht teilweise in Gesprächen mit arabischen Gelehrten, aber freilich auch durch Erfahrungen mehr direkter und dramatischer Natur. Ein Besuch bei einem Araber, den Niebuhr zusammen mit Forsskål und Baurenfeind macht, ist in dieser Hinsicht ein denkwürdiges Erlebnis. Wir lassen Niebuhr selbst berichten: »Als wir eines Tages von Kairo aus einen vornehmen Araber auf seinem Landsitz eine Meile vor der Stadt besuchten, äußerten Herr Forsskål und Herr Baurenfeind den Wunsch, ein beschnittenes junges Mädchen zu sehen und zu zeichnen. Unser Wirt befahl sofort, ein junges Bauernmädchen von achtzehn Jahren zu holen, und erlaubte ihnen, sich alles nach Belieben zeigen zu lassen. Im Beisein verschiedener türkischer Diener zeichnete unser Maler nun das Ganze nach der Natur ab, aber mit zitternder Hand, weil er Racheakte von seiten der Mohammedaner fürchtete. Aber da der Herr des Hauses unser Freund war, wagte keiner Einwendungen zu erheben.« Man darf jedoch vermuten, daß der gute Baurenfeind an diesem Abend nicht ganz nüchtern in sein Bett bei den Kapuzinermönchen kam.

Sein Bestes während des Aufenthaltes in Kairo leistete Carsten Niebuhr jedoch in aller Bescheidenheit als Landvermesser. Der früher erwähnte dänische Seeoffizier, F.L. Norden, hatte sein großes Werk über Ägypten und Nubien

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

mit einer detaillierten Karte des Nils vom zweiten Katarakt bis Kairo versehen, hatte aber die mindestens ebenso wichtige Strecke von Kairo bis zum Mittelmeer übersprungen. Dort teilt der Fluß sich bekanntlich in zwei Hauptarme, von denen der eine bei Damiette, der andere bei Rosette mündet. Aufgrund der ungeheuren Bevölkerungsdichte dieser Gegend und der dementsprechend großen Anzahl kleiner Ortschaften ist eine Karte dieses Teiles des Nils fast genau so kompliziert wie die kartographische Darstellung des Flusses bis hinauf zum zweiten Katarakt. Die Lösung dieser Aufgabe nimmt sich Niebuhr nun vor. Schon auf der Fahrt nach Süden hatte er sorgfältig alle kleinen Orte von Rosette nach Kairo in einer vorläufigen Skizze vermessen. Es bleibt noch der andere Hauptarm des Flusses übrig, die Strecke von Kairo nach Damiette. Vom 30. April 1762 bis zum 15. Mai unternimmt er zusammen mit Baurenfeind und zwei türkischen Dienern eine Flußreise nach Damiette und zurück. Vor allen größeren Städten bestimmt er mit seinem Astrolabium die Sonnenhöhe, eine dankbare Aufgabe in dieser flachen Landschaft, wo man fast überall mit großer Genauigkeit den wahren Horizont festlegen kann. Weiterhin bestimmt er mit Hilfe seines Kompasses die Richtung des Nils bei jeder einzelnen Stadt. Dagegen muß er die Benutzung seiner Instrumente in den Ortschaften aufgeben, weil diese unweigerlich einen Auflauf ärgerlicher Menschen hervorrufen, die an Zauberkunststücke glauben. Statt genauer Winkel- und Kompaßmessungen der Gassen und Plätze der Orte begnügt er sich damit, geduldig die Marktstraßen und Stadtgrenzen abzuschreiten und die Anzahl der Schritte zu notieren, die er als Grundlage für seinen Plan nimmt.

Auf der Basis solcher Untersuchungen glückt es Niebuhr, nicht weniger als 174 Orte von Kairo bis nach Damiette und 135 Orte von Kairo bis Rosette festzulegen. Für je-

den einzelnen Ort gibt er den Namen sowohl in arabischer als auch in europäischer Schrift, sowie die Kompaßrichtung des Nils an der betreffenden Stelle an. Während der Ausarbeitung dieser ersten von seinen vielen großen Landkarten hat er gleichzeitig zu einer Reiseform gefunden, die auf einem Prinzip basiert, das er später weiterentwickelt, das aber schon von Anfang an in all seiner Einfachheit und Originalität von lebenswichtiger Bedeutung für die dänische Expedition wird. In dem Umfang, in dem dies Prinzip eingehalten oder durchbrochen wird, glückt sie oder erleidet sie Schiffbruch.

Schon in Konstantinopel hatte Niebuhr zusammen mit von Gähler die Notwendigkeit, in arabischer Kleidung zu reisen, eingesehen – etwas damals für Europäer im Orient sehr Ungewöhnliches. In Kairo wird ihm klar, daß es nicht genügt, arabisch gekleidet zu sein und arabisch zu sprechen. Man mußte auch arabisch leben können, die Speisen essen, die die Araber essen, in ihren Häusern wohnen, auf ihren Strohmatten schlafen. Nur so hat man eine Möglichkeit, mit den fremden Menschen wirklich in Verbindung zu kommen und den Krankheiten zu entgehen, die unweigerlich den treffen, der unter den völlig veränderten äußeren Umständen auf europäische Art zu leben fortfährt.

In der Praxis bedeutet dieses Prinzip gleichzeitig, daß die Reisenden sich auf die Lebensweise des einfachen Volkes einstellen und damit auf die Privilegien verzichten müssen, die sie durch ihre Einführungsschreiben an hochstehende Personen erreichen können. Reichtum schafft Abstand, und in den armen arabischen Dörfern ist auch eine allzu fremdartige und ins Auge fallende Kleidung Reichtum. Außerdem hat Niebuhr schon vor seiner Abreise nach Damiette den zweifelhaften Wert dieser Privilegien erkannt, wenn sie in die Praxis und in konkrete Handlungen umgesetzt werden sollen. Er erwähnt, daß er, wenn er einen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

eingeborenen Helfer braucht, sich lieber an einen einfachen Händler wendet als an eine vornehme Respektsperson. »Wenn solch ein Mensch hört, daß er von einem vornehmen Herrn empfohlen wurde, glaubt er sofort, ins Schwarze getroffen zu haben. Er wird danach keine Gelegenheit versäumen, den größten Gewinn oder sich selbst unentbehrlich zu machen. Um seinen Eifer zu zeigen, stellt er nun jeden Schritt als äußerst gefährlich hin, selbst da, wo nicht das geringste zu fürchten ist. Ich bin bei solcher Gelegenheit immer am besten gefahren, wenn ich mich an einen ehrbaren eingeborenen Händler wandte, denn die wissen in der Regel, ob in der betreffenden Gegend etwas zu fürchten ist oder nicht. Außerdem haben sie ihre eigenen Schiffs- und Kamelführer, die mehr Wert darauf legen, mit dem Kaufmann, von dem sie abhängig sind, gut zu stehen als mit der einen oder anderen Respektsperson, von der sie sowieso nur selten etwas erwarten können.« Niebuhr wählt seine Führer unter einfachen Leuten, ebenso wie er lieber Aufschlüsse bei »armen Studenten, die man immer mit einem kleinen Geschenk erfreuen kann«, sucht, als sich an einflußreiche Personen der Obrigkeit zu wenden, die »mit wichtigeren Dingen beschäftigt und außerdem zu stolz sind, sich stundenlang mit einem Christen zu unterhalten.«

Niebuhrs Betrachtungen zeugen von einem vorbehaltlosen und vorurteilsfreien Realismus. Kein Mensch kann weniger anmaßend sein. Im Jahre 1762, da der Begriff Kolonialkrieg nur verstanden wird als ein Krieg darum, welches *europäische* Land die Macht über den fremden Volksschlag haben soll, entdeckt er, daß es keinen Weg zu ihrem Vertrauen gibt ohne Verzicht auf den eigenen Stolz, und daß man sich ihre Sprache, ihre Kleidung und das Leben der einfachen Menschen aneignen muß. Man kann nicht sagen, daß diese Ideen in seiner Nachwelt dominieren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Dank dieser Haltung entgeht Niebuhr den dramatischen Auftritten, die bei Forsskåls Reisen in der Wüste so häufig vorkommen. Als Niebuhr selbst ein einziges Mal in eine kritische Situation kommt, geschieht dies in Gesellschaft des selbstbewußten Botanicus, dem es nicht so leicht fällt, seine souveräne Geistesüberlegenheit abzulegen. Wir sind bis zum Frühjahr 1762 gekommen. Forsskål hat versprochen, Niebuhr bei einigen Messungen der Pyramiden draußen bei Gizeh zu helfen, und eines Nachmittags kommen die beiden Männer auf ihren Eseln reitend den Sandhügel hinauf, Niebuhr mit seinem Astrolabium vor sich auf dem Sattel, und von zwei arabischen Führern begleitet. Als sie die Pyramiden erreichen, sehen sie plötzlich einen bewaffneten Araber in vollem Galopp von der Wüste her auf sie zustürmen.

Um uns den Eindruck auf die beiden Teilnehmer der dänischen Expedition vorzustellen, müssen wir uns von der Touristenattraktion unserer Zeit freizumachen versuchen. Noch hatte kein Napoleon mit seinen geflügelten Aussprüchen die Pyramiden in Europas Hauptstädten modern gemacht. Es gab keine Hotels mit Tennisplätzen und Schwimmbecken, keine Reit- und Nachtklubs, keine Buden mit Postkarten und Farbfilmen, keine asphaltierten Wege, von denen aus ein autofahrendes Publikum zur Nachtzeit König Cheops und König Chefrens Grabmäler betrachten kann, nicht in Mondschein gebadet, sondern in Scheinwerferlicht. Weit weg von Kairo, wenn man den Weg dorthin auf dem Eselsrücken zurücklegt, mitten draußen in der Wüste, lagen die enormen umgekehrten Kästen im Sand, sturmgepeitscht, die Sphinx begraben unter einer Sanddüne, umgeben von herabgestürzten Blöcken. Einsam und verwittert streckten sie ihren Verfall empor zu den wechselnden Sternbildern, den einzigen Touristen, deren Weg immer vorbeiführte. Mit eingestürzten Gängen und ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

plünderten Grabkammern lagen sie im Sand und fungierten als ausgezeichneter Steinbruch, wenn der Sultan Lust bekommen hatte, sich ein neues Viertel drinnen in Kairo zu bauen, oder wenn die Leute unten im Dorf einen zweiten Kuhstall brauchten.

In dieser trostlosen Umgebung sehen Forsskål und Niebuhr jetzt den Fremden auf sich zureiten und sein Pferd vor ihren Eseln anhalten. Als er erfährt, was sie vorhaben, bietet er sich an, ihnen die Pyramiden zu zeigen, aber Forsskål meint, sie hätten genug an ihren zwei Führern, und schlägt sein Angebot ab. Der Araber erklärt, sie könnten ihm jedenfalls nicht verbieten, sie zu begleiten und folgt ihnen zu den Monumenten. Als sie um einen Hügel herumkommen, reitet er schnell nach vorn, pflanzt seine Lanze in den Sand vor Forsskål und verbietet ihm weiterzureiten, ehe er ihm nicht ein Backschisch gegeben hat. Carsten Niebuhr erzählt: »Herr Forsskål weigerte sich sowohl ihm ein Backschisch zu geben, als auch ihm eines in Aussicht zu stellen. Doch waren wir, wie wir unbewaffnet auf unseren Eseln saßen, zu schwach, um uns gegen den Scheich zu verteidigen, besonders, da wir uns nicht auf unsere Begleiter verlassen konnten. Ich ritt deshalb schnell die Höhe hinan und rief Herrn Forsskål zu, daß unten auf der Ebene einige Leute arbeiteten. Als der Scheich das hörte, wurde er wieder ganz höflich. Nun wollten wir jedoch nicht weiterreiten, sondern wandten uns zu einem Dorf, eine halbe Meile von Gizeh entfernt, zu dem uns die Araber zu begleiten versprochen hatten. Unterwegs dahin war der junge Scheich sehr übermütig, aber wir mußten geduldig sein. Beim Abschied verlangte er noch einmal ein Trinkgeld. Er würde sich sicher mit wenig zufrieden gegeben haben, aber Herr Forsskål hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihm nichts zu geben. Da der Araber im Guten nichts erreichen konnte, griff er nach dem Kopf meines

Reisebegleiters und nahm seinen Turban. Mein Freund nahm eine vortreffliche Haltung ein. Er blieb vollkommen kaltblütig und wandte sich an die beiden anderen Araber, wobei er sagte: ›Ihr seid Beduinen, und man ist in unserem Land der Meinung, daß wir Europäer vollständig sicher reisen können, so lange wir unter dem Schutz der Beduinen stehen. Wenn ihr daher zulaßt, daß ich von eurem Bekannten ausgeplündert werde, werde ich nach Hause reisen und erzählen, daß man kein Zutrauen zu Beduinen haben kann.‹ Diese Worte erweckten den Ärger der beiden Araber in solchem Maße, daß sie den dritten zwangen, den Turban zurückzugeben. Nun wandte dieser sich jedoch an mich und da ich ihm auch nichts geben wollte, griff er schnell nach meinem Astrolabium, das ich vor mir auf dem Esel hatte.«

Vieles kann man dem geduldigen Niebuhr bieten, aber an seinem Astrolabium soll sich niemand zu vergreifen versuchen. Das ist, wenn es wirklich darauf ankommt, sein sicherster Wegweiser, der ihm Aufklärung gibt, die kein Mensch zu geben im Stande ist; und es ist in Ägypten vollkommen unersetzlich. Als der Araber sich des verletzlichen Präzisionsinstrumentes bemächtigte, sieht der sonst so besonnene Marschbauer rot.

»Leider konnte ich dies nicht so kaltblütig hinnehmen wie Herr Forsskål; ich ergriff schnell das große Tuch, das der Araber um den Hals gewickelt hatte, und da er, ohne die Zügel in der Hand zu haben, auf seinem Pferd saß, fiel er zu Boden. Dies brachte mich in die größte Gefahr, denn der junge Herr betrachtete es als eine fürchterliche Schande, im Beisein der vielen Bauern, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, von einem Christen zu Boden geworfen worden zu sein. Schnell zog er seine Pistole hervor und drückte sie gegen meine Brust. Ich kann leider nicht leugnen, daß ich in diesem Augenblick glaubte, ich

sei dem Tode nahe. Aber die Waffe war vermutlich nicht geladen. Die anderen Araber versuchten ihn zu beruhigen, und zum Schluß gab er sich mit einem halben Speziestaler zufrieden.«

Unter der Bedrohung durch ähnliche Schrecken setzt Niebuhr an den folgenden Tagen zusammen mit Forsskål seine Arbeit bei den Pyramiden fort. Er überprüft ihre Lage mit seinem Kompaß und stellt fest, daß die vier Seiten genau nach Osten, Westen, Süden und Norden zeigen, eine Feststellung, die von den späteren Messungen nicht angefochten wird, da die Abweichungen bei der Orientierung der Pyramide gegen die Ecken der Welt wie bekannt nur Bruchteile von Graden betragen. Er klettert außerdem sowohl auf die Cheopspyramide als auch auf die steilere Chefrenpyramide, was heutzutage nur trainierte Bergsteiger unternehmen, und kommt dabei zu dem Resultat, daß beide Grabmäler von oben nach unten behauen worden sind, eine Hypothese, die auch heute von der Mehrzahl der Sachverständigen geteilt wird.

Schließlich versucht Niebuhr die Höhe der beiden Pyramiden zu messen. Er sagt selbst darüber: »Wenn man nur wenig Zeit hat, solch verblüffende Bauwerke zu betrachten, und außerdem von Leuten umgeben ist, die man als Räuber ansehen muß, so wählt man nicht immer den kürzesten und sichersten Weg, und meine Messungen sind darum nicht so genau, wie ich es wünschen würde.« Wir werden sehen, wie sie sind. Niebuhr geht mit Hilfe von sinnreichen geometrischen Dreiecksberechnungen vor, deren Winkel er mit seinem Astrolabium mißt. Auf diese Art errechnet er die Höhe der Cheopspyramide mit 440 Fuß. Gehen wir nun davon aus, daß er dänische Fuß anwendet, und setzen wir den dänischen Fuß mit 0,31385 Meter an, hat er eine Höhe der Cheopspyramide von 138,09 m gemessen. Nach der letzten Messung mit ganz andersartigen Präzisionsin-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

strumenten ist die Cheopspyramide 137,38 m hoch. Der Unterschied beträgt somit nur einundsiebzig Zentimeter oder der Fehler knapp ein halbes Prozent. Für die Chefrenpyramide findet er gleichfalls eine Zahl, die etwas höher liegt als die jetzige. Es ist nicht ausgeschlossen, daß beide Pyramiden der dazwischenliegenden zweihundertjährigen Winderosion und der Einstürze wegen heutzutage niedriger sind, als sie zu Niebuhrs Zeiten waren. Daß dies jedoch nicht als erschöpfende Erklärung für eine so geringe Abweichung in den Zahlen dienen kann, sieht man an seinen Längenmessungen, die beträchtliche Fehler enthalten. Um die Längen der beiden Pyramiden zu finden, mußte sich Niebuhr, weil zuviel einzelne Blöcke herumlagen, damit begnügen, sie so sorgfältig wie möglich abzuschreiten, was Ungenauigkeiten bis zu fünf Prozent ergab.

Trotz dieser Mängel erreicht er in diesen Nachmittagen bei Gizeh das erste große Ziel der dänischen Expedition. Es lohnt sich, daran zu denken, daß, als General Bonaparte seine großen Worte über die vier Jahrtausende spricht, die die französischen Soldaten von der Spitze der Pyramide her betrachten, ein Bauernsohn aus dem nordfriesischen Marschland schon sechsunddreißig Jahre vorher die Höhe dieser Spitzen mit einer Genauigkeit von knapp einhalb Prozent gemessen hatte. Napoleons Worte finden ein Echo in ganz Europa. Das tun Niebuhrs Messungen nicht. Aber sie kosten auch nicht einem einzigen Menschen das Leben. Ganz im Gegenteil scheinen sie die vielen Arbeiter, die hier mit dem Granit schufteten, aus jahrhundertelanger Vergessenheit wieder zu wecken. Es ist, als kämen die Gedanken der alten Ägypter in Carsten Niebuhrs einfachen geometrischen Berechnungen aufs neue zum Ausdruck. Aus zwei kümmerlichen Steinbrüchen in der Wüste erheben sich wieder König Cheops und König Chefrens Grabmäler.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Niebuhrs Arbeit an den Pyramiden hat gleichsam tiefere Perspektiven als die mit seinem Astrolabium meßbaren. Zum ersten Mal sehen wir auch ihn in Grübeleien verfallen, die er nicht in klare geometrische Formeln bringen kann. Er bemerkt in der Klippe, auf der die Pyramiden gebaut sind, die kleinen Versteinerungen, einige Fossilien von der Größe einer Münze, die die Araber dort unten auch heutzutage *Fadda abu el-haun* oder Sphinxmünzen nennen. Sie kommen zusammen mit anderen, noch kleineren Versteinerungen vor, die in enormer Anzahl in Ägyptens Bergen zu finden sind. Niebuhr nimmt eine dieser Versteinerungen in die Hand, und Forsskål erklärt ihm, daß dies einmal ein Weichtier war, das im Meer, das zu jener Zeit Ägypten bedeckte, lebte. In die Betrachtung des Fossils versunken, fährt Niebuhr fort: »Wie viele Jahre waren wohl nötig, in denen Schnecken in solch ungeheuren Mengen geboren wurden und wieder starben, bis diese Berge ihre jetzige Höhe erreichen konnten? Wie viele Jahre müssen vergangen sein, bis Ägypten austrocknete, besonders, wenn das Wasser sich genau so langsam zurückgezogen hat wie in den letzten tausend Jahren? Wie viele Jahre mußten vergehen, bis Ägypten so dicht besiedelt war, daß man daran denken konnte, die ersten Pyramiden zu bauen? Wie viele Jahre mußten sich runden, ehe man die vielen Pyramiden erbaut hatte, die wir nun in Ägypten sehen können? Und doch wissen wir heutzutage nicht einmal mit Gewißheit, in welchem Jahrhundert und von wem die letzte aufgeführt wurde.«

Mit der Vermessung der Pyramiden von Gizeh hat Niebuhr seine Arbeit in Kairo abgeschlossen. Monate sind vergangen, aber sie warten immer noch vergeblich auf einen Brief von Bernstorff. Da die Abreise ständig hinausgeschoben wird, muß er nun ein anderes Ventil für seinen Tatendrang finden. Er beschließt, die Hieroglyphen einiger In-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schriften zu kopieren, Zeichen, die ihn, seit er sie zum ersten Mal auf einigen Sarkophagen mitten auf einer der verkehrsreichsten Straßen Kairos fand, nicht mehr losgelassen haben. Im Tagebuch erzählt er, wie ihm das Abzeichnen zuerst fast hoffnungslos schwer erschien, bis er nach und nach so viel Übung bekommt, daß ihm die ägyptischen Buchstaben nicht schwerer fallen als griechische und kufische.

Wie umfassend diese Arbeit ist, die er »zu seinem eigenen Vergnügen« macht, ist aus seinem Reisetagebuch zu sehen, das nicht weniger als 13 große, dicht mit Hieroglyphen beschriebene Bogen enthält. Niebuhr hofft, daß seine Kopien zur Lösung des Rätsels der ägyptischen Schrift beitragen können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Rätsel fand, wie bekannt, erst mehr als ein halbes Jahrhundert später dank Champollions wunderbarer Deutung des Rosette-Steins seine Lösung. Und wir haben noch nicht den Zeitpunkt in der Geschichte der dänischen Expedition erreicht, in dem Niebuhr mit seinen Kopien von alten Inschriften die direkte Ursache zu etwas so einmaligem wie der Deutung einer ganzen Kultursprache werden soll.

Trotzdem machen die dreizehn nutzlosen Blätter einen starken Eindruck auf den Beschauer, weil sie so wenig die Mühe erkennen lassen, unter denen sie entstanden. Da die Inschriften sich, wie erwähnt, auf offener Straße befinden, muß Niebuhr seine langwierige Geduldsarbeit, umgeben von einer Schar neugieriger, teils verblüffter, teils verärgerter Araber ausführen. Auf Grund dieses Auflaufes erweckt er bald den Unwillen der Behörden, und die sogenannten *saradsj*, die eine Art Polizisten sind, versuchen ihn mit allen nur denkbaren Ausflüchten zu schikanieren und fordern grob Trinkgelder. Als Assistent hat Niebuhr einen von seinen bereits erwähnten »armen Studenten«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gewählt, und Mal für Mal müssen die beiden Männer die Arbeit unter Hohnworten und Tumulten abbrechen. Eines Nachmittags droht ein *saradsj*, Niebuhr auf der Stelle zu verprügeln, wenn er nicht umgehend verschwindet. Der mohammedanische Student rät ihm, sich zurückzuziehen, da es dem Mann mit seiner Drohung offenbar ernst ist. Niebuhr muß sich darein finden, unter dem Gelächter der Menge seine Gerätschaften zusammenzupacken und zu verschwinden. Er geht in trüben Gedanken heimwärts, gequält von der Demütigung, die der grobe Kerl ihm zugefügt hat. Schließlich beklagt er sich niedergeschlagen bei seinem arabischen Studenten. Warum muß er sich von einem so unwissenden Menschen herabsetzen lassen, ohne sich verteidigen zu dürfen?

Einen Augenblick lang gehen sie schweigend weiter, dann antwortet der Mohammedaner: »Kannst du einem Hund verbieten, dich anzubellen? Oder wirst du ein besserer Mensch, wenn du, so ein Esel dich tritt, zurücktrittst?«

5.

Die mühsame Arbeit, die Hieroglyphen in Kairo zu kopieren, war im Grunde eine Aufgabe, die der königlichen Instruktion nach von dem Philologen der Expedition, Professor von Haven, gelöst werden sollte. Man kann sich jedoch nur schwer vorstellen, daß dieser distinguierte Herr sich den Unannehmlichkeiten aussetzte, die Niebuhr bei der Lösung dieser Aufgabe entstehen: im Laufe der vielen Monate, die sich die Expedition in Kairo aufhält, unternimmt er auch nicht einen einzigen Schritt in dieser Richtung. Während Forsskål sich für die Ankunftszeiten der Karawanen interessiert und Niebuhr die Höhen der Pyramiden mißt, führt der Däne in dem französischen

Viertel in Monsieur Bezoardins Haus ein vornehm zurückgezogenes Leben. Professor von Haven hat andere Probleme.

Über den Aufenthalt in Kairo liegen im ganzen fünf Briefe von Havens vor, drei an von Gähler, einer an Moltke und einer an Temler, den Sekretär der deutschen Kanzlei in Kopenhagen. Die vier ersten Briefe sind in französischer Sprache abgefaßt, der letzte in einem übrigens genauso untadeligen Deutsch. Zusammen geben sie ein nuanciertes Bild von allem, was von Haven in Kairo nicht ausrichtete.

Da sind nun zuerst einmal die repräsentativen Verpflichtungen. Die sollte ein Professor nicht zu leicht nehmen; von Haven unterrichtet von Gähler gründlich über die Geselligkeiten. Er war bei einem Empfang bei dem Herrn Konsul von Frankreich und dem Herrn Konsul von Venedig, den ersteren findet er »jung, reich, phlegmatisch, wortkarg, aber nach Aussagen anderer geistreich«, der andere ist in seinen Augen »ziemlich alt, schwach, mit einem cholerischen Temperament und wenig nachsichtig«. An der ersten Stelle scheint von Haven ziemlich reserviert empfangen worden zu sein, der Letztgenannte dagegen war (offenbar trotz seines cholerischen Temperamentes) »besonders herzlich«. Nach den beiden Herren Konsuln kommt die Reihe an die vornehmsten europäischen Handelsherren der Stadt. Von Haven erzählt, daß er an allen Stellen förmliche Besuche gemacht hat, und man ermißt sein reiches Arbeitspensum, wenn er berichtet, daß »diese Herren mit ihren Hausständen im Ganzen ungefähr vierzig Personen ausmachen.«

Und doch ist all dies nur als Ouvertüre zu den eigentlichen Festlichkeiten aufzufassen. Von Haven war zur Audienz bei Mustafa Pascha, dem Gouverneur von Kairo, und die Beschreibung seines Besuches füllt mehrere Seiten im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Brief an von Gähler. Der Herr Gouverneur empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, der Herr Gouverneur war in seine prächtige Staatsrobe aus Zobelfell gekleidet, der Herr Gouverneur fragte nach der Gesundheit der Dänischen Königlichen Majestät, alle standen auf, Herr Professor von Haven dankte, Herr Professor von Haven verbeugte sich und lächelte, Herr Professor von Haven wurde von den zahllosen Sklaven und Dienern des Hauses mit »Kaffee, Sorbet, Parfums und wohlriechendem Rosenwasser bedient.«

Dann geht es weiter mit Seiner Gnaden dem Erzbischof von Sinai, Seiner Exzellenz dem Patriarchen von Alexandria. Er macht Visite bei Signor Angeli d'Athanasio, einem reichen griechischen Schiffsreeder, bei Signor Nicolo Paremblé, einem anderen reichen griechischen Schiffsreeder, und überall wird der dänische Professor mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen empfangen, mit dem wohlriechendsten Rosenwasser. Etwas tropft auch auf Herrn Kramer. Professor von Haven erwähnt seinen Landsmann in lobenden Wendungen, und da die wenigen, aber wohlwollenden Zeilen das einzige Zeugnis über Christian Kramers Aktivität während des monatelangen Aufenthaltes in Kairo sind, das einer staunenden Nachwelt überliefert wurde, ist es nur recht und billig, diese in vollem Wortlaut hier zu zitieren. Sie lauten wie folgt: »Als Arzt war Dr. Kramer in Kairo sehr gesucht. Der Herr Konsul von Venedig hat ihn konsultiert, und Pascha Odibaschi hat ihn zur Untersuchung seiner Esel und Pferde rufen lassen.«

Im Hinblick auf die wissenschaftliche Aktivität sind die Erklärungen unseres Philologen nicht ganz so detailliert. Er teilt Moltke nebenbei mit, daß er in Kairo »ein halbes hundert Schriften« beschafft hat, präzisiert aber nicht näher, um was es sich eigentlich handelt, und mehrere Monate später scheint die Zahl kräftig geschrumpft zu sein,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

denn, wie er nun Temler anvertraut, hat er »in Ägypten nur einige kostbare hebräische Testamente, die über tausend Jahre alt sind, und einige arabische Bücher« gefunden. Seine geschichtlichen Forschungen, sagt er zu Moltke, sind dagegen fruchtlos verlaufen: »Die, die hoffen, Neues über die Geschichte Arabiens vor Mohammed zu erfahren, machen sich falsche Vorstellungen. Der Historiker Pocock hat gesagt, was zu sagen ist. Ich zweifle stark daran, daß man in Arabien selbst mehr über dieses Thema weiß. Die Hoffnungen, die man sich in der Academie Française macht, werden nur in geringem Maße in Erfüllung gehen.« Zum Ausgleich dafür kann von Haven es sich auch leisten, sich im Hinblick auf die Resultate der Arbeit der anderen Teilnehmer skeptisch zu äußern, zum Beispiel die Vermessungen in Gizeh betreffend. »Was die Pyramiden angeht«, sagt er, »glaube ich nicht, daß einer von uns neue Beobachtungen gemacht hat, weil keiner von uns sich auf Architektur versteht.« Von Havens Bemerkung soll unkommentiert bleiben. Wir können bereits die Tiefe seiner Worte ausloten.

Moltke gegenüber berührt von Haven schließlich seine eigenen rein sprachwissenschaftlichen Studien. Das geschieht in folgenden äußerst verblümten Wendungen: »Der restliche Teil meiner Zeit war besonderen Beobachtungen in der Philologie gewidmet, die ihre volle Reife jedoch erst nach einem bedeutend längeren Zeitraum, als mein Aufenthalt in diesem Lande ist, erreichen werden und die folglich zum jetzigen Zeitpunkt nicht an andere Gelehrte weitergegeben werden können. Außerdem hat Herr Michaelis mich ja weniger um sprachliche Beobachtungen in Ägypten als vielmehr in Arabien selbst gebeten.«

Kurz und gut. Des Pudels Kern ist, daß von Havens Tätigkeit während des mehr als einjährigen Aufenthaltes in Ägypten in dem Erwerb von zwei hebräischen Testamen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ten bestand. Herr Kramer hat einen Esel kuriert. Der Rest ist Rosenwasser.

Und doch sind wir noch nicht zu dem schwerwiegendsten Versäumnis des dänischen Professors gekommen. Außer seinen sprachwissenschaftlichen Studien, außer dem Kopieren von Inschriften und dem Einkauf alter Bücher war von Haven nämlich in der königlichen Instruktion eine ganz klar definierte Aufgabe gestellt worden, die ebenfalls während des Aufenthaltes der Expedition in Ägypten gelöst werden sollte. Einige Jahre vorher hatten einige Engländer in der Sinai-Wüste einen Berg gefunden, den die örtlichen Araber Djebel el-Mokateb nannten, was Berg der Inschriften bedeutet. Mehrere seiner Klippen waren nach Aussage der Engländer mit Inschriften bedeckt, die, wie die gelehrte Welt Europas vermutete, niemand geringeres als Moses selbst während der Flucht mit seinem Volk aus Ägypten durch die Wüste Sinai eingemeißelt hatte. Diesen Berg aufzusuchen, seine Inschriften zu kopieren, ihren Inhalt zu deuten und dadurch ihre Entstehung festzulegen, war daher eines der Ziele der dänischen Expedition, auf das im voraus die größte Aufmerksamkeit der damaligen Zeit gerichtet war. Und der Mann, der ausersehen war, die gefeierte Hauptperson zu sein, der Autor eines neuen Kapitels der Bibelforschung, der Überbringer der Botschaft zwischen Moses und Frederik V., dieser Mann war der Däne Frederik Christian von Haven.

Der gleichzeitig so ängstliche und so eitle Professor fühlte sich geschmeichelt und unglücklich zu gleicher Zeit. Gleich von Beginn an sehen wir ihn die große Aufgabe hin und her wenden gleich einem Zwerg, der verzweifelt versucht, sich den Mantel eines Riesen anzuziehen. Schon in Konstantinopel beginnt sein Lampenfieber. Hier hat er das Glück, den französischen Gesandten zu finden, der ihn von der Hoffnungslosigkeit eines jeden Versuches, in das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Glückliche Arabien einzudringen, überzeugt und der gleichzeitig erklärt, daß einfach gar kein Djebel el-Mokateb existiert, eine Aufklärung, die von Haven an Bernstorff weiterzugeben sich beeilt, wobei er hinzufügt, daß auch kein anderer Mensch in Konstantinopel jemals von einem solchen Berg gehört hat.

In Kairo ergeht es ihm genau so. Der Erzbischof von Sinai kennt wohl das Wort Djebel el-Mokateb, hat aber niemals etwas von Inschriften gehört. Nicht ein Mensch in dem ganzen eleganten französischen Viertel hat jemals etwas von Inschriften gehört! Von Haven hat deshalb Grund, ein wenig skeptisch zu sein, ist aber immer noch entschlossen, dorthin zu ziehen. Im November 1761 teilt er von Gähler mit, daß es angesichts der gewaltigen Hitze unmöglich ist, im Sommer in der Wüste zu reisen, und daß er darum den Berg im Winter aufsuchen muß. Er scheint zu vergessen, daß er diesen Brief faktisch im Winter schreibt und daß es daher nichts geben sollte, was ihn am Aufbruch hindert. Zwei Monate später, in einem Brief vom 7. Januar 1762, ist er jedoch immer noch in Kairo und wiederholt noch einmal die gleichen Worte, »daß die Reise zum Sinai-Berg im Sommer nicht auszuhalten ist.« Nun ist es jedoch im Frühjahr sehr schwierig geworden. »Zu diesem Zeitpunkt wehen nämlich in der Wüste sehr heiße Südwinde, die bewirken würden, daß wir für das zweifelhafte Vergnügen, wochen- oder vielleicht monatelang in dem brennenden Sand der Wüste herumzureiten, um nach einigen Inschriften zu suchen, die vielleicht gar nicht existieren, teuer bezahlen müßten.« Von Haven versichert schnell, daß er die Gelegenheit während des Aufenthaltes in Kairo nicht vorübergehen lassen will, meldet aber sofort danach erneut Bedenken an. »Diese Reise ist jedoch, wie ich bereits erwähnte, peinvoll, ermüdend und gefährlich.« Er erzählt von sechzehn Pilgern, die kürzlich in dieser

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Gegend von Arabern gefangengenommen worden sein sollen, während andere Beduinen einige Schiffe an der Küste geplündert haben und neulich ein Herr Donati aus der Wüste Sinai zurückgekommen ist, »aufs äußerste ermattet und sehr abgestoßen von einem üblen Empfang durch die Wüstenaraber, die nicht einmal das Sammeln von Wurzeln erlauben wollten.« Von Haven schließt die Aufzählung der Katastrophen mit einem Ausruf, der an seine Angst auf dem Kriegsschiff in Helsingör erinnert: »Dies sind die jüngsten Beispiele. Ich hoffe inständig, daß ich nicht in eigener Person dazu komme, die Zahl zu vergrößern!«

Es vergehen wieder einige Monate, ohne daß sich von Haven aufraffen kann. Am 16. April schreibt er einen Brief an Temler, der ausschließlich von der geplanten Sinai-Fahrt handelt. Aufs neue betont er, daß die Reise nur im Winter unternommen werden kann, aufs neue malt er die Sommerhitze in dramatischen Wendungen aus. Auch die Liste der Unglückbulletins aus der Gegend um den Berg der Inschriften ist länger geworden – ob es sich um die sechzehn gefangengenommenen Pilger handelt, deren Zahl nun auf siebzehn angewachsen ist, oder nicht eines, sondern drei Handelsschiffe an der Küste angegriffen und geplündert wurden. Ein viertes Schiff ist in der allgemeinen Untergangsstimmung einfach während eines Sturmes auf dem Roten Meer gesunken. Schließlich haben immer mehr Menschen in Kairo noch nie etwas vom Djebel el-Mokateb gehört. Die Verzweiflung ist nun so groß, daß von Haven davon überzeugt ist, daß er, um jemals den Berg zu finden, »die ganze Wüste zwischen Palästina, Arabien und Ägypten durchsuchen muß.«

Von Haven schlägt sich verzweifelt mit dem zu großen Mantel herum, dreht und wendet sich und wagt doch nicht direkt zu bitten, von ihm befreit zu werden. In einer sicher begründeten Furcht davor, daß seine immer wieder-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

holten Bedenken nicht den ausreichenden Eindruck in Kopenhagen machen werden, führt er nun in demselben Brief an Temler eine wasserdichte Entschuldigung an. Er ist bereits so gut wie unterwegs nach Sinai gewesen, schreibt er. Aber gerade, als er mit dem Fuß auf der Türschwelle stand, lief die Order von von Gähler ein, daß die Teilnehmer der Expedition in Kairo bleiben und sich nicht in kleine Gruppen teilen sollten, ehe näherer Bescheid von Bernstorff vorlag. Außerdem, sagt von Haven, weigerte Baurenfeind sich schlecht und recht, mit ihm nach dem Sinai zu gehen. Und schließlich fügt er diese Zeilen hinzu: »Ich wäre trotzdem gern allein losgezogen, wenn nicht andere Ursachen dazu gekommen wären, die ich am liebsten mit Schweigen übergehen möchte, bis wir einmal, so Gott will, wieder heimgekommen sind.«

In dieser neuen Reihe von Entschuldigungen fällt es uns nicht schwer, die echten von den vorgeschobenen zu unterscheiden. Von Gählers Order, daß die Expedition bis auf weiteres vereint bleiben soll, war selbstverständlich nicht so zu verstehen, daß von Haven aus diesem Grunde die wichtige Reise nach Sinai abblasen sollte. In diesem Fall hätte Forsskål auch nicht nach Alexandria und hätten Niebuhr und Baurenfeind nicht nach Damiette reisen dürfen. Daß Baurenfeind nach der Arsenik-Affäre und von Havens despotischem Auftreten auf der *Grönland* nicht geneigt war, mit nach dem Sinai zu kommen, hört sich wahrscheinlich an, aber es ist unwahrscheinlich, daß von Haven jemals ernsthafte Pläne für eine solche Zwei-Mann-Reise gehegt hat. Die beiden letzten Zeilen, daß er gern allein gestartet wäre, wenn nicht andere Ursachen dem im Wege gestanden hätten, sind ausschließlich zu seiner Entlastung erfunden. Die betreffenden Worte haben nicht mehr Wert als andere seiner zahlreichen Entschuldigungen dafür, warum aus der wichtigen Reise nichts wurde. Aber sie sind inter-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

essant als die einzige Stelle sowohl in von Havens Briefen als auch in seinen übrigen Papieren von der Reise, in denen er, wenn auch auf seine übliche verblümte Art auf ein Drama hindeutet, das mit seinen verzweifelten Arsenik-Einkäufen in Konstantinopel eingeleitet wurde. Er ist allein. Die anderen wollen nichts mit ihm zu tun haben. Das ist es, was in Wirklichkeit in diesen Zeilen steht. Das ist gleichzeitig, wenn man alles Gerede abzieht, die wirkliche Ursache dafür, daß nichts aus der Sinai-Reise wird. Er hat nicht den Mut, allein die entscheidende Initiative zu ergreifen, und er findet niemanden, der ihm helfen will. Erst viele Monate später, als sich diese Situation dank eines entscheidenden Entschlusses von Seiten eines anderen Teilnehmers geändert hat, glückt es Professor von Haven, nach Sinai zu kommen.

Das innere Verhältnis der Expedition hat sich in den vielen Monaten, in denen die Teilnehmer in Kairo auf die Antwort von Bernstorff warten, nicht verbessert. Ganz im Gegenteil – immer wieder ist es zu neuen dramatischen Zusammenstößen zwischen den beiden Todfeinden von Haven und Forsskål gekommen. Am 15. März ging es so weit, daß Niebuhr einen Brief an von Gähler schreiben muß, der gleichzeitig Forsskåls und Baurenfeinds Unterschrift trägt, in dem er aufs neue darum bittet, daß von Haven von den anderen getrennt wird. Er schildert, wie sie immer noch vergeblich auf einen gnädigen Beschluß aus Kopenhagen warten, und gibt ein Beispiel von den vielen Szenen zwischen Forsskål und dem gekränkten dänischen Professor. Es war wieder ein politisches Thema. Diesmal erging sich von Haven in Grobheiten über die holländische Nation.

»Als er zum zehnten Mal die gleichen herabsetzenden Ausdrücke gebrauchte, antwortete unser Botanicus friedlich und freundschaftlich, man könne, selbst wenn kein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



ÄGYPTISCHE TÄNZERINNEN IN SUEZ

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Holländer zur Stelle sei, auch nuanciertere Ausdrücke anwenden, wenn man über eine ganze Nation spräche. Von Haven brauste sofort auf, sprach dem anderen das Recht ab, ihn zu korrigieren, und war danach so aufgebracht, daß er nicht allein die gleichen ehrenrührigen Schimpfworte, deren er sich an Bord des Schiffes bedient hatte, herausschleuderte, sondern gleichzeitig einen Krug ergriff und wütend drohte, ihn unserem Botanicus an den Kopf zu werfen. In dem Augenblick, als wir sahen, daß es ernst zwischen den beiden Männern wurde, bemächtigten wir uns des Kruges, um schlimmeren Dingen zuvorzukommen; dies jedoch – nach dem ausdrücklichen Befehl Eurer Exzellenz – ohne ihm die geringste Gewalt zuzufügen und ohne ein Wort zu ihm zu sagen, das er später zur Verteidigung seines Auftretens benützen könnte. Doch er hörte nicht mit seinen Grobheiten auf, ungeachtet der Erinnerung daran, daß er bereits einmal für entsprechende Worte im Beisein Eurer Exzellenz hatte Abbitte leisten müssen. Da er dies jedoch nicht beachtete, so bittet unser Botanicus nun untertänigst darum, daß man ihm in Kopenhagen Satisfaktion für diese neuen Schimpfworte gibt.

Wie wird die bevorstehende Reise doch beschwerlich werden, wenn wir ständig in Gesellschaft dieses Mannes leben sollen! Obwohl er nicht im selben Haus mit uns wohnt, ist es doch mehrere Male geschehen, daß er vor der Abendmahlzeit draußen in unserer Küche gewesen ist und danach das Haus verlassen hat, um selbst mit den französischen Handelsleuten zu Abend zu essen. Euer Exzellenz kann sich leicht vorstellen, mit welchem Appetit wir anderen uns zu Tisch setzen, wenn wir dergleichen hören oder sehen. Und selbst wenn wir aufgrund dessen, was er in Konstantinopel kaufte, nichts zu fürchten haben, kann er uns doch auf viele Art Böses zufügen. Einer von uns muß sich oft allein zwischen lauter Arabern an gefährliche Stel-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

len wagen, um Pflanzen zu finden, und der andere muß sich entsprechenden Gefahren aussetzen, wenn er Landkarten oder Stadtpläne ausarbeiten soll. Wie leicht kann er nicht in diesem Land, wo für Geld alles getan wird, diesem einen Araber oder jenem einen Türken nachsenden und auf diese Art beide ins Unglück stürzen? Darum bitten wir Euer Exzellenz so inständig wir können, uns so schnell wie möglich von diesem Menschen zu befreien, vor dessen Hinterlist wir uns nicht mehr sicher fühlen.«

Es ist nun ein halbes Jahr vergangen, seit diese Bitte zum ersten Mal in dem Brief aus Rhodos ausgesprochen wurde. Da nach Verlauf eines weiteren Monats immer noch keine Antwort aus Kopenhagen vorliegt, geht Forsskål so weit, Bernstorff vorsichtig an eine Entscheidung zu erinnern. Am 30. April beschließt er einen Brief an den dänischen Minister mit den Worten: »Die übrigen Umstände unserer Reise sind Euer Exzellenz durch unseren unparteiischen Richter, Herrn Gesandten von Gähler, bekannt, und wir hoffen mit der größten Zuversicht, daß sie dank Euer Exzellenz Mitleid und Rechtschaffenheit baldigst geändert werden.«

Der Ton in den beiden Briefen ist nicht falsch zu verstehen. Von der leicht ironischen Form im Brief aus Rhodos ist man nun zu direkten, eindringlichen Bitten übergegangen. Es ist deutlich, daß die Situation sich von Monat zu Monat verschlechtert hat. Die ganze Expedition ist gelähmt. Nur eine Entscheidung aus Kopenhagen kann das große Vorhaben wieder in Gang bringen. Die Monate nach Forsskåls letztem Brief schleppen sich in peinvollem Abwarten dahin. Im Sommer, also über ein Jahr seit dem ersten Zusammenstoß beim Essen bei Kommandeur-Kapitän Fisker, haben Niebuhr und Forsskål die Hoffnung auf eine Antwort nahezu aufgegeben. Das Glückliche Arabien scheint weiter entfernt als je zuvor. Alles ruht. Der große

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ägyptische Sommer belagert Kairo. Niebuhr stellt sein Inschriftenkopieren ein und nützt die kühlen Abendstunden aus, zusammen mit Baurenfeind auf der Flöte zu spielen. Forsskål muß sein Botanisieren aufgeben, weil die wenigen Pflanzen, die immer noch unten am Fluß wachsen, wenige Minuten nach dem Pflücken vertrocknen und in seinen Händen zu welken Blättern werden.

So wird es Ende Juni 1762. Da läuft Bernstorffs endgültige Entscheidung ein. Die Sendung besteht aus drei Briefen, einer an Forsskål, einer an von Haven und einer an Niebuhr. Die drei Männer gehen jeder schnell nach Hause und öffnen das Siegel des königlichen Schreibens.

6.

Daheim im Kopenhagen Frederiks V. hat man dieses kühne Vorhaben nicht ohne eine gewisse nationale Befriedigung vom Stapel laufen sehen. Nach der Absendung der fünf Gelehrten fühlt man, daß die Nation ein vertrauenerweckender Repräsentant in der vordersten Linie der Forschung ist. Weniger als jemals vorher sickern Mitteilungen über ihre peinlichen Streitigkeiten an die Öffentlichkeit, und als »Den Kongelige Danske Posttidende«, die königlich dänische Nachrichtenzeitung, am Montag, dem 21. Dezember 1761, ihren Lesern das erste Bulletin von der dänischen Expedition bringen kann, geschieht es in nahezu triumphierenden Wendungen:

»Daß Seine Königliche Majestät, die ständig für das Wachsen der Wissenschaften und für die Ausbreitung der Kenntnisse zum Nutzen der Allgemeinheit sorgt, zu Beginn dieses Jahres eine gelehrte Gesellschaft nach dem Orient ausgesandt hat, ist bekannt und gleichfalls, daß diese Gesellschaft vornehmlich bestimmt ist, sich während dreier

Jahre in dem uns bis heute wenig bekannten Glücklichen Arabien aufzuhalten. Nun sind sichere Nachrichten eingelaufen, nicht allein, daß sie im vergangenen Sommer in Konstantinopel für diese ebenso lange wie für die gelehrte Welt wichtige Reise Vorbereitungen getroffen hat und dortselbst ausreichend mit allen Notwendigkeiten, insonderheit mit Pässen vom türkischen Kaiser und Empfehlungsschreiben von allen am ottomanischen Hof residierenden fremden Gesandten versorgt wurde, um ihr überall Sicherheit und Zugang zu verschaffen, sondern auch, daß sie nach abgeschlossener Reise über die Mittelländischen Meere am 27. September glücklich und bei vollkommener Gesundheit in Alexandria in Ägypten eingetroffen ist. Sie hat die Erlaubnis, einige Monate in Kairo zu bleiben, von wo aus sie ihr Weg am Berge Sinai vorbeiführen wird. In der Gegend wird sie ihr besonderes Augenmerk auf die in die Klippen gemeißelten altertümlichen Inskriptionen richten, welche, wie vermutet wird, aus der Zeit Mosis und der Wanderung der Kinder Israels durch die Wüste stammen. Von dieser Stelle hat die Gesellschaft die Reise über das Rote Meer nach dem Glücklichen Arabien fortzusetzen.«

Die Kehrseite des Triumphes sieht anders aus.

Als diese Neuigkeit in »Den Kongelige Danske Posttidende« gedruckt wird, hat Peter Forsskåls aufsehenerregende Enthüllung in dem bewußten Brief aus Rhodos schon eine intensive diplomatische Aktivität zwischen Kopenhagen und Konstantinopel ausgelöst. Forsskåls Brief hat den dänischen Gesandten in eine äußerst prekäre Situation gebracht. Von Gähler sah ja bald ein, daß der Streit zwischen den beiden Männern zu ernsthaft war und die Frage ihrer möglichen Trennung zu umfassend, als daß er eigenmächtig in dieser Sache eine Entscheidung treffen konnte. Er sah deshalb keinen anderen Ausweg als den je-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dem Diplomaten verabscheuungswürdigen, seinem hochwohlgeborenen Minister von etwas Unangenehmem Mitteilung zu machen.

Am 17. November 1761 beschließt er daher, Forsskåls Brief an Bernstorff in Kopenhagen weiterzusenden, dem er einen mehrere Seiten langen Bericht, abgefaßt auf französisch, beilegt. Sein Rapport, der im dänischen Reichsarchiv zu finden ist, ist fesselnd, weil er von der Kulisse her ein neues Licht auf die Hauptpersonen des sich entwickelnden Dramas wirft.

Nachdem er in der Einleitung das tiefste Bedauern über die höchst unglücklichen Umstände ausgedrückt hat, die er Seiner Exzellenz mitzuteilen sich genötigt sieht, geht der Gesandte auf den Aufenthalt der Expedition in Konstantinopel ein.

Er schreibt, daß er die Mißstimmung zwischen den Teilnehmern, die deutlich in zwei Cliquen geteilt waren, gleich vom ersten Tag an bemerkt hätte :

»Ich sah klar, daß Herr von Haven zusammen mit seinem Landsmann, dem Arzt, eine Partei gebildet hatte, während der Astronomus und der Maler mit Herrn Forsskål zusammengingen.« Durch das Vertrauen und die Klagen der einzelnen war es Gähler geglückt, der Ursache der Unstimmigkeit auf die Spur zu kommen, und er schildert nun Bernstorff in allen Einzelheiten das dramatische Essen an Bord der *Grönland*. Er zitiert die Aufforderung, die von Haven Forsskål ins Gesicht geschleudert hatte, nicht wörtlich – er sagt nur, daß »von Haven zum Schluß Forsskål einige so grobe Injurien entgegenschleuderte, daß der Respekt, den ich vor Eurer Exzellenz fühle, mir die Wiederholung unbedingt verbietet, die Umstände mich jedoch zwingen, sie näher zu charakterisieren, indem ich andeute, daß das einfache Volk sich dieses Ausdrucks gern bedient, um die übelste Feigheit zu charakterisieren.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Nachdem dieser unangenehme Punkt mit der nötigen Eleganz überwunden ist, erzählt von Gähler, wie es ihm glückt, die beiden Parteien vor der ganzen Expedition zu Entschuldigung und Umarmung zu veranlassen. Es bekümmere ihn nun tief, zu erfahren, daß diese Szene von Haven zu dem Entschluß brachte, sich zu rächen. »Aber«, fährt er fort, »ohne Rücksicht darauf, welche Bösartigkeit sich in gewissen Charakteren verbergen kann, muß ich gestehen, daß die Pläne, die man Herrn von Haven zutrauen will, mir zu schwarz, zu unmenschlich vorkommen, als daß ich ihn imstande glaube, sie auszuführen. Da ist nur der tatsächliche und verifizierbare Einkauf von Giftstoffen oder Arsenik, den der Arzt den anderen mitgeteilt hat, und dessen Unvereinbarkeit mit der Aufgabe des Professors, das diesem Mißtrauen Nahrung gibt. Aufgrund dessen, was ich geschickt aus dem betreffenden Apotheker herausgeholt habe, sind die Quantitäten freilich längst nicht so groß, wie die Herren behaupten.«

In diesem entscheidenden Punkt ist die Nachwelt leider genötigt, den distinguierten Diplomaten zu unterbrechen und ihn untertänigst einer wasserdichten Lüge zu überführen. Es tut uns leid, aber es läßt sich nicht verheimlichen. Zwischen von Gählers hinterlassenen Papieren hat man eine Apothekerrechnung gefunden, die gleichfalls im Reichsarchiv in Kopenhagen studiert werden kann. Sie hat die Überschrift »Compte des Médicaments que Florent apoticaire eu l'honneur de fournir pour Messieurs les voyageurs de la cour de Danemark« – Rechnung über die Medikamente, die der Apotheker Florent die Ehre hatte an die Herren Reisenden vom dänischen Hof zu liefern. Aus ihr geht hervor, daß von Haven wirklich für im ganzen vierundzwanzig Asper Arsenik kaufte. Wir kennen heute die Kaufkraft der entsprechenden Münze nicht, aber die Frage ist ebenso wie die Kenntnis, daß der Betrag einen der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

kleinsten Posten auf der Rechnung ausmacht, von untergeordneter Bedeutung. Denn noch heute ist Arsenik eine Ware, die im Verhältnis zu ihrer Gefährlichkeit ziemlich billig ist. Man rechnet normalerweise damit, daß eine Messerspitze oder maximal fünf Gramm absolut tödlich sind, und nach Mitteilungen aus wohlunterrichteter Quelle kosten einhundert Gramm heute ungefähr DM 2,32. Das macht knapp zwölf Pfennige für die Ermordung eines Menschen, ein Preis, der selbst bei der niedrigen Notierung eines Menschenlebens in unserer Zeit nicht als unverschämt anzusehen ist. Das Entscheidende ist also nicht der Betrag, den von Haven für das Gift bezahlte, sondern dessen Gewicht. Forsskål erläutert, daß der Däne zwei Pakete kaufte, deren Inhalt für die letzte Mahlzeit zweier Regimenter ausgereicht hätte, ein Umstand, der also durch von Gähler in dem Bericht an Bernstorff bestritten wird. Falls der Hochwohlgeborene Herr Gesandte, der in seinen eigenen Augen so geschickt im Beschaffen von Aufklärungen war, sich nur die kleine Unbequemlichkeit gemacht hätte, sich die Rechnung, die er selbst vom Apotheker empfangen hatte, etwas näher anzusehen, würde er sofort die Richtigkeit von Forsskåls Behauptung festgestellt haben. Die Rechnung enthält nämlich, wie von dem Forscher Henrik Schück nachgewiesen, auch eine Gewichtsangabe. Da steht, daß von Haven einunddreißig Dueller gelbes und vier Unzen weißes Arsenik bekam. Im Gegensatz zu den Münzsorten sind wir hier imstande, beide Einheiten umzurechnen. Von Haven bekam mit anderen Worten ungefähr fünf Unzen Arsenik. Eine Unze ist etwas über dreißig Gramm. Die beiden Pakete enthielten also ungefähr 150 Gramm Arsenik. Da man zum Töten eines Menschen maximal fünf Gramm benötigt, war es genug, mindestens dreißig Personen umzubringen.

Diese Portion ist es, die von Gähler, der ein robuster

Herr gewesen sein muß, unzureichend findet. Durch ein solches Vertuschen macht er es Bernstorff unmöglich, die Reichweite des nachfolgenden Punktes im Bericht zu verstehen; das aber ist für die Entscheidung des dänischen Ministers von ausschlaggebender Bedeutung und zeitigt weitreichende Folgen für den weiteren Verlauf der Expedition. Unter diesem Punkt sagt der Gesandte nämlich, daß es unumgänglich notwendig ist, die beiden Parteien zu trennen. Auf der einen Seite bestreitet von Gähler also die Richtigkeit von Forsskåls Angaben, während er ihm gleichzeitig auf der anderen Seite in seiner Forderung unbedingt beistimmt. Darin müssen wir vermutlich eine besondere Form der Logik höherer Diplomatie sehen. Nach einer gewissen Anzahl von Komplimenten scheinen Menschen die Fähigkeit des klaren Denkens zu verlieren. Wir werden bald sehen, daß von Gähler, sobald es sich um Forsskål handelt, sogar die Fähigkeit der klaren Sprache verloren hat.

Um seinen Vorschlag der Teilung der dänischen Expedition zu untermauern und damit zu vermeiden, was für alle Machthaber die Hölle auf Erden ist, nämlich einen Skandal, fährt von Gähler nun mit einer Charakteristik jedes einzelnen Expeditionsteilnehmers fort. Sie ist im Vergleich zu dem, was wir schon über die betreffenden Männer wissen, höchst interessant. Von Gähler schreibt:

»Was die persönlichen Eigenschaften betrifft, die sich bei den einzelnen Mitgliedern dieser Gesellschaft geltend machen, ist keiner ohne besondere Verdienste. Herr von Haven hat gegebenermaßen viele. Ich behaupte, daß man im Hinblick auf den literarischen Teil der Wissenschaft, der ihm anvertraut wurde, keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich möchte wünschen, ich könnte über seinen Charakter und seine Neigungen das gleiche sagen. Der beigelegte Brief zeichnet ihn in dieser Hinsicht nur zu deut-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lich. Doch sind die gewaltsamen und auffahrenden Seiten seines Wesens meiner Aufmerksamkeit entgangen. Wenigstens während des Aufenthaltes hier ist es ihm geglückt, sich zu verstellen. Herr Forsskål ist weder weniger intelligent, noch weniger gelehrt. Das Feuer der Phantasie ist bei ihm mit einer einmaligen Beobachtungsgabe vereint, aber da er genau so heuchelt wie der andere, möchte ich glauben, daß er noch einen guten Teil des vulgären Charakters seines Heimatlandes bewahrt hat. Sowohl dem einen wie dem anderen fällt es schwer, sich von den alten Vorurteilen, die zwischen diesen beiden Völkern in diesem Teil des Nordens herrschen, zu befreien. Diese Vorurteile bewirken, daß sie sich niemals in dem Umfang einigen können, den ihre gemeinsame Aufgabe verlangt.«

In dieser Passage feiert von Gählers diplomatische Logik neue Triumphe. Nach einer Serie nichtssagender Komplimente diskriminiert er das ganze schwedische Volk, dessen Charakter er vulgär findet, in einer unerhörten Weise. Ernster zu nehmen ist jedoch der Satz, der seiner eigenen Grobheit dem Schweden gegenüber unmittelbar folgt und Forsskål und von Haven nationaler Vorurteile beschuldigt. Dazu kommt, daß diese Beschuldigung hier die gleiche Wirkung hat wie seine Bagatellisierung des Arsenik-Einkaufes. Es kann nicht bestritten werden, daß nationale Vorurteile an der Spannung zwischen Forsskål und von Haven mitwirkten, aber sie waren nicht die einzige und nicht einmal die wesentlichste Ursache. Die lag in erster Linie in den Persönlichkeiten und war temperamentsbedingt. Indem er von Havens verletzte Eitelkeit in eine kleine Aversion gegen die Schweden umdeutet, erreicht von Gähler dasselbe wie mit der Bagatellisierung des Arsenikeinkaufes: er stellt Bernstorff gegenüber den Konflikt zwischen den beiden Männern, der doch zu diesem Zeitraum schon gewaltsam genug war, um den einen von ihnen in einem

verzweifelten Augenblick auf Mordgedanken zu bringen, in verkleinernder Optik dar.

Auch die anderen Teilnehmer bekommen eine Charakterisierung in von Gählers Rapport. Er fährt fort:

»Herrn Niebuhr fehlt es weder an Tüchtigkeit noch an Fleiß. Was den Charakter betrifft, ist er ein rechter Ehrenmann, und das Geld könnte keinem besserem anvertraut worden sein als ihm. Ich erdreiste mich zu sagen, daß es von Haven, der genauso verschwenderisch ist wie der andere ökonomisch, schlecht anvertraut wäre. Ich urteile hier nach meinen Erfahrungen. Niebuhr könnte gerne im Besitze von etwas mehr Entschlußkraft und Festigkeit für den Ernstfall sein. Der Maler ist der angenehmste Mann, den man sich vorstellen kann, zum Zusammenleben mit Menschen gleich welcher Nationalität wie geschaffen, ein Mann über den nie jemand Grund zur Klage finden wird. Ich nehme an, daß er sich bereits durch seine Werke ausreichend bekannt gemacht hat. Was den Arzt angeht, ist er gleichfalls gut zu leiden; er verfügt über größere Fertigkeiten, als Ägypter und Araber glauben werden, wenn sie seine Jugend sehen. Obgleich er vollkommen abhängig von von Haven ist, lassen die anderen ihm doch viele Gerechtigkeit widerfahren. Vielleicht ist es nicht ausschließlich sein Gewissen, das ihn den anderen ein Geschehen mitteilen ließ, das die ganze Gesellschaft entsetzt hat. Er hat wohl andere Gründe zur Unzufriedenheit mit diesem Professor gehabt, die besonders in zu herablassender Behandlung liegen können.«

Zum Schluß kehrt von Gähler zu seinem Vorschlag zurück, von Haven von den anderen zu trennen, und schlägt vor, den Dänen Studien teils in Kairo, teils in Damaskus vornehmen zu lassen, während die übrigen die geplante Reise ins Glückliche Arabien fortsetzen. Auf diese Weise, sagt er, kann man den Skandal vor der Öffentlichkeit ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

bergen und verhindern, daß die gelehrte Welt zu reden anfängt. Er schlägt deshalb Bernstorff vor, sowohl gegenüber der Umwelt als auch gegenüber der dänischen Expedition so zu tun, als sei nichts geschehen, und seine Order, die Trennung betreffend, als eine Entscheidung aus Kopenhagen, getroffen nach reiflicher Erwägung ganz anderer Umstände, erscheinen zu lassen.

Hiermit schließt von Gähler seinen Bericht. Es ist dem tüchtigen Diplomaten geglückt, dem Hochwohlgeborenen Minister etwas Unangenehmes auf eine Weise mitzuteilen, die fast nicht unangenehm wirkt. Darunter hat freilich die Klarheit seiner Darstellung etwas gelitten. Auf der einen Seite bagatellisiert er den Konflikt zwischen den beiden Männern, indem er über den Arsenik-Einkauf hinweggeht und außerdem das Ganze einigen unbedeutenden Nationalvorurteilen zuschreibt. Auf der anderen Seite argumentiert er kräftig dafür, daß die beiden Männer umgehend getrennt werden, wenn die Expedition bestehen bleiben soll. Mit anderen Worten: was Bernstorff auch immer beschließt, von Gähler kann sich mit seiner Exzellenz einig erklären.

Das ist auch genau das, was geschieht. Bernstorff berät die Sache bekümmert mit Moltke in Kopenhagen, und am 9. Februar 1762 sendet er von Gähler eine Antwort, in der er seine traurigen Gefühle über das Mißlingen der Sache ausdrückt, nachdem sie soviel Mühe und Geld gekostet hat. Im übrigen will Bernstorff gerne von Gähler recht geben. Falls es keine andere Möglichkeit gibt, die leidenschaftlichen Gemüter zu beruhigen, muß man zu einer Trennung schreiten, darin ist der Hofmarschall mit ihm einig. Bernstorff legt in einem versiegelten Umschlag die königliche Order bei, die von Gähler weitersenden kann, falls er es für notwendig erachtet.

Falls er es für notwendig erachtet. Dieser Zusatz ist

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wichtig. Auch Bernstorff hat gewisse Voraussetzungen in der Kunst, zwei Dinge gleichzeitig zu meinen, und nachdem er von Gähler im Hinblick auf die Trennung von Havens von den anderen freie Hand gelassen hat, enthält der Rest des Briefes eine Aufzählung all der Nachteile, die mit solch einer Trennung verbunden sein würden.

Erstens, sagt Bernstorff, hat gerade von Haven sich besonders sowohl auf die Expedition zum Berge Sinai als auch auf die übrige Reise vorbereitet. Läßt man ihn nun in Kairo, um einige archäologische Funde, die zahlreiche andere vor ihm untersucht haben, zu studieren, ist das gleichbedeutend damit, daß man ihm die Aufgabe, für die er in erster Linie qualifiziert ist, nimmt, um ihm eine bedeutend gewöhnlicheres und weniger interessantes Ziel zu geben. Es ist freilich möglich, daß die Reise nach Sinai nur auf die Entdeckung einiger Inschriften ohne Wert hinausläuft, aber das kann man nicht im voraus wissen; gerade diese Ungewißheit ließ Seine Königliche Majestät einen Mann dorthin senden, der imstande war, die Bedeutung der berühmten Funde zu beurteilen. Von Haven ist der einzige in der Expedition nach Arabien, der in erster Linie neue Erkenntnisse über die Heilige Schrift gewinnen soll. Er ist es, der die wichtigsten Nachforschungen vornehmen kann, und um ihm dabei zu helfen, hat der König einen Zeichner, einen Arzt, einen Botaniker und einen Astronomen mitgegeben.

Zu diesen Betrachtungen, die deutlich machen, wie wenig Bernstorff noch immer über von Havens wissenschaftliche und menschliche Mängel weiß, fügt der dänische Minister einige Erwägungen prekärerer Natur. Er fährt fort:

»Das ist noch nicht alles. Wenn wir Herrn von Haven von der Expedition ausschließen, wird Herr Forsskål seinen Platz einnehmen und damit das Oberhaupt der Expedition werden. Wird er, der Schwede ist, sich besser mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

den anderen einigen als ihr eigener Landsmann? Ich weiß wohl, daß sie alle gleichgestellt sind, aber einer von ihnen muß immer der erste sein. Laßt uns nun annehmen, daß es Herrn Forsskål glückt, zusammen mit den anderen Mitgliedern der Expedition ein glänzendes Resultat zu erreichen, dann wird die ganze wissenschaftliche Welt nur ihn anerkennen und nur über ihn sprechen. Und nichts wird für eine Nation unangenehmer sein, als zu sehen, wie dieser Ausländer all die Ehren des Vorhabens, das ursprünglich in ihrer eigenen Brust entstand und dank ihres eigenen Königs Freigebigkeit ausgeführt wurde, an sich reißt.«

Bernstorff schließt damit, zu wiederholen, daß von Gähler sich der versiegelten Order an von Haven frei bedienen kann, falls der Gesandte dies als den einzigen Ausweg zur Vermeidung des Zusammenbruches der Expedition ansieht, gibt aber sofort in einem Postscriptum seinem Wunsche Ausdruck, daß von Gähler die Probleme lösen könne, ohne Gebrauch davon zu machen.

Die Argumentation in Bernstorffs Brief folgt deutlich dem Vorbild in von Gählers Bericht mit seiner beschönigenden und verfälschenden Wiedergabe der faktischen Situation. Der dänische Minister geht genau wie der Gesandte leicht über den eigentlichen Grund von Forsskåls, Niebuhrs und Baurenfeinds Klagebrief aus Rhodos hinweg. Zur Erklärung des dramatischen Verhältnisses zwischen den beiden Professoren, das seine wirkliche Ursache in der Spannung zwischen der Tüchtigkeit des energischen Forsskål und der Eitelkeit des schwachen von Haven hat, genügt auch für Bernstorff der Hinweis des Gesandten auf nationale Unstimmigkeiten, die in Wirklichkeit nur eine untergeordnete Rolle spielen. Schließlich macht Bernstorff sich wie Gähler des Denkens in nationalen Vorurteilen schuldig, dessen die Expeditionsteilnehmer zu Unrecht verdächtigt werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Außerdem erinnert sich Bernstorff noch recht gut an den fatalen Zusammenstoß zwischen Forsskål und Kratzenstein in Kopenhagen. Durch den Versuch, Linné in die Arbeit der dänischen Expedition mit einzubeziehen und den untauglichen Kramer durch den Schweden Falck zu ersetzen, hatte Forsskål seinerzeit geglaubt, der Wissenschaft auf beste Art zu dienen, eine Auffassung, die durch die späteren Begebenheiten nicht entkräftet wurde. Doch aufgrund der selbstherrlichen und undiplomatischen Weise, in der er sein Vorhaben durchzuführen versuchte, mußte die Regierung in Kopenhagen sein Verhalten als Ausdruck eines unzeitgemäßen schwedischen Nationalismus werten. Diese unvorsichtige Selbstsicherheit auf wissenschaftlichem Gebiet muß Forsskål nun mit Zins und Zinseszins bezahlen. Der unglückliche Gegensatz zwischen dänisch und schwedisch, der bisher nur ein Nebenumstand des inneren Dramas der Expedition war, wird nun in Bernstorffs Brief das direkt formulierte Motiv dafür, daß man von Haven nicht von den anderen trennen will und solchermaßen das gespannte Verhältnis mit allen Konsequenzen, die sich für den weiteren Verlauf der Expedition ergeben, aufrecht erhält.

Für von Gähler bestehen auf jeden Fall keine Zweifel. Als Diplomat muß man eine halblaut gesungene Weise deuten können. Von Gähler ist, wie wir gesehen haben, ein perfekter Diplomat, und Bernstorffs Brief an ihn ist eine noch perfektere, halbgesungene Melodie. Der versiegelte Umschlag, der ihn begleitete, hätte ebensogut leer sein können. Er ist nur ein Symbol. Nach der Art, wie Bernstorff seinen Bedenken Ausdruck gegeben hat, fällt es von Gähler nicht einen Augenblick lang ein, von ihm Gebrauch zu machen. Da er ja im voraus für Übereinstimmung mit dem Minister gesorgt hat, ungeachtet, was er bestimmen wird, ist es leicht für ihn, Bernstorff am 17. April 1762 mitzuteilen, daß »Seiner Exzellenz Weisheit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und Gedankenkräfte alle die Bedenken, zu denen der beklagenswerte Rapport von Rhodos Anlaß gegeben hat, abwägen.« Von Gähler verspricht, den beiden wütenden Herren sofort Vernunft predigen zu wollen, so daß sie wenigstens die gegenseitige Gegenwart vertragen können und einander bei der Lösung der Aufgabe, die sie gemeinsam haben, helfen.

Die Arbeit des Gesandten besteht darin, die drei Briefe zu schreiben, die, wie bereits erwähnt, die Expedition in Kairo im Juni 1762 erreichen. Daß es sich wirklich um eine harte Arbeit gehandelt hat, davon zeugen besonders zwei der Briefe. Während der erste, der über Forsskål an die ganze Expedition gerichtet ist, nur die offizielle Mitteilung enthält, daß die Bitte aus Rhodos nicht erfüllt werden kann, arbeitet von Gähler die Briefe an von Haven und Niebuhr in ganz souveränem diplomatischem Stil aus.

Besonders das Schreiben an den empfindlichen von Haven ist in dieser Hinsicht ein imponierendes Schulbeispiel. Nach einer langen Einleitung, berechnet, der Eitelkeit des dänischen Professors zu schmeicheln, sehen wir mit angehaltenem Atem von Gähler auf das Kernstück zusteuern. Das geht folgendermaßen vor sich:

»Mein bester Freund – um jetzt sowohl im Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe, als auch im Hinblick auf Ihre eminenten Verdienste und Ihre Klugheit zu sprechen, gibt es nur eine einzige Sache, die mich in gewisser Beziehung ein wenig beunruhigt. Es betrifft die wirkliche Einigkeit, den Gleichklang im Charakter, die herzliche Übereinstimmung, dieses Band gemeinsamer Interessen, das sich ganz naturgegeben zwischen allen Mitgliedern in ihrer Gesellschaft finden sollte, weil nur ein solches Band zu Ehren und zu dem Erfolg führen kann, den Seine Majestät in Seiner Freigebigkeit und Seiner Liebe zur Wissenschaft und zum Vaterland so brennend erwartet und wünscht.

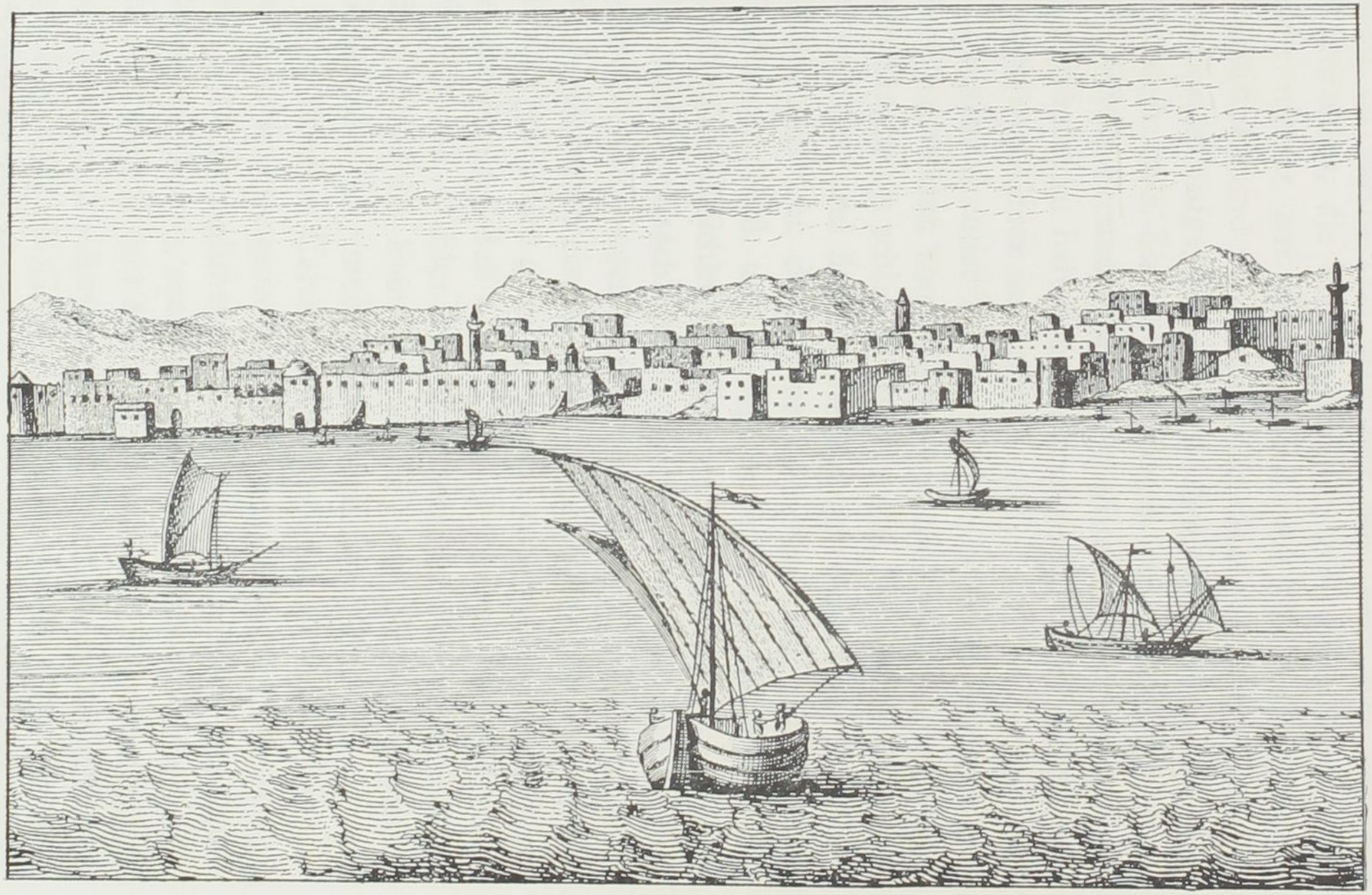
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Ich spreche nun nicht von den kleinen Unstimmigkeiten, die auf der Reise von Marseille nach Konstantinopel vorgekommen sind und die nur auf einigen Mißverständnissen beruhten. Ich bin davon überzeugt, daß die Versöhnung, die ich herbeiführen konnte, auf beiden Seiten so aufrichtig war, wie ich sie wünschte. Jedoch habe ich von anderer Seite in Kairo einen Brief empfangen, der der Stabilität dieser Versöhnung nicht voll gerecht zu werden scheint. Keiner der Herren wird besonders angeklagt, es wird nur Mißtrauen geäußert, hervorgerufen durch zufällige Mitteilungen. Aber muß ich Ihnen sagen, lieber Herr von Haven, daß sie mich dazu brachten, mir Sorgen zu machen, ob sich vielleicht immer noch ein Keim der Unversöhnlichkeit im Geist und im Gefühl findet? Das ganze gelehrte Europa hat seine Augen auf Sie gerichtet und betrachtet Sie, wenn nicht als Chef der Expedition, so doch wenigstens als das vornehmste seiner Mitglieder. Mein Herr, man weiß, daß Sie Däne sind! Welche glückliche, welche ehrenvolle Aufgabe ist es nicht für Sie, arbeiten zu können für Ihren Hohen Herrn und zu Ehren Seiner Regierung, teilzunehmen an dem Vorhaben, das von Ihrem eigenen Land geplant ist, das beschützt wird von Seinem Thron und das ins Leben gerufen wurde zur ewigen Ehre Ihrer Landsleute!

In Gottes Namen, betrachten Sie diese Aufgabe als das Kostbarste in Ihrem Leben, denken Sie an die Ehren und den Beifall, die Sie erwarten, und denken Sie auf der anderen Seite an die Folgen eines Mißverhältnisses, das alle Aussichten der Expedition zerstören kann. Ich fürchte, daß die Kritik in einem solchen Falle Sie treffen wird, und daß die Majestät selbst gezwungen sein wird, Rücksicht auf die Öffentlichkeit zu nehmen.

Ich will Ihnen gegenüber nicht verheimlichen, daß ich in gewisser Weise Herrn Forsskål das Gleiche sage und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



DSCHIDDA NACH EINER ZEICHNUNG VON BAURENFEIND

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

auch ihm vorhalte, daß mir nichts so leicht scheint, als in gegenseitigem Verstehen, in Frieden und Einigkeit mit allen zu leben. Das erfordert nur, daß man sich von Vorurteilen, die dies verhindern, frei macht und Rücksicht nimmt auf die Vernunft, die Pflichten gegen die Menschheit und vor allem gegen Gott, unseren Herrscher. Sie sind zu aufgeklärt, als daß ich mehr sagen müßte. Übrig bleibt nur, Sie zu beschwören, das Gesagte als einen wirklichen Freundesrat zu betrachten, ihn vor den anderen geheim zu halten und daran zu glauben, daß ich nur Ihr eigenes Glück ins Auge fasse.«

Langanhaltender Beifall. Mehr als jemals vorher ist es dem geschickten von Gähler geglückt, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er hat von Havens Eitelkeit geschmeichelt und ihn gleichzeitig gewarnt. Er hat zu verstehen gegeben, daß er um die verdächtigen Pläne des Professors weiß, und er sagt es auf eine Art, als sei der Däne in Wirklichkeit völlig unschuldig. Falls von Haven die anderen tatsächlich mit dem Arsenik aus Konstantinopel hätte umbringen wollen, mußte er den Brief als drohende Zurechtweisung auffassen, hatte er aber solche Gedanken gar nicht gehabt, war die entsprechende Drohung so gut getarnt, daß er sich nicht getroffen fühlen konnte. Nur ein von Gähler konnte dergleichen formulieren. Nur ein von Gähler konnte einen Brief an einen potentiellen Giftmörder mit »mein bester Freund« einleiten.

Den Brief an Carsten Niebuhr hat der Gesandte naturgemäß aus einer ganz anderen Schublade geholt. Hier sind fast keine Komplimente, keine Schmeicheleien, fast keine Zweideutigkeiten, sondern unmißverständliche Worte,wie sie nun einmal von einer diplomatischen Vertretung gesagt werden. Als Ausgleich muß von Gähler Niebuhr bitten, den Brief als Geheimnis zu bewahren. Quer darüber schreibt er, mit einem Strich darunter, diese Worte: »Le-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sen und behalten Sie diesen Brief für sich allein.« Nach Komplimenten kommt nun die Reihe an das Vertrauen.

Zuerst erfährt Niebuhr, daß von Gähler außer dem Brief an die übrigen Expeditionsteilnehmer einen besonderen Drang fühlt, sich an ihn persönlich zu wenden: »Sie sehen, daß die vorgeschlagene Trennung nicht nach dem Geschmack der höchsten Personen war, sondern daß die Gesellschaft stattdessen ohne weitere Verzögerung die Reise gemeinschaftlich fortsetzen soll. Es bleibt Ihnen daher nichts anderes übrig, als sich so schnell wie möglich danach zu richten.«

Gleichzeitig will von Gähler jedoch Niebuhr anvertrauen, daß man seine Drohung, von Haven niederzuschießen, nicht so übel aufgenommen hat, wie er vielleicht annimmt. »Ganz im Gegenteil hat man durch meine Darstellung Ihres Charakters einen so günstigen Eindruck Ihrer ehrenwerten Gesinnung bekommen, daß man meint, daß vielleicht Sie jener sein könnten, der am besten imstande ist, durch Überredung und Ermahnung diese Gemüter, wenn nicht vollständig zu beruhigen, so doch dazu zu bewegen, in kultivierter und freundschaftlicher Weise miteinander zu leben. Mit diesem Ziel vor Augen müssen Sie Rücksicht nehmen auf Herrn von Havens Erregbarkeit und auf der anderen Seite auf Herrn Forsskåls nicht ganz natürliche, und ich muß wohl sagen, etwas erkünstelte Ruhe und kühle Gelassenheit. Vor allem müssen Sie sich davor hüten, ihm immer recht zu geben. Ohne des letzteren Vertrauen zu verlieren, müssen Sie danach streben, auch das Vertrauen des erstgenannten zu gewinnen, oder auf gut deutsch, den Mantel auf beiden Schultern zu tragen.«

Kurz gesagt, von Gähler klopft Niebuhr nachsichtig auf die Schulter und läßt ihn gnädigst teilhaben an seinem erprobten Rezept im Hinblick darauf, wie man zwei Dinge gleichzeitig meinen kann. Aber damit ist es auch genug.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Danach verbittet er sich weitere Bulletins über gegenseitige Streitigkeiten zwischen den Teilnehmern der Expedition. Die Ursache des ganzen, von Havens Arsenik-Einkauf, stellt er als bedeutungslos hin: »Was Sie denken und fürchten, das besprochene Medikament betreffend, beruht ausschließlich auf purer Einbildung und auf Mißverständnissen. Glauben Sie mir und leben Sie ohne Furcht. Die Welt ist nicht so böse, wie man glaubt. Mehr will und kann ich dazu nicht sagen.«

Das Ganze ist nichts, die Welt ist nicht so schlecht wie man glaubt, so lautet die Zusammenfassung der Briefe, die Forsskål, von Haven und Niebuhr jeder für sich an einem Juni-Nachmittag lesen, während der große ägyptische Sommer Kairos sie umgibt. Ihre Hoffnungen sind zunichte gemacht. Nach wiederholten Bitten an von Gähler und Bernstorff, nach fast einjähriger Wartezeit in Ägypten und nach seitenlangen diplomatischen Schönschreibereien hat man nun an höchster Stelle beschlossen, nichts zu beschließen. Alles soll so weitergehen wie bisher. Das ist der Wille Seiner Königlichen Dänischen Majestät, und die Dinge gehen ihren verkehrten Gang.

7.

»Gefährlich für die menschliche Freiheit sind nur jene, die durch Ämter, Stand oder Reichtum die Mächtigen im Lande geworden sind.« Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Peter Forsskål, als er das dänische Machtwort zur Kenntnis nahm, einen Augenblick lang an die mutigen Aphorismen aus seiner nun drei Jahre alten, beschlagnahmten Schrift über die bürgerliche Freiheit erinnert wurde. Im Gegensatz zu von Gähler konnte Forsskål nie mehr als ein Ding zu gleicher Zeit meinen, und in seiner Antwort an den dänischen Diplomaten widerspricht er ruhig dem Hof, genau

so, wie er es in Schweden während der Streitigkeiten um Freiheit des gedruckten Wortes getan hat.

Der Befehl des dänischen Königs hat sie von den höchsten Hoffnungen in die tiefste Unruhe gestürzt, sagt Forsskål. Er weigert sich, die Bagatellisierung von von Havens Arsenik-Einkauf anzuerkennen, und er erklärt rundheraus, daß der dänische Hof einfach nicht der Unwissenheit und den schlechten Charaktereigenschaften des Mannes insAuge zu blicken wünscht. »Sollte man ihn wirklich kennen, müßten wir uns vorstellen, daß man, um die Ehre eines verruchten Landsmannes zu retten, die ehrlichsten Menschen entblößt und sie den unwürdigsten aller Gefahren opfert. Wir können jedoch auch nicht das geringste Mitleid von der allergnädigsten Regierung erwarten.« Nach diesen starken Worten wendet Forsskål sich gegen von Gählers Verbot, ihr Mißtrauen zu verraten. Auch hier bekommt der Diplomat reinen Wein eingeschenkt. Selbstverständlich würde es viel besser sein, sagt Forsskål, von Haven wissen zu lassen, daß sie ihm gegenüber auf der Hut sind und daß ein Versuch von seiner Seite, ihnen ans Leben zu gehen, für ihn selbst gefährlich werden könnte. Forsskål hat bis jetzt seine Anfeindungen in der Hoffnung ertragen, ihn bald los zu werden, aber nachdem diese Hoffnung zunichte wurde, muß er von Gähler ersuchen, dem Dänen eine Zurechtweisung zu erteilen, anderenfalls er sich genötigt sieht, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Hinter Forsskåls hartnäckigem Festhalten an seinem ursprünglichen Standpunkt spürt man auch unmißverständlich die Enttäuschung, die allen Schreibern des Briefes aus Rhodos gemeinsam gewesen zu sein scheint. Sogar der friedliche Baurenfeind ist niedergeschlagen. Er hat nicht Forsskåls Mut, sich gegen die Machthaber aufzulehnen, wagt aber doch, seinen Mißmut zu Worte kommen zu lassen :»Ich unterwerfe mich mit der höchsten Achtung dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Willen und Befehl des Königs«, schreibt er an von Gähler, »aber dennoch muß ich sagen, daß für mich und meine beiden Kameraden eine Reise unter solchen Umständen ein bitterer Kelch ist. Aber es ist der Wille des Königs. Ihm muß gehorcht werden. Soweit es von mir abhängt, werde ich mich bemühen, Ruhe und Frieden in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten – möge uns nur der Himmel helfen!«

Auch Niebuhr hat sich nicht von den Argumenten des Diplomaten überzeugen lassen. In seiner Antwort schreibt er, jeder müsse zugeben, daß Professor Forsskål immer arbeitsam und niemals empfindlich gewesen sei, und daß er eine gute Einsicht in besonders viele Dinge besitze. Dergleichen findet man auf der anderen Seite nicht, sagt Niebuhr. »Professor von Havens Arabisch ist immer noch wenig rühmlich, obgleich er, wenn ich mit ihm allein bin, außerordentlich viel über Dichter spricht. Alle seine politischen Voraussagen haben sich bis jetzt als falsch erwiesen, und doch ist er immer seines Standpunktes so sicher, daß er alle jene, die seine Meinung nicht teilen, als Ignoranten ansieht. Aus diesem Grunde kann Euer Exzellenz mir nicht verdenken, daß ich mehr Wert darauf lege, mit dem Erstgenannten als mit dem Letztgenannten zusammen zu sein.«

Gleichzeitig schreibt Niebuhr jedoch an von Gähler, daß er mit Forsskål ebenso wenig auf vertrautem Fuß stehe wie mit von Haven. Diese neue Haltung hat er bereits zu Beginn seines Briefes betont, in dem er zu dem Wunsch des Gesandten, ihn als Vermittler zwischen den beiden streitenden Parteien zu sehen, Stellung nimmt. Niebuhr schreibt: »Es ist mir nicht geglückt, Einigkeit zwischen ihnen zu schaffen, und da ich im Vergleich mit ihnen, die beide große Philosophie-Magister sind, ein weitaus geringerer Philosoph bin, bin ich in meinem Seelenfrieden stets tiefer erschüttert als die Hauptpersonen selbst; denn da sie alles philosophisch betrachten, können sie sich im Hand-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

umdrehen hinsetzen und weiterstudieren, als ob nichts geschehen sei.«

Verglichen mit der naiven Begeisterung für die »Wissenschaft und die wahre Lehre«, die an jenem Sommertag in Göttingen zu Wort kam, als Niebuhr Professor Kästner gegenüber bezweifelte, für die Teilnahme an der dänischen Expedition ausreichend gerüstet zu sein, zeugen diese ironischen Aussprüche von einem tiefgreifenden Wandel seiner Einstellung. Viel Wasser ist bereits ins Meer geflossen seit den begeisterten Jugendjahren in Göttingen, als Professor Mayer den jungen Autodidakten von der Marsch in die Herrlichkeiten der Astronomie und Mathematik einführte. In den vergangenen anderthalb Jahren seit der Abreise der *Grönland* von Kopenhagen hatte Niebuhr reichlich Gelegenheit, die »Wissenschaft und wahre Lehre« aus nächster Nähe zu beobachten. Er war Zeuge von Forsskåls beharrlichen Bestrebungen, die dänische Expedition nach Linnés Kopf umzuformen, und er erlebte von Havens Wutanfälle bei der kleinsten Andeutung seiner Untauglichkeit. Der eine ist sich nicht zu schade, einen Code zu erfinden, um die dänische Regierung zu betrügen, der andere hat sich in Verleumdungen und Arsenik versucht. Jeder für sich sind sie beide halsstarrig und arrogant, zanksüchtig und anspruchsvoll. Der eine ist energisch, der andere faul, aber beide sind sie gleich unerschütterlich überzeugt von ihrer eigenen Vortrefflichkeit. Obgleich der eine in diesem Punkt mehr Berechtigung hat als der andere, ist und bleibt es doch eine anstrengende Aufgabe für selbstkritischere Naturen, mit ihnen in einem Zimmer zu wohnen. Aber das mag hingehen. So ergibt offenbar die nähere Bekanntschaft mit »Wissenschaft und wahrer Lehre«, daß sie eine Mischung aus stummem Ehrgeiz und lauten Kränkungen, kleinen Intrigen und enormer Eitelkeit ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Die Konsequenz aus Niebuhrs neuer Erfahrung, die indirekt in dem Brief an von Gähler zum Ausdruck kommt, ist ein Abrücken von dem Streit zwischen Forsskål und von Haven, der die ganze Expedition zu spalten droht und der jeden Teilnehmer ungerechtfertigten Drohungen aussetzt. Wie wir seinerzeit Niebuhr unangefochten einen Venusdurchgang beobachten sahen, während die Kanonen des Kriegsschiffes für ein Gefecht klargemacht wurden, so setzt er nun seine Arbeit in der dänischen Expedition fort, während die Schimpfworte der Philosophie-Magister ihm um die Ohren fliegen. Er wollte nicht bekehren, wenn er mit Mohammedanern über ihre Religion sprach, und nun will er auch vom internen Religionskrieg der Expedition unbehelligt bleiben. Er ist nicht weit von der Auffassung entfernt, daß von Haven menschlich gesehen genauso gut sein kann wie Forsskål, aber schon diese Auffassung macht es ihm unmöglich, sich fortgesetzt um ihre Angelegenheiten zu kümmern. In Zukunft will er weder dafür noch dagegen sein. Von Gähler hatte ihn gebeten, den Mantel auf beiden Schultern zu tragen. Niebuhr beantwortet seine Bitte damit, daß er den Mantel zur Erde fallen läßt.

Das Ergebnis seiner Haltung ist in diplomatischer Hinsicht dasselbe, als wäre er von Gählers Rat gefolgt, und wir werden bald sehen, welche überraschende Folgen sie hat. Für ihn selbst wird die Situation dagegen ganz anders. Er steht weder mit von Haven noch mit Forsskål auf vertrautem Fuß, schreibt er an von Gähler. Er hält es nicht mit dem einen und auch nicht mit dem anderen und auch nicht mit beiden, wie es ihm geraten worden war. Er ist allein. Entsprechend scheint es, wenn auch weniger ausgeprägt, bei den übrigen Teilnehmern zu sein. Dies ist das erste spürbare Ergebnis von Bernstorffs Intervention. Man wollte sie alle gleichstellen mit dem Ergebnis, daß alle gleich einsam geworden sind. Und das besagt

nur, daß aus zwei Parteien der Expedition deren fünf geworden sind.

Hier liegt vielleicht die eigentliche Ursache für den Mißmut der Gesellschaft während der letzten Wochen in Kairo. Wir haben den August 1762 erreicht. Gegen Ende September geht das Schiff von Suez nach Dschidda in Arabien ab. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn von Haven noch von Suez aus die bedeutungsvolle, aber immer wieder verschobene Expedition zum Berge Sinai durchführen will. Jeder für sich machen sie sich fertig, Kairo mit der Karawane, die nach Suez abgeht, zu verlassen. Während der Vorbereitungen erreicht sie eine schlechte Neuigkeit. Ein Räuberstamm, die Sawalha von der Halbinsel Sinai, verwüstet die Gegend um die Hafenstadt. Die Juli-Karawane nach Suez wurde aufgerieben und ausgeplündert, mehrere Menschen getötet.

Nun ist jedoch alles zur Fortsetzung der Reise bereit. Carsten Niebuhr zeichnet in seinem Tagebuch indirekt ein Bild der Stimmung zwischen den Teilnehmern während der letzten Tage in Kairo, als alle Vorbereitungen abgeschlossen sind und sie nur noch auf Bescheid warten, sich an den Sammelplatz der Karawane zu begeben. Um die Wartezeit auszufüllen, bezahlen sie einige ägyptische Tänzerinnen. Aber da sie alle fünf unverheiratet sind, dürfen die Tänzerinnen nicht in ihrem Haus auftreten:

»Wir mußten uns daher damit begnügen, sie auf offener Straße tanzen zu lassen. Da die meisten europäischen Handelshäuser in Kairo jedoch längs des Kanales liegen, der quer durch die Stadt geht, verdienen die Tänzerinnen gut bei den Europäern an den Tagen des Jahres, an denen dieser Kanal gerade gereinigt wird, während der Nil noch nicht so hoch gestiegen ist, daß der Damm zum Kanal durchbrochen werden kann. Wir versuchten, die fürchterlichen Gedanken über unsere bevorstehende Reise

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

zu vertreiben, indem wir bald die eine, bald die andere Gruppe von Tänzerinnen in dem trockenen Kanal vor unserem Hause singen, tanzen und spielen ließen. Und obgleich wir am Anfang kein großes Vergnügen an dieser Art Schauspiel hatten, weil sowohl die Vokal- als auch die Instrumentalmusik sehr schlecht war, weil die Frauen alle möglichen für ein ehrbares Auge höchst unanständige Stellungen einnahmen und wir sie zuerst alle gleich häßlich fanden – sie hatten gelb gefärbte Hände und blutrote Nägel, trugen schwarze oder blaue Schmuckstücke im Gesicht, auf den Armen oder um den Hals, große Ringe um die Knöchel, in den Ohren oder in den Nasenflügeln, und hatten reichlich pomadisierte Haare, die man weit riechen konnte – obschon all dies gar nicht nach unserem Geschmack war und keine von ihnen eine angenehme Stimme hatte, meinten wir doch nach und nach, daß die eine oder andere unter ihnen sehr schön sang, ja, daß sie sogar sehr schön waren, und zum Schluß sahen und hörten wir sie genauso gern wie die besten Sängerinnen und Tänzerinnen in Europa.«

Baurenfeind macht eine rührende Zeichnung von der Szenerie, wohl zu einem vorgerückten Zeitpunkt, an dem die jungen Frauen ihnen am schönsten erschienen. Der Vordergrund zeigt einen verschleierten Araber, der eine meterlange Pfeife raucht, während der Hintergrund von einigen Palmen und einem Mann und einer Frau gebildet wird, die einige primitive Musikinstrumente handhaben. Zwischen den Musikanten und dem Pfeifenraucher sieht man die vier jungen Frauen auf bloßen Füßen im Sand tanzen, unverschleiert, aber in langen, faltenreichen Gewändern, die jedoch so glücklich fallen, daß man ihre wohlgeformten Brüste sehen kann.

Das ist also die trostreiche Aussicht, mit der die Expeditionsteilnehmer die furchtbaren Gedanken an die bevor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

stehende Reise zu vertreiben versuchen«, das sind die jungen Mädchen, die ihnen schöner und schöner erscheinen, je mehr sich der Tag der Abreise nähert. Die Situation erinnert an Forsskåls und Niebuhrs kleine Erlebnisse mit den Sklavinnen an Bord des Schiffes nach Alexandria. Wieder läßt sie der Anblick junger Frauen die drohenden Gefahren vergessen, wieder leben sie einen Augenblick lang im Glücklichen Arabien.

Die Schilderung der langen Zeit in Kairo klingt mit dem gleichen Doppelklang aus wie die Seereise von Kopenhagen. Es fällt einem nicht schwer, sich den jungen, ernsthaften Astronomen vorzustellen, der in der Abenddämmerung vor Monsieur Clements Haus versunken den Tänzerinnen zuschaut. Man sieht die jungen Mädchen vor sich und hört die Schritte ihrer bloßen Füße in dem lauen Sand. Man kann fast die Musik hören, die ständige, gleiche, langgezogene Wiederholung des Klagethemas, als bliese nur der Wüstenwind in die Instrumente. Die Sonne wird von den Sternen abgelöst. Tausend Wachtposten werden ausgestellt, um die Belagerung von Kairo zu übernehmen. Niebuhr bleibt im Halbdunkel stehen, sieht zu den Tanzenden hin und lauscht den Sängerinnen. Vielleicht handelt ihr Gesang von Liebe, vielleicht von Helden, die in den Krieg reiten. Vielleicht ist es nur die alte Geschichte von einem, der auszog, das Glück zu suchen, und vom Tode, der ihm auf dem Fuße folgte, um sich, als er es schließlich gefunden hatte, über seine Schulter zu beugen, als interessiere ihn der Fund.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

4. Kapitel

Nichts Neues vom Berge Sinai

1.

In Kairo läßt die Expedition die letzten Spuren der europäischen Zivilisation hinter sich. Nun beginnt der eigentliche Zug durch die Wüste. Vor seiner Abreise macht Niebuhr in seinem Tagebuch ein kleines Verzeichnis der Ausrüstung, mit der sie unter den neuen, primitiven Lebensumständen auskommen sollen. Außer ihren Büchern und wissenschaftlichen Instrumenten, Forsskåls Ellis-Mikroskop und Niebuhrs Hadley-Astrolabium, umfaßt sie ein Zelt, einige Feldbetten und einige Küchengeräte aus Kupfer, die sowohl innen als auch außen solide verzinnt sind. Ihr Proviant besteht aus Mehl, Reis, getrocknetem Zwieback, Butter, Kaffeebohnen und Speiseöl. Sie rechnen damit, Fleisch von den Arabern kaufen zu können, da die Karawanen immer Schafe, Ziegen und Hühner mitführen, die unterwegs geschlachtet werden. Butter haben sie in einem Krug aus dickem Leder. Ein rundes Stück Leder dient ihnen als Tisch. Da die Außenkante mit Eisenringen versehen ist, kann es mit einer durch diese Ringe geführten Leine gleichzeitig wie ein Sack zusammengeschnürt und auf ein Kamel gehängt werden. Ihre Kaffeetassen haben sie in einem fellbezogenen Holzkasten. Ihre Wachslichte liegen in einem gleichen Kasten, dessen Deckel mit einer kleinen Fassung versehen ist, in die man eines der Lichte stecken kann, so daß die Schachtel auch als Lampe dient. Salz, Pfeffer und andere Gewürze haben sie in einem anderen Holzkasten mit kleinen Schubladen übereinander. Statt eines Spiegels, der leicht zerbrechen kann, führen sie

einige schön verzinnte Kupferteller mit. Ihre Reiselaterne ist aus grobem Leinen und kann genau wie eine Papierlaterne zusammengefaltet werden, nur ist sie viel größer und mit einem Deckel und Boden aus Eisenblech ausgerüstet. Jeder von ihnen führt einen Wasserschlauch aus dickem Leder mit sich; außerdem nehmen sie mehrere mit Wasser gefüllte Ziegenledersäcke mit im Hinblick auf die Tage, an denen sie unterwegs kein Trinkwasser finden. Den Wein haben sie in großen Glasballons, deren jeder den Inhalt von zwanzig Flaschen faßt. Diese Regelung erweist sich jedoch als sehr unpraktisch, da die Ballons leicht zerbrechen, wenn das Kamel, das sie trägt, stürzt oder mit seiner Last gegen ein anderes läuft. Darum gehen sie schnell zu dem arabischen System über und bewahren auch den Wein in Ziegenhäuten auf. Die Schläuche für den Transport von Wasser haben das Fell außen, während die für Wein das Fell innen haben. Dieses ist so gründlich ausgepicht, daß der Wein keinen Beigeschmack bekommt. Niebuhr bemerkt, »daß, selbst wenn es für Europäer etwas widerlich ist, Eßwaren in solchen Behältern aufzubewahren, man so auf jeden Fall nicht befürchten muß, daß sie unterwegs verloren gehen.« Holz und Kohle zum Kochen ihrer Mahlzeiten führen sie nur selten mit sich, da an den Stellen, an denen Karawanen rasten, fast immer getrockneter Tiermist als Feuerung verkauft wird.

Im Hinblick auf die Reise in der Wüste haben sie außer ihrem schwedischen Diener Berggren, der inzwischen für Niebuhr ein wertvoller Helfer bei seiner Arbeit mit dem Astrolabium geworden ist, einen Koch aus dem griechischen Inselmeer und einen jungen Juden angestellt. Der Jude ist in Sana, der Hauptstadt des Glücklichen Arabien, geboren, er ist aber außerdem in Indien und Persien gereist. Leider wird er als Jude von den Arabern verachtet, und Niebuhr meint, daß es ein Fehler sei, nicht auch ei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nen mohammedanischen Diener gefunden zu haben. Dagegen hat Kramer rein privat einen Dolmetscher eingestellt, »weil er es in der arabischen Sprache noch nicht besonders weit gebracht hat. Es ist gleichfalls ein Grieche, sogar ein Mohammedaner aus Überzeugung.«

Diese bunte Gesellschaft hält sich nun mit ihrem Gepäck bereit, Kairo zu verlassen. Am Nachmittag des 27. August 1762 hören sie einen Kanonenschuß vom Kastell der Stadt. Der Schuß bedeutet, daß ein Kurier der großen Mekka-Karawane angekommen ist, um mitzuteilen, daß sie baldigst in Kairo erwartet werden kann. So können die Leute, die Freunde und Verwandte unter den heimkehrenden Pilgern haben, den Reisenden rechtzeitig entgegengehen. Niebuhr weiß, daß die Ankunft der Mekka-Karawane gleichzeitig ein Zeichen dafür ist, daß die Wüste zwischen Suez und Kairo wieder von den Räuberstämmen, die in den letzten Monaten diese Gegend beherrscht haben, gesäubert ist. Und dies bedeutet wiederum, daß man bei nächster Gelegenheit eine Karawane nach Suez absenden wird.

An dem gleichen Nachmittag, an dem die Expeditionsteilnehmer den Schuß hören, mieten sie deshalb einige Kamele, die sie selbst und ihr Gepäck zum Sammelplatz der Suez-Karawane tragen können, der in einem Wüstental außerhalb der Stadt liegt. Dieses Tal ist nicht weit von dem Dorf Matara entfernt, bei dem Forsskål so oft zu Anfang ihres Aufenthaltes in Kairo botanisierte. Als sie hinauskommen, finden sie das Tal von wimmelndem Leben erfüllt. Überall stehen Zelte, umgeben von Gepäckstapeln und Kamelen, während die Araber herumgehen und die letzten Dinge für die Reise ordnen. Keiner kann einen klaren Bescheid darüber geben, wann die Karawane aufbrechen will. Forsskål mietet jedoch zur Sicherheit die notwendigen Kamele und muß sogar mehr nehmen, als die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Expedition braucht. Dann verschwindet der letzte Sonnenstrahl des Tages hinter dem Kastell, das man gegen Nordosten drinnen in Kairo sehen kann, und die dänische Expedition macht sich bereit, die Nacht im Tal bei Matara zu verbringen. Die Dunkelheit fällt herein, dicht stehen die Sterne am Himmel. Ruhe senkt sich über die große Schar von Menschen und Tieren. Nur hier und da wird die Stille unterbrochen. Ein Kind beginnt in einem der Zelte leise zu weinen, ein Esel am Rande des Lagers fängt an zu schreien, weil der Mond aufgeht.

Der ganze folgende Tag vergeht mit Wirrwarr und Rufen – Bellen von Hunden, Geruch von Kamelmist, einer Wolke von Staub, der sich langsam über dem Tal sammelt und das Sonnenlicht verschleiert. Es ist immer noch nicht zu erfahren, wann die Karawane aufbricht. Plötzlich bei Sonnenuntergang sind jedoch ohne Warnung alle Zelte zusammengepackt und mit den übrigen Bündeln auf die Kamele gepackt. Eines nach dem anderen erheben sich die großen Tiere rundherum im Tal, setzen sich in Bewegung und gleiten in einer langen Reihe nach Osten. Die dänische Expedition macht sich schnell fertig und bemüht sich, in der Mitte der Karawane zu bleiben, wo die Chance des Überlebens bei einem Angriff am größten ist. Von Haven, Forsskål, Baurenfeind und Kramer reiten auf Pferden, während Niebuhr aus Neugierde eines der überzähligen Dromedare bestiegen hat. Obgleich er anfangs Angst hatte, von dem hohen Tier heruntergeworfen zu werden, ist er doch bald mit der Wahl sehr zufrieden. »Ich legte meine Matratze über den Sattel, so daß ich mich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite drehen konnte; so war es mir möglich, der Sonne, die in dieser Jahreszeit sehr anstrengend ist, den Rücken zuzuwenden. Dagegen mußten meine Reisegefährten ständig in derselben Stellung sitzen. Sie ermatteten schnell, während ich am Abend nach dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Ritt nicht müder war, als hätte ich den ganzen Tag über behaglich in einem Sessel gesessen. Außerdem haben Dromedare die gleiche Ganggeschwindigkeit wie Kamele, so daß man nicht darauf achten muß, sie bei den anderen zu halten, während die Pferde bald schneller, bald langsamer gehen müssen, um bei der Karawane zu bleiben.«

Über die Anzahl der Kamele in der Karawane herrscht große Ungenauigkeit in den Papieren der Reisenden. Von Haven, der von jetzt an einige Wochen lang zum ersten Mal während der ganzen Expedition Tagebuch führt, schreibt von 1 500 bis 1 600 Kamelen, während Niebuhr nicht mehr als vierhundert zählt. Obwohl er damit in der Minderzahl ist, ist man geneigt, ihm zu glauben, nicht nur, weil er bereits so viele Beispiele für seine Genauigkeit in solchen Angaben gegeben hat, sondern auch, weil die August-Karawane von Kairo nach Suez gewöhnlich zu den kleineren gehört. Es ist immer noch ein Monat Zeit bis zur Abfahrt der Schiffe von Suez nach Arabien. Erst einige Wochen später geht die Karawane ab, deren Last von Menschen und Waren mit diesen Schiffen weitergeleitet werden soll, und die oft mehr als sechstausend Kamele zählt. Die Waren, die die Karawane am 28. August mit sich führt, bestehen überwiegend aus Material für den Schiffbau in Suez: Bauholz vom Libanon, Kupfernägel aus Europa. Besonders Forsskål und Niebuhr legen Wert darauf, hinter vier Kamelen zu bleiben, die paarweise hintereinander gehen. Über jedes Paar ist ein schwerer Balken gelegt. Zwischen diesen Balken hängt der Anker für eines der Schiffe, die sie ins Glückliche Arabien führen sollen.

Am ersten Tage setzt die Karawane ihre Reise bis elf Uhr abends fort. Forsskål schildert die Ankunft an der Raststelle. Die Araber lagern sich so, wie sie eintreffen, in immer größer werdendem Kreis um die zuerst Angekom-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

menen. Die Kamele, von ihrer Last befreit, legen sich wie eine Ringmauer außen um die Menschen und ihre Waren herum. Sie werden auf einer öden Sandebene übernachten, und als Forsskål nach der Ankunft mit seiner Reiselaterne umherstreift, findet er nur einige Zygophyllum-Büsche, einige Mittagsblumen und ein paar Wüstenakazien. Die Nacht über müssen sie abwechselnd bei ihrem Eigentum wachen, teils gegen Fremde, die sich in die Karawane einschleichen, teils gegenüber ihren eigenen Führern, denen es, wie Forsskål notiert, »schwer fällt, sich von Dingen fern zu halten, die leicht zu verbergen und leicht zu verkaufen sind.«

Auch jetzt gibt es keinen Bescheid über die Aufbruchszeit der Karawane. Das einzige Zeichen sind die hunderte von Kamelen, die fast gleichzeitig laut zu wiehern beginnen, als sie eine Stunde vor Sonnenaufgang erneut beladen und gezwungen werden, sich zu erheben. Alle machen sich in Eile fertig, da niemand das Risiko laufen will, wie Forsskål sagt, »von der Gesellschaft und deren Sicherheit getrennt zu werden.« Aufs neue entwirrt sich das Durcheinander des Aufbruchs in eine geordnete Reihe von Kamelen, ein wogender Tausendfüßler in der Wüste, der geradewegs auf die rote Sonnenkugel zusteuert, die nun einen Augenblick lang auf der Hügelspitze vor ihnen zu verweilen scheint.

Am 30. August reiten sie mit der Sonne im Gesicht bis Mittag, als das Zeichen für die Rast zwischen einigen weißen, staubenden Kalkbergen gegeben wird. Die ermatteten Expeditionsteilnehmer hoffen auf eine längere Rast, aber es bleibt knapp Zeit zum Essen und keine Zeit zum Schlafen. Nur eine Stunde nach Ankunft bricht die Karawane wieder auf und setzt diesmal ihre Reise ohne Pause bis kurz vor Sonnenuntergang fort, um dann am Fuß des Berges Taja das Lager aufzuschlagen. Auch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

diesmal werden den Reisenden nur einige Stunden Ruhe gegönnt. Die nächsten Meilen führen durch eine schmale Bergkluft, es ist der geeignete Ort für einen eventuellen Überfall, und die Stelle, an der alle die früheren Karawanen von den Sawalhas ausgeplündert wurden. Da die Chance, mit heiler Haut durch die Berge zu kommen, am größten ist, wenn die Karawane die Stelle im Schutze der Dunkelheit passiert, brechen sie bereits um Mitternacht auf. Sie sind jedoch erst einige wenige Stunden zwischen den Bergen geritten, als sie plötzlich in der Nähe einen Schuß hören. Die Felswände um sie herum werfen das Echo in die Nacht zurück.

Forsskål und Niebuhr greifen nach ihren Schußwaffen. Dann werden sie von den Arabern beruhigt. Das sind keine Räuber, das ist die große Mekka-Karawane, die gleichfalls die gefährliche Strecke im Dunkeln zurücklegen wollte und die sie nun mit Abstand passiert. Vor einigen Tagen hatte sie die Botschaft ihrer Ankunft durch einen Kanonenschuß vom Kastell in Kairo verkündet. Nun hören sie den Hufschlag der Kamele auf dem Felsengrund wie einen Regenschauer, der vorbeizieht, während die Reisenden mit eifrigen Gewehrschüssen versuchen, eventuelle Sawalhas fortzuscheuchen. Forsskål und Niebuhr hängen beruhigt ihre Waffen wieder über die Schulter. Das sind keine Räuber, das ist ein Gruß aus dem Glücklichen Arabien. Das ist die Karawane von Mekka, und es ist wichtig, daß sie in Frieden passiert. Sie kommt mit Perlen, Diamanten, Moschus und Balsam, und es ist wichtig, daß sie Kairo erreicht, um Nähnadeln, Nägel sowie geglättetes und ungeglättetes Papier zu holen.

Es gelingt, die gefährlichen Berge zu bewältigen, ohne überfallen zu werden. Nach fünf Stunden geht die Sonne wieder auf, und die Karawane macht eine kurze Pause. Nun bleibt nur noch eine halbe Tagesreise bis Suez. Die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dänische Expedition sendet einen Diener voraus, um in der einzigen Herberge der Stadt ein Zimmer zu mieten. Danach setzt die Karawane sich wieder in Bewegung, und bald können sie die Nordspitze des Roten Meeres sehen. Dann kommt die Stadt selbst in Sicht, die Schiffe auf der Reede, die Lehmhäuser im Sand – nicht eine einzige Palme als belebende Beigabe in der grauen Fläche. Am 30. August zehn Uhr vormittags reiten sie in Suez ein. Nach Niebuhrs Bericht haben sie genau zweiunddreißig Stunden und vierzig Minuten auf Pferde- und Kamelrükken zugebracht.

2.

Der Ritt nach Suez wurde besonders für Baurenfeind zu einer harten Prüfung. Der herzensgute Maler war unterwegs von einem schlimmen Fieber ergriffen worden, das sich nicht einmal mit einem Extraglas Branntwein nach dem Mittagessen vertreiben ließ. Bei der Ankunft in der primitiven Herberge in Suez ist er fast bewußtlos und muß sofort ins Bett. In dem Zimmer sind keine Möbel. Sie müssen sich damit begnügen, eines der Feldbetten aufzuschlagen. Trotz der Ruhe verschlimmert sich sein Zustand jedoch von Stunde zu Stunde, und einige Tage nach der Ankunft schreibt Niebuhr in sein Tagebuch, daß er die Hoffnung aufgegeben hat, Baurenfeind wieder gesund zu sehen.

In Suez ist die dänische Expedition zum ersten Mal seit dem Aufenthalt in Alexandria vor fast einem Jahr wieder unter einem Dach vereint. Forsskål und von Haven schlafen wieder Tür an Tür und essen wieder am selben Tisch. Für den letztgenannten bedeutet Baurenfeinds ernsthafter Zustand eine Verschärfung des peinlichen Problems, das ihn seit der Ankunft in Kairo plagt. Von Haven muß nun

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

zur Sinai-Halbinsel reisen, um den Djebel el-Mokateb, den Berg der Inschriften, zu finden. In drei Wochen verlassen die Schiffe Suez, um ins Glückliche Arabien zu segeln. Es ist keine Zeit zu versäumen; es gibt keine Möglichkeit weiteren Aufschubs. Ungeachtet der warmen Jahreszeit, die am ungeeignetsten für eine Wüstenreise ist, und ungeachtet dessen, daß ihn diese Tour genau in das Heimatland der gefürchteten Sawalhas führen wird, muß der ängstliche Philologe sich nun zu einem Entschluß bequemen, seinem ersten während der ganzen dänischen Expedition. Und seinem letzten.

Ursprünglich sollte Baurenfeind von Haven auf dieser Reise begleiten, um die Inschriften auf dem Djebel el-Mokateb zu kopieren, während die übrigen Teilnehmer in Suez bleiben und die wichtige Frage von Ebbe und Flut im Roten Meer studieren sollten. Freilich hatte sich der Maler bereits in Kairo geweigert, allein mit dem übellaunigen Dänen zu reisen, aber hier in Suez hätte er seine Weigerung nicht aufrechterhalten können. Die Reise fiel ausdrücklich in sein Aufgabengebiet, das ihm in der Instruktion des Königs auferlegt war. Als Baurenfeind krank wird, stürzt das alle Pläne von Havens um und stellt ihn vor eine unangenehme Wahl. Entweder muß er die Reise, deren große Gefahren er so oft dargestellt hat, ganz allein unternehmen, oder er muß sich demütigen und einen der anderen Teilnehmer, die ihm nicht freundlich gesinnt sind, um Hilfe bitten. Da von Havens Angst trotz allem größer ist als seine Eitelkeit, wählt er den letzteren Weg. Eines Abends, kurz nach der Ankunft in Suez, legt er der übrigen Gesellschaft die Sache dar. Er kann nicht allein zum Berge Sinai reisen, er muß einen der anderen um Begleitung bitten. Da keiner von ihnen etwas sagt, wendet er sich an seinen Landsmann Kramer. Er fragt, ob Kramer mit zum Djebel el-Mokateb kommen will. Der umgängliche Kramer

hat wohl längst genug von von Havens Launen oder hält ihn für unfähig, die gefährliche Reise durchzuführen. Jedenfalls ist Kramers Vorwand nicht zu entkräften. Er muß als Arzt in Suez bleiben, um nach dem kranken Baurenfeind zu sehen. Kurz gesagt, Kramer will nicht zum Djebel el-Mokateb reisen.

Damit verliert von Haven seinen einzigen Bundesgenossen. Nun steht er allein Forsskål und Niebuhr gegenüber, den beiden Männern, die er so aufrichtig gehaßt hat, daß er in einem verzweifelten Augenblick plante, sie mit Arsenik umzubringen. Es bleibt lange Zeit still. Dann siegt die Angst aufs neue über die Eitelkeit. Von Haven wendet sich an Peter Forsskål und fragt leise, ob er ihn zum Djebel el-Mokateb begleiten will. Forsskål sieht den ängstlichen Professor, der einstmals von seinen eigenen hervorragenden Eigenschaften so überzeugt war, daß er die Leitung über die ganze Expedition verlangte, kalt an. Wieder vergehen einige Augenblicke in Schweigen. Von Haven blickt auf die Tischplatte nieder. Forsskål betrachtet ihn ohne eine Miene zu verziehen. Dann beantwortet er die Frage des anderen. Die königliche Instruktion verpflichtet den Botanicus der Expedition nicht, nach der Sinai-Halbinsel zu reisen. Außerdem ist er besorgt um Baurenfeind, der ihm während der ganzen Reise so unermüdlich durch das Abzeichnen seiner Naturalien geholfen hat. Mit anderen Worten, Forsskål will nicht mit zum Djebel el-Mokateb.

Nun steht nur noch ein Mann zwischen von Haven und der Einsamkeit unter den Sawalhas, der letzte Mensch auf der Welt, den von Haven unter normalen Umständen um etwas würde bitten wollen, der ungebildete Bauernsohn, dem er unzählige Male unter Drohungen und Hohnworten die Kasse der Expedition hatte entreißen wollen. Man stelle sich vor, daß Carsten Niebuhr dem vorangegangenen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Teil der Unterhaltung mit dem Rücken zu den anderen gefolgt ist. Das Gespräch ist wirklich zu peinlich. Er blickt weiterhin in die andere Richtung, tut vielleicht so, als sei er mit seinem Astrolabium beschäftigt. Dieses Mal scheint das Schweigen unerträglich. Niemand kommt dem Dänen zu Hilfe. Es vergehen wieder einige lange Augenblicke. Man kann den kranken Baurenfeind im Raum nebenan mühsam atmen hören. Dann fragt von Haven leise, ob Carsten Niebuhr ihm den Gefallen tun will, ihn zum Djebel el-Mokateb zu begleiten.

Forsskål fährt ungerührt fort, von Haven zu betrachten. Von Haven sieht auf die Tischplatte. Im Raum daneben hört man Baurenfeinds mühsames Atmen. Niebuhr sitzt immer noch über sein Astrolabium gebeugt. Als er endlich spricht, ist keine Andeutung von Ironie in seiner Stimme. Er scheint nur seinem Astrolabium eine Frage zu beantworten. Carsten Niebuhr sagt, daß er nichts dagegen habe, Herrn Professor von Haven zum Djebel el-Mokateb zu begleiten.

So ungefähr muß es vor sich gegangen sein. Wir kennen die näheren Einzelheiten nicht. Sowohl Forsskål als auch von Haven schweigen aus gutem Grund über die Begebenheit, und Niebuhr streift sie nur äußerst vorsichtig in seinem Tagebuch, wobei er jedoch die Reihenfolge, in der von Haven die anderen fragte, erwähnt. Den Rest muß man sich denken, aber es gibt nicht viele verschiedene Möglichkeiten. Auch der Wortlaut der Antwort ist nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist, daß Christian von Haven von dem Augenblick an, in dem Niebuhr zu der Reise zum Djebel el-Mokateb ›ja‹ sagt, in der dänischen Expedition ein toter Mann ist. Was zahlreiche Briefe an von Gähler und Bernstorff nicht erreichten, erreicht Niebuhr, ohne es zu wollen, mit diesem ›ja‹. Mit seiner Frage hat der eingebildete Professor zugegeben, in welchem Umfang er von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

den anderen abhängig ist. Als Niebuhr ihm im letzten Augenblick zu Hilfe kommt, geschieht dies nicht aus Mitleid, sondern ist eine Folge seines Beschlusses in Kairo, in Zukunft weder der einen noch der anderen Partei anzugehören. Aber seine Haltung hat weitreichende Konsequenzen, zeigt sie doch ein für allemal, wer der Starke und wer der Schwache ist. Von Havens Unterlegenheit ist damit ein für allemal festgestellt. Diesmal ist er nicht nur gedemütigt, wie bei seinem unrühmlichen Abschied in Helsingör. Er ist besiegt, unschädlich gemacht, vernichtet. Von nun an wird jeder Wunsch, sich den anderen gegenüber hervorzuheben, im Keime erstickt. Nun führt der Weg nur nach unten; und wenn erst die Eitelkeit außer Kraft gesetzt ist, ist dieser Weg für jemand, der so leicht aufgibt wie von Haven, sehr steil. Er gehört zu denen, die nur deshalb die führende Rolle anstreben, um nicht auf den Grund zu sinken. Nun ist alle Hoffnung verloren. Die Worte Niebuhrs, die ihn zu retten scheinen, sind in Wirklichkeit der Beginn seines Abstiegs.

Der Umfang seiner Niederlage wird schon am folgenden Tag deutlich. Professor von Haven ist nun auf eine so unbedeutende Größe reduziert, daß sogar Forsskål sich bereiterklärt, ihm einen Gefallen zu tun. Da der Däne auf Grund seiner unzureichenden Sprachkenntnisse außerstande ist, mit den Arabern zu verhandeln, trifft Forsskål die Verabredungen mit den drei Scheichen, alle drei Sawalhas, die Niebuhr und von Haven den Weg zum Djebel el-Mokateb zeigen sollen. Am 4. Dezember schließt Forsskål den Kontrakt mit den Arabern, die acht Dromedare und zwei Kamele für einen Preis von achtzehn Patak pro Dromedar und fünfzehn Patak pro Kamel zur Verfügung stellen. Weiterhin sollen die Araber ihre eigenen Lebensmittel mit sich führen. Niebuhr und von Haven erhalten die Aufenthaltserlaubnis am Djebel el-Mokateb für die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zeit, die sie zum Kopieren der Inschriften benötigen. Außerdem wird abgesprochen, daß einige der Araber nach der Ankunft am Berg nach Suez zurückreiten und den Rest der Expedition nachholen, falls Baurenfeind in der Zwischenzeit wider alle Erwartung gesund geworden ist.

Zwei Tage später hält eine kleine Karawane reisebereit auf dem gegenüberliegenden Ufer der Meeresbucht. Am selben Abend setzen Niebuhr und von Haven in einem Fischerboot über. Die erste Nacht bringen sie am Strand unter freiem Himmel zu. Am folgenden Morgen, dem 7. September 1762, bläst nach Niebuhrs Tagebuch ein kräftiger Sturm aus Norden. Nun werden die Tiere beladen, und die Karawane setzt sich nach Süden in Bewegung. Auf der Mole von Suez steht Peter Forsskål und sieht Niebuhr und von Haven zusammen mit ihren arabischen Begleitern im Sandsturm auf dem gegenüberliegenden Ufer verschwinden.

3.

In Suez scheint Forsskål zum ersten Mal während der Expedition die Zeit lang geworden zu sein. Vielleicht hat er sich ein wenig darüber geärgert, bei der wagemutigen, aber spannenden Tour zum Berge Sinai nicht dabei zu sein. Nun, da der lästige Kollege so gründlich gedemütigt war, hätte es zusammen mit Niebuhr ein spannendes Erlebnis sein können. Stattdessen muß Forsskål allein in der öden, verbrannten Wüste um Suez herumstreifen. Er zieht hinaus in einige Täler mit Namen Dgirr und Mosbeha, die ihm aus der Entfernung schwach grün erschienen. Mit Rücksicht auf herumstreifende Räuber muß er sich mit einem Gewehr bewaffnen. Er trifft keine Räuber, findet aber leider auch keine Pflanzen außer den gewöhnlichen Zygophyllum-Büschen. Alle Täler sind sandig und verdorrt. Der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

einzig fesselnde Anblick sind einige Wüstengazellen, die hier und da in achtungvoller Entfernung stehenbleiben und neugierig zu dem einsamen Wanderer hinsehen.

Etwas mehr kann er unten am Strand des Roten Meeres unternehmen. Forsskål legt umfangreiche Sammlungen von Konchylien an, fängt einige Fische und kommt auf die Idee, sie in der Sonne zu trocknen und sie danach wie die Pflanzen für sein Herbarium zu pressen, um sie auf diese Weise aufbewahren zu können. Er stellt fest, daß der Sand braust, wenn er ihn mit Scheidewasser übergießt; aber dann ist auch dieses Gebiet erschöpft. Die Sonne brennt über der Meeresbucht, und die nächste Entdeckung Forsskåls ist, daß »das flache Wasser warm ist und es angenehm ist, in ihm zu baden.«

Nach einer Woche hat sich Baurenfeinds Zustand spürbar gebessert, und Forsskål sucht nach einem Ausweg aus der Langeweile in Suez. Am 16. September mietet er ein Fischerboot und segelt sieben Meilen südlich in die Meeresbucht zum Dorf Ghobeibe, wo Moses seinerzeit die Juden quer durch das Rote Meer geführt haben soll. Es bläst ein frischer Wind von Norden, und bei Sonnenuntergang erreichen sie den Ort. Auch hier bringt das Botanisieren keine nennenswerte Ausbeute. Forsskål findet verschiedene Arten von Schilf und Salzwurzeln. Ein vielbesprochener Gedenkstein erweist sich als ein natürlicher Klippenvorsprung ohne Inschriften, und der Lösung des Rätsels um die Flucht der Juden durch das Meer kommt Forsskål in Ghobeibe auch nicht näher. Wie er erfährt, ist die Meeresbucht an dieser Stelle zwölf Faden tief, und er stellt selbst fest, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Flut nur ungefähr zwei Ellen beträgt. Obgleich, wie behauptet wird, sich beim Zug der Israeliten durch die Bucht der Wasserstand bei Ebbe doppelt so viel gesenkt haben soll wie gewöhnlich, würde das den Wasserspiegel doch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nur um vier Ellen gesenkt haben. Das hätte nicht einmal zur Trockenlegung der Meeresbucht bei Suez ausgereicht, und noch weniger bei Ghobeibe. Hinzukommt, daß Forsskål an verschiedenen Zeichen im Gelände erkennt, daß der Wasserstand in früheren Tagen in der Regel noch höher war. Er faßt höflich zusammen: »Daß eine ungewöhnliche Ebbe sich gerade in einem so wichtigen Augenblick eingefunden hat, ist schon an sich eine sehr seltsame Sache, die am ehesten als ein Wunder anzusprechen ist. Gibt man dies zu, warum zögert man damit, sofort zu bekennen, daß dieses ganze Geschehen nach den allgemeinen Naturgesetzen eine Unmöglichkeit ist und damit in seinem ganzen Verlauf ein wirkliches Wunder?«

Am Abend des 18. September ist Forsskål nach einer anstrengenden Kreuzerei gegen den Wind wieder in Suez. Baurenfeind geht es immer besser. Andererseits sind noch keine Araber gekommen, um sie zum Berge Sinai hinüberzuholen. Nach der Absprache hätten sie vor einigen Tagen hier sein müssen. Forsskål wird durch ihr Ausbleiben beunruhigt. Was ist mit Niebuhr und von Haven geschehen? Warum halten sie die ausdrückliche Vereinbarung nicht ein? Forsskål erinnert sich an Niebuhrs alten Entschluß, von Haven niederzuschießen; sollte er Verdacht schöpfen, daß der Däne mit seinen finsteren Plänen ernst machen will. Als die beiden Männer Suez verließen, um zum Djebel el-Mokateb zu reiten, war von Haven tiefer gedemütigt als je zuvor. Sie glaubten ihn unschädlich gemacht zu haben. Hatte der Mann nun in seiner Verzweiflung trotzdem . . .? Forsskål denkt den fürchterlichen Gedanken nicht zu Ende, sondern versucht, eine andere Beschäftigung zu finden. Er schlendert ein wenig am Kai herum, unterhält sich mit den Fischern, Kaufleuten, Schiffbauern, preßt Erklärungen aus ihnen heraus. So hört er, daß Dhauen aus Kiefernholz aus Antiochia in Syrien oder von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

den griechischen Inseln gebaut werden, während der Kiel aus indischem Teak ist. Kleine Boote, sieht er, werden aus Zypressen, Akazien, ja sogar Mimosenbäumen gemacht. Aufgrund der hohen Unkosten beim Transport von Materialien ist der Bau von Schiffen sehr teuer. Ein großes Fahrzeug kostet bis zu 45 000 Reichstaler. Zum Ausgleich sind die Frachtraten auf dem Roten Meer so hoch, daß sich nur drei Reisen nach Dschidda, Mekkas Hafenstadt, für ein Schiff bezahlt machen. Aus Suez werden Weizen, Reis, Linsen, Bohnen, in Ledersäcke eingenähter Tabak, Seife, Leinen, Eisenstangen, gleichfalls in Leder eingenäht, Messer, Spiegel, Pulver und Kugeln ausgeführt. Auf der Heimreise lädt man hauptsächlich Kaffeebohnen aus dem Glücklichen Arabien, eingenäht in Baumrinde, aber auch etwas Räucherwerk. Schließlich zeigen die Kaufleute Forsskål einige besondere Fahrzeuge, die mit großen Holzbassins vor und hinter dem Mast versehen sind. Diese Schiffe übernehmen den wichtigsten Import nach Suez. Es sind Dhauen, die nach der Hafenstadt Tor – mehrere Tagereisen weiter unten in der Bucht – segeln, um Frischwasser zu holen.

So vergeht ein, es vergehen zwei Tage, eine Woche. Baurenfeind ist wieder völlig gesund, aber stattdessen haben sie eine andere Sorge. Was ist aus Niebuhr und von Haven geworden? In kurzer Zeit soll die Expedition mit den Schiffen nach Dschidda weitersegeln, aber noch sind keine Araber gekommen. Es gibt noch nichts Neues vom Berge Sinai.

4.

Sowohl Carsten Niebuhr als auch von Haven führten während ihrer schicksalsschwangeren Reise auf den Spuren von Moses und den Israeliten umfangreiche Tagebücher. Einmal wollen wir jedoch unseren sorgfältigen Astrono-

men etwas in den Hintergrund treten lassen und dafür Professor von Haven als Kronzeugen wählen. Aus vielen Gründen. Einmal war ihm die Reise nach Sinai als Sonderaufgabe zugeteilt worden. Sinai war eines der Hauptziele der ganzen dänischen Expedition und es war der Grund dafür, daß Bernstorff nicht in die Trennung des Dänen von den übrigen einwilligen wollte. Auf der Sinai-Halbinsel hatte von Haven eine einmalige Chance zum Auffinden von Spuren der Flucht der Israeliten und zu Funden, die in der ganzen zivilisierten Welt Aufsehen erregen würden. Er sollte den Djebel el-Mokateb aufsuchen und seine Inschriften kopieren, den Sinai-Berg finden, auf dem Moses die zehn Gebote empfing, die Stelle aufspüren, an der er mit seinem Stab Wasser aus dem Felsen schlug und schließlich das Sinai-Kloster aufsuchen, das weithin berühmt war wegen seiner Sammlung alter hebräischer Manuskripte, die noch nie von einem europäischen Wissenschaftler durchgesehen, geschweige denn katalogisiert worden waren. Alles in allem waren diese Aufgaben bedeutend dankbarer als die Erforschung des Glücklichen Arabien selbst, in dem ja mit einiger Billigkeit nicht annähernd so sensationelle Resultate zu erwarten waren. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, hatte von Haven das weitaus beste Stück des Kuchens bekommen. Die Lösung nur einer einzigen der obenstehenden Fragen würde den dänischen Professor weltberühmt machen und dem dänischen König ein unbezahlbares Prestige verschaffen.

In von Havens Tagebuch lesen wir, wie er es anstellt, diese Aufgaben nicht zu lösen. Dieses umfassende Dokument ist jedoch nicht allein durch seinen Inhalt, sondern auch an sich interessant. Unter den vielen tausend Briefen, Berichten und anderen Aktenstücken der dänischen Expedition, unter den drei gedruckten Reisebeschreibungen, Tagebüchern und wissenschaftlichen Abhandlungen, unter

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

all diesem ist von Havens Tagebuch vom Berge Sinai das einzige Dokument, das in dänischer Sprache abgefaßt ist. Trotz dieser Sonderstellung ist es bis heute ungedruckt geblieben. Bernstorff hat zwar, als er es in Kopenhagen entgegennahm, sofort eine deutsche Übersetzung zum Gebrauch für Michaelis anfertigen lassen, und diese gedruckte Übersetzung ist in dem zweiten Band von Buhles Ausgabe von Michaelis »Literarischer Briefwechsel« von 1795 zu finden, aber das dänische Original ist bis jetzt nur in einer Handschrift zugänglich.

In unserem Bericht traten von Haven und Carsten Niebuhr zum letzten Mal am 7. September 1762 auf, als Forsskål sie vom Kai in Suez zusammen mit einigen arabischen Begleitern im Sandsturm drüben auf dem anderen Ufer des Roten Meeres verschwinden sah. Im Tagebuch erzählt von Haven, wie sie bei Anbruch des Tages den östlichen Streifen des Strandes bei Suez verlassen und nach dreistündigem Ritt den Brunnen Ayum Musa oder Moses' Quelle erreichen. »Dort lagerten wir wegen des Wassers. Die eine dieser Quellen hat salzhaltiges Wasser. Die andere hat Wasser, das die Araber süß nennen, das aber gleichwohl schlecht schmeckt, besonders, wenn es in Schläuche aus Leder gefüllt wird. Wir versahen uns mit diesem Wasser für zwei Tage. Wir aßen hier und bekamen sofort einen Disput mit den Arabern über unseren Proviant. Unser Vertrag mit ihnen besagte, daß wir niemanden außer unseren drei Scheichen beköstigen sollten. Der vornehmste von ihnen forderte Reis und Butter für die anderen fünf Araber, damit sie sich selbst das Essen machen könnten, und fragte, ob sie Steine essen sollten? Ob wir wüßten, daß wir in der Wüste wären? Ich erinnerte ihn an unseren Vertrag und fragte ihn, wozu er und die anderen beiden Anführer die 87 Patak, die sie im voraus in Suez bekommen hatten, verwandt hätten? Warum er nicht

Proviant dafür gekauft hätte? Diese 87 Patak, die man uns im voraus zu geben überredet hatte, machten die Hälfte der ganzen Summe aus; hätten die Araber nicht mehr für die ganze Reise bekommen, wären sie mehr als genug und doppelt bezahlt. Sie bekamen von uns fünfzehn Patak für jedes Kamel, und wir erfuhren später, daß sie selbst nicht einmal drei bezahlten, und für ein Dromedar nicht einmal fünf während der ganzen Reise. Unsere Frage und unsere Argumente halfen hier wenig. Wollten wir Frieden haben, so mußten wir für alle acht Personen sowohl Kaffee und Tabak als auch Mehl und Reis geben. Wenn wir aßen, kamen alle und luden sich selbst ein, solange es etwas gab. Wir können von Glück sagen, wenn es bei diesen acht Personen bleibt.« Nach dieser mißglückten Mittagspause brechen sie um elf Uhr wieder auf und reiten weiter im Sandsturm bis sechs Uhr. »Wir lagerten uns im Sande zwischen einigen kleinen Büschen. Der Wind war so stark, daß wir vergeblich versuchten, unser Zelt aufzuschlagen. Er führte uns Sand in die Augen und auch ins Essen.«

Sand in den Speisen, schlechtes Trinkwasser und einige anmaßende Araber, die sie nicht in Ruhe essen lassen wollen, das ist der Haupteindruck von von Havens erster Tagesreise auf den Spuren von Moses und den Israeliten. Ernährung ist das große Hauptproblem. Viele Jahre später sagt Niebuhr über seinen Begleiter: »Keiner scheint so viel entbehrt zu haben wie er. Ein wohlgedeckter Tisch und guter Wein waren für ihn der höchste Genuß des Lebens, und in Arabien, wo man nur eine sehr einfache Kost und schlechtes Wasser dazu fand, stieg sein Mißmut zu einer Verzweiflung, die uns andere oft amüsierte, aber zuweilen auch empörte.«

Die Reise nach der Halbinsel Sinai bestätigt Schritt für Schritt, daß diese Worte nicht übertrieben waren. Schlagen wir vorläufig Niebuhrs Tagebuch unter dem gleichen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Datum auf, scheint man von Havens Probleme durch das andere Ende eines Fernrohres zu beobachten. Die Streitigkeit mit den Arabern, die trotz des Übereinkommens bei den Europäern essen wollen, führt Niebuhr auf eine Bagatelle zurück, die sie ja auch ist im Vergleich zu dem Ziel der Expedition: »Nicht allein die drei Scheiche begleiteten uns, sondern auch ein Teil ihrer Freunde und Diener, die ihre Verwandten in der Wüste besuchen wollten und teilweise unterwegs von unserem Proviant lebten. Denn wenn ein vornehmer Araber reist, dann ißt die ganze Gesellschaft von seiner Küche, und da wir so viel Geld bezahlt hatten, nur um einige alte Inschriften zu sehen, sah man uns als Reiche an.«

Niebuhrs Probleme an dem ersten Tag der Reise liegen auf einer anderen Ebene. »Die Gegenden, die zu durchreisen wir im Begriff waren, gehören zu den interessantesten des Orients, weil Moses den Zug der Kinder Israels durch diese Wüste beschrieben hat. Ich bemühte mich daher, den Weg, den wir reisten, so genau wie möglich zu messen und auf alles das zu achten, was zu einer Verbesserung der Landkarte dienen konnte.«

Er steht hier zwei Hauptaufgaben gegenüber, die seine ganze spätere Arbeit der Kartographierung des Glücklichen Arabien kennzeichnen, nämlich der Vermessung der zurückgelegten Strecken und der Beschaffung von zuverlässigen Namen für die verschiedenen Orte.

Die erste Frage bereitet ihm keine großen Schwierigkeiten: »Es ist in diesem Lande nicht so schwer, eine Entfernung zu bestimmen, wie in Europa, wo die Postkutschen nur schnell fahren, wenn sie sich einem Wirtshaus nähern, sonst aber langsam. Karawanen bewegen sich immer mit der gleichen Geschwindigkeit. Ich zählte deshalb meine eigenen Schritte, teils in den kühlen Morgen- und Abendstunden, teils während der großen Hitze am Nachmittag.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Dazu ging ich eine halbe Stunde zu Fuß neben der Karawane her. So stellte ich fest, daß ich, wenn es warm war, 1580, und wenn es kühl war, 1620 Doppelschritte ging. Ich nahm den Durchschnitt, nämlich 1600 Doppelschritte in einer halben Stunde, wenn der Weg eben war und das war er fast immer.« Nun sieht er nur bei jedem Etappenbeginn und -ende auf die Uhr und kann die zurückgelegte Strecke berechnen.

Die Frage der richtigen Namen bereitet ihm mehr Kopfzerbrechen. Die mißtrauischen Araber können nicht begreifen, aus welchem Grunde sich dieser Europäer für die Namen der ärmlichsten Dörfer und ödesten Bergtäler interessiert. »Aber es glückte mir doch, das Vertrauen eines Arabers zu gewinnen, teils durch kleine Geschenke, teils weil ich ihn hinter mir auf meinem Kamel sitzen ließ. Ich fragte ihn sowohl auf dem Hin- als auch auf dem Rückweg nach denselben Bergen und bekam gewöhnlich dieselben Namen. Mein Reisebegleiter wollte sich jedoch nicht zu Gemeinsamkeit mit den ärmlichen Arabern herablassen und bekam deshalb nur falsche oder widerwillige Antworten auf seine Fragen.«

Es scheint nach dieser Gegenprobe bereits deutlich, daß es von Haven schon am ersten Tage glückte, sich mit den arabischen Führern anzulegen. Wegen der Frage der Bezahlung von etwas Mehl und Reis – einem Problem, dessen Bedeutung ein Mann, der sechs Jahre lang ohne Erfolg auf Kosten des Staates gelebt, gereist und gegessen hat, hätte erkennen müssen – hat von Haven eine feindliche Stimmung gerade unter den Menschen entfacht, von deren gutem Willen das ganze Ergebnis der bevorstehenden Reise abhängt.

Die Richtigkeit dieser Auslegung wird bereits am folgenden Tage durch von Havens eigene Aufzeichnungen bekräftigt. Er schildert hier ihren Ritt durch ein Tal, wo »ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

mutlich die Israeliten aus Ägypten herausgekommen sind.« Nachdem er in einem Nebensatz dieses wichtige Problem überstanden hat, geht von Haven auf ein anderes Geschehnis ein, das seine Aufmerksamkeit anscheinend ungleich mehr mit Beschlag belegt hat:

»Als wir mit den Arabern über unseren Proviant disputierten, hatten wir das Pech, daß unser Lederkrug, der ungefähr 20 Rotal Butter enthielt, von einem arabischen Fuß umgestoßen und die Butter in den Sand verschüttet wurde. Wir wissen nicht, ob dies ein Versehen oder Absicht war. Man muß hier wissen, daß Butter in Ägypten und der Wüste nicht hart und zusammengepreßt ist wie in unserem Land. Sie ist flüssig und gleichsam geschmolzen, besonders im Sommer.«

Wir sind nicht im Zweifel. Die Araber sind nicht nur aufgebracht über den Mann, der unter Hinweis auf einen Papierwisch sich seiner Pflicht, in der Wüste Gastfreundschaft zu erweisen, entziehen will, sondern sie haben auch mit ihrem sicheren Instinkt für Menschen seinen schwachen Punkt herausgefunden, und nun nehmen sie Rache. Der Schaden ist übersehbar, aber das ist nur der Anfang. Bald wird von Havens Haltung die dänische Expedition viel mehr kosten als ungefähr zwanzig Rotal Butter.

Am folgenden Tag, dem 9. September, passieren sie das sogenannte »Pharaos Bad«, eine warme Quelle, die in einer Berggrotte entspringt. Während Niebuhr sein Astrolabium unten am Strand aufstellt, um die Breite des Roten Meeres zu messen, ist es von Havens Aufgabe, die merkwürdige Grotte nach einigen Inschriften zu durchsuchen. Daraus wird jedoch nichts. »Der Abstieg zum Bad ist so schwierig, daß man ein Tau um den Leib haben müßte, das von obenstehenden Leuten gehalten werden muß. Man muß außerdem Licht mit sich haben, denn innen ist es so dunkel, da man ohne jegliches Tageslicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nichts vom Wasser sieht. Wenn man am Eingang steht und den Kopf etwas nach vorne über das Loch beugt, fühlt man eine solch große Wärme und so starken Schwefeldunst, daß man sich sofort zurückziehen muß.«

Nach dieser unangenehmen Reizung der Geruchs- und Geschmacksnerven des Professors kehrt er zur Karawane zurück und entdeckt, »daß der oberste Scheich unseren Koch zur Hergabe einer Mahlzeit gezwungen und mit den anderen Arabern alles aufgegessen hatte, ehe wir kamen.«

Man stelle sich die Wut des hungrigen Mannes vor. Es entsteht ein neuer Streit. Bereits in der folgenden Nacht rächen sich die Araber, aber diesmal lassen sie ihre Rache nicht an der Butterkanne aus. Von Haven schreibt unter dem 10. September im Tagebuch: »Unsere Anführer ließen uns in dieser Nacht nicht länger als bis Mitternacht Zeit. Sie weckten uns und schrieen, daß der Weg zum nächsten Wasser sehr weit sei und sie ankommen wollten, ehe die Sonne heiß würde. Sie hatten eine andere Spekulation dabei, hinter die wir erst auf unserer Rückreise kamen. Nicht weit von unserem Nachtlager entfernt waren nämlich Inschriften auf einem großen Stein und am Berg selbst dicht dabei. Sie wollten uns an diesem während der Nacht vorbeiführen, damit wir sie nicht sehen sollten.«

Es herrscht augenscheinlich keine wohlwollende Stimmung; und dabei sind sie jetzt knapp eine Tagesreise von dem ersten Ziel der Reise, dem berühmten Djebel el-Mokateb, entfernt, an dem sie ohne das Entgegenkommen der Araber nichts erreichen können. Nach einer Pause am folgenden Vormittag bricht die Karawane um die Mittagszeit auf. Aber diesmal gibt der Führer nach einem nur halbstündigen Ritt das Haltezeichen.

»Wir wußten nicht, was solch ein kurzer Marsch bedeuten sollte, ehe uns die Araber sagten, daß wir nahe dem Djebel el-Mokateb waren und sie uns am folgenden Tag

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hinaufführen wollten, da es ein zu langer Weg für den Rest des Nachmittags sei.«

Diese Erklärungen hören sich sonderbar an, besonders, da es sich am folgenden Tag zeigt, daß es wieder nur zwei Stunden Ritt sind. Von Haven scheint den Aufschub jedoch mit großer Geduld ertragen zu haben. Er hat anderes zu erledigen. Am Abend vor dem Tage, an dem die größte wissenschaftliche Frage der dänischen Expedition gelöst werden soll, handelt sein Tagebuch immer noch vom Essen :

»Am Nachmittag und am Abend kamen so viele Araber zu Besuch zu uns, daß wir eine Ziege schlachten lassen mußten, die während unserer Abendmahlzeit verzehrt wurde. Von einer Hälfte kochten sie Suppe und die andere brieten sie im Feuer von Kohle und Asche. Beides ließen wir uns gut schmecken, nachdem wir seit Suez kein Fleisch bekommen hatten.«

Am nächsten Morgen, dem 11. September, brechen sie bei Sonnenaufgang auf. Nun sind sie alle satt, nun soll die große Schlacht geschlagen werden. Wir geben Frederik Christian von Haven das Wort:

»Endlich kam der Tag, der uns Aufklärung über den Djebel el-Mokateb geben sollte. Um sieben Uhr kamen wir am Fuß des Berges an, wo wir absteigen und unsere Dromedare zurücklassen mußten, die genug niedriges Buschwerk zu fressen fanden. Wir sahen den Berg vor uns, den wir besteigen sollten; doch das Gestein, das wir entdeckten, war nur eine Art bemehlter Sandstein. Unsere Hoffnung begann zu sinken. Das war kein geeigneter Stein für Inschriften. Wir bestiegen den Berg von halb acht bis halb zehn, zwei volle Stunden. Er war sehr steil, es gab keinen Weg oder Fußsteig, wir mußten von einem Stein zum anderen springen oder an Abgründen vorbei hinaufklettern. Als wir oben angekommen waren, sahen wir hie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und da, ein wenig von uns entfernt, verschiedene aufgerichtete Steine, die wir für Gedenksteine hielten.

Der Berg war oben flach, wenn auch uneben, das Überschreiten dauerte vielleicht eine Stunde oder mehr. Als wir weiter kamen, fanden wir eine kleine Grotte, die allem Anschein nach in den Fels gehauen war, und gleich danach eine größere Grotte, die siebzehn bis achtzehn ordentliche Schritte lang, zwölf bis vierzehn breit und von ganz unregelmäßigem Umfang war. Sie wurde von zwei Pilastern, aus dem Felsen selbst herausgehauen, unterstützt, von denen jeder vielleicht einige Ellen Umfang besaß. Die Grotte selbst war nur so hoch, daß man nicht aufrecht darin gehen konnte, also ungefähr zwei dreiachtel dänische Ellen hoch. Danach kamen wir zu den vorher erwähnten Grabsteinen und fanden an einer Stelle mehr davon, als wir von weitem hatten sehen können. Aber sie waren umgestürzt oder zusammengebrochen. Einige von ihnen, die noch aufgerichtet standen, haben Inschriften, aber Hieroglyphen. Der größte Teil dieser Hieroglyphen war vom Alter ausgelöscht oder verdorben. So war es auch mit all denen, die umgeworfen waren. Unter acht oder neun Steinen, die noch aufrecht standen, gab es kaum vier, die eine rein erhaltene leserliche oder erkennbare Seite mit Hieroglyphen hatte. Ein Stein mochte drei Ellen hoch sein, dreiviertel Ellen breit auf zwei Seiten und eine halbe Elle breit auf den anderen beiden Seiten. Es war ein grauer Sandstein, der etwas ins Braune hinüberspielte, oder ins Rote, aber so wenig, daß man ihn auch einfach grau nennen kann. Ich weiß nicht, ob er völlig dem Material der Obelisken in Rom oder Ägypten glich, aber die Hieroglyphen waren von gleicher Art.

Vier dieser Steine schienen in ein kleines Viereck gesetzt zu sein und einen Raum von vier bis fünf Ellen zu umschließen. Aber in diesem und dicht bei ihnen lagen andere, zusammengebrochene, so daß diese Beobachtung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nicht vollkommen deutlich war. Dicht dabei gab es noch andere kleine Grotten in dem Felsen, aber so voll Sand und Geröll, daß man in sie hineinkriechen mußte, um sie anzusehen. Die eine von ihnen war unterstützt von einem Pilaster aus dem Felsen selbst und hatte zwei schmale Löcher in ihrer hintersten Wand, nämlich jener, die dem Eingang gegenüber liegt. Diese Löcher oder Nischen waren so tief, daß sie zur Aufnahme kleiner Götter von ungefähr Ellenhöhe gedient haben können. Unter den zusammengebrochenen Steinen waren besonders zwei Figuren, eine ein Brustbild, dessen Gesicht zerstört war, vermutlich von Arabern, und ein Gott mit drei Gesichtern, zwei nach jeder Seite und das dritte etwas tiefer nach vorn, und außerdem zwei Händen, die am Körper festsaßen, aber alles schlecht gearbeitet. Es war ein ähnliches Idol, wie ich es Herrn Baurenfeind nach dem Original im Haus des dänischen Konsuls in Alexandria, das außer den drei Gesichtern mit Hieroglyphen übersät war, abbilden ließ.

Wenn einige glauben, daß die Israeliten diese Grabsteine errichtet und vielleicht die hieroglyphische Schreibweise von Ägypten mitgenommen hatten, so stehen dem die beiden Figuren gegenüber, die Moses bestimmt nicht von den Israeliten und für die Israeliten aushauen ließ, nicht davon zu sprechen, daß die Hieroglyphen selbst menschliche und tierische Figuren enthielten.

Wir fragten die Araber nach den vielen Inschriften und sahen uns nach anderen Bergen und Tälern um, um die langen und großen Inschriften zu entdecken. Sie antworteten, daß dies alles sei, und fragten mit Verwunderung, ob es nicht viele Schriften wären? Kurz, es war nichts zu sehen oder aufzusuchen, wir mochten unsere eigenen oder andere Araber fragen so viel wir wollten, sie versicherten uns alle, daß sie von keinem anderen Djebel el-Mokateb zu sagen wüßten als diesem.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Oben auf dem Berg begegnete uns ein Scheich, der am Abend zuvor bei uns gesessen hatte; er sagte, daß der Berg ihm gehöre und alles, was da auf dem Berge war. Das war nicht eben geprahlt, da die Araber selbst die Herrschaft in der Wüste haben und keinen anderen Regenten anerkennen. Es war einer der obersten Scheiche aus dem Geschlecht Leghat.

Es kam auf ihn an, ob er uns erlauben würde, die Inschriften zu kopieren. Für diese Erlaubnis forderte er zehn Patak außer einer anderen Bedingung, mit der er nicht stracks herausrücken wollte. Da er die vier, die wir ihm anboten, nicht nehmen wollte, gingen wir fort. Unterwegs flüsterte uns unser eigener Scheich ins Ohr, daß, wenn der Große Scheich und die anderen zu ihm gehörenden Araber die Hälfte des Geldes bekämen, das aus dem Berg flösse, wenn wir schrieben, sollten wir die Erlaubnis zum Abschreiben erhalten. Wir lachten und antworteten ihm, daß die Araber gerne alles Geld haben könnten, das bei unserem Schreiben aus der Erde hervorkäme. Er fragte, ob wir ihm nicht im voraus versprechen könnten, daß Geld hervorkäme? Da hierauf nicht viel zu antworten war und der Große Scheich die angebotene Summe nicht annehmen wollte, so wurden nicht nur alle Präliminarien, sondern auch das ganze Vorhaben aufgegeben. Wir stiegen mit Mühe hinab und kamen um zwölf Uhr bei unseren Dromedaren am Fuß des Berges an. Eine Stunde später erreichten wir unser Lager, wo die übrige Karawane war. Als unsere zwei zurückgebliebenen Scheichs hörten, wie schwierig es gewesen wäre, mit uns über das Geld zu verhandeln, fragten sie, was das zu bedeuten habe? Sie erwarteten, daß wir ihnen wenigstens eintausend Patak oder einige hundert des Bergschatzes gaben. Da wir nicht auf die Bedingung eingegangen waren, den Arabern die Hälfte des Schatzes zu geben, so merkten sie wohl, sagten sie, daß wir

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

aus Bosheit nicht hatten schreiben wollen. Sie verstanden die Sache so, daß wir die Inschriften im Kopf behalten hatten, um sie erst aufzuschreiben, wenn wir allein waren, und daß der Schatz, der unter dem Berg lag, uns in unser eigenes Land nachkommen würde, wenn wir ihm zu marschieren befahlen. Unsere Versicherung, daß all dies nur Gerede und Aberglauben sei, half nicht viel. Der oberste Scheich fragte mich ganz aufgeregt, ob wir nicht zu denen gehörten, die Wolken auf Wunsch regnen lassen können. Ich sagte ihm, daß er verrückt im Kopf sei und ich jetzt nicht mehr mit ihm reden wollte.«

Schluß also. Fertig mit dem Djebel el-Mokateb. Am nächsten Tag ziehen sie weiter. »Da ich niemals das Glück gehabt habe, die Memoiren des englischen Bischofs Clogher von Clocester über die Reise des englischen Kaufmannes, der 1722 den erwähnten Djebel el-Mokateb gesehen haben soll, in die Hände zu bekommen, so bleiben mir starke Zweifel, ob wir den richtigen Berg gesehen haben oder nicht«, schreibt von Haven als Abschluß.

Solchermaßen glückt es dem dänischen Professor, die größte Aufgabe der dänischen Expedition auf ein Nichts zu reduzieren. Seine ganze umständliche Geschichte kann in einigen negativen Erkenntnissen zusammengefaßt werden. Erstens findet er keine hebräischen Inschriften. Er findet einige Grotten und Grabsteine mit eingemeißelten Hieroglyphen, von Winderosion halb verwischt, und diese Inschriften lassen ihn in Verbindung mit einigen Götterbildern zu dem Schluß kommen, daß es sich nicht um Gedenkschriften, hinterlassen von den Israeliten, handeln kann; mit anderen Worten, daß sie sich wahrscheinlich nicht auf dem richtigen Djebel el-Mokateb befinden. Er fragt ihre Führer nach anderen Felsen in der Nähe und die Araber, die bereits einmal seine Suche sabotiert haben, antworten unlustig, daß es keine gibt. Von Haven läßt es mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

diesem Bescheid genug sein. Das ist die eine Seite der Sache. Die andere ist, daß er, nachdem er die Suche nach dem richtigen Berg aufgegeben hat, außerdem damit einverstanden ist, die gefundenen Inschriften nicht zu kopieren. Als Niebuhr die Hieroglyphen zu kopieren beginnt, widersetzen sich die Araber aus dem einleuchtenden Grund, daß sie Trinkgelder wittern. Statt sich mit ihnen zu einigen, fängt von Haven an, sie zu beschimpfen, nennt sie wahnsinnig und verrückt und erklärt zum Schluß, daß er überhaupt nicht mit ihnen reden will. Als Peter Forsskål lange danach von diesem mißglückten Vorhaben hört, inspiriert es ihn zu einigen Betrachtungen in seinem Tagebuch. Er findet es unbegreiflich, daß es von Haven nicht glückte, sich den naiven Aberglauben zunutze zu machen: »Es wundert mich, daß die Reisenden solche Ansichten nicht zu ihrem eigenen Vorteil ausnützten, was sich meines Erachtens leicht hätte machen lassen können. Wir wissen ja alle, daß die gefährlichsten und schädlichsten Dinge in der Welt der Natur und der Gemeinschaft täglich zum Guten gewendet werden können, wenn sie nur klug genug angefaßt werden.« Es glückt von Haven nicht, den Aberglauben der Araber auszunützen. Einerseits hat er sich nicht damit beschäftigen wollen, andererseits hatte er durch seine unfreundliche Haltung ihr Vertrauen verloren. Als Ergebnis muß er sich geschlagen geben vor Menschen, die ihn in ihrer Einfalt mit solcher Macht ausstatten, daß sie ihm zutrauen, Schätze aus dem Boden hervorzuschreiben und die Wolken regnen zu lassen. Er erreicht nur eine noch feindlichere Einstellung ihrer Führer, von denen er abhängig ist, und ihm fällt nur ein, das Kopieren der Inschriften aufzugeben. Die Reise war vergeblich. Bereits am folgenden Tag zieht er weiter. Ohne Inschriften. Ohne eine Karte der Stätte. Ohne die Gewißheit, ob er überhaupt beim Djebel el-Mokateb war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Nach dieser Niederlage nimmt von Haven nun den anderen Teil seiner Aufgabe in Angriff: die Erforschung des Berges Sinai selbst und den Besuch des naheliegenden Sankt Catharinen-Klosters. Die Reise dorthin dauert einen Tag länger als berechnet; die Araber nötigen sie zu einem Aufenthalt in der dazwischenliegenden Faran-Oase, wo ihre Familien sich aufhalten. Die Führer haben nun so wenig Respekt vor von Haven, daß er damit einverstanden sein muß, als einer von ihnen von Havens Dromedar gegen ein anderes mit einem beschädigten Sattel austauscht. Der Tausch endet damit, daß von Haven herunterfällt, als das Tier sich erhebt, und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen muß. Es gelingt ihm auch nicht, einige Araber, wie es verabredet war, zurückzusenden, um Forsskål, Baurenfeind und Kramer aus Suez zu holen. Sie sind überflüssig. Die Demütigung in Suez hat den letzten Rest von von Havens Initiative sowohl zum Guten als auch zum Schlechten gelähmt. Die gemeinsamen Mahlzeiten sind für ihn kein Anlaß mehr zur Rache, sondern zum Trost. Statt des Dramas, das Forsskål sich in seinen unruhigen Augenblicken vorstellt, bekommen wir von Havens idyllische Schilderung seines Aufenthaltes in der Faran-Oase.

»Farans Tal ist fruchtbar und stärker bevölkert als andere Stellen in der Wüste. Es hat viele Dattelpalmenhaine. Die Araber brachten uns zur Probe einige kleine Körbe voll dieser Datteln. Sie haben hier auch eine Menge Ziegen. Wir sahen eine Herde von ungefähr 130 Tieren ihr Futter neben den Bergen suchen. Die Araber halten auch zahlreiche Hunde, die sie während der Nacht vor wilden Tieren, die kommen, um ihre Ziegen und Kamele zu reißen, beschützen – dem Wolf, dem gestreiften Wolf, dem Bären, dem Tiger. Über diese vier Tierarten klagen sie am meisten. Sie haben Flinten zum Schießen von der Sorte, die man mit Hilfe einer Lunte abfeuert.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Scheich Hassans Frau kam am Nachmittag zu unserem Zelt, um uns zu besuchen, brachte einige Eier mit und bot uns an, uns Hühner zu verkaufen. Die arabischen Frauen in der Wüste tragen noch die gleiche Kleidung wie vor tausend Jahren zu Zeiten Thevenots. Die Frau, die uns besuchte, hatte einen Silberring im rechten Ohr, so massiv und groß, daß er ohne Übertreibung um die Nase herumreichte. Sie trug eine große, silberne, weit auf die Brust herabhängende Kette um den Hals. Bei den anderen Araberinnen waren diese beiden Schmuckstücke nicht aus Silber, sondern aus Messing oder Metall.

In der Ecke des Faran-Tales standen acht Zelte, voll mit Frauen und Kindern. Nur die ärmsten Araber haben nur eine Frau. Die vornehmen Scheiche haben zwei oder drei. Zwei unserer Anführer hatten nur zwei Frauen und der dritte nur eine. Aber sie wünschen sich alle so viel Geld, daß sie sich mehr Frauen kaufen können. Als wir dagegen der Frau unseres Anführers, Madame Hassan und den anderen Araberinnen erzählten, daß in unserem Land jeder Mann nur eine Frau hätte, seufzten sie und sahen einander an, wagten aber nicht, ihre Meinung zu sagen, obgleich wir sie danach fragten. Auf unserer Rückreise wurden sie mutiger und sagten ihre Meinung über diesen Punkt frei heraus.«

Dann ist Schluß mit der Rast im Schatten, dem Dattelnessen und der Unterhaltung mit den Arabern. Am 14. September brechen sie aufs neue auf und reiten nun in das Tal hinein, das zum Sinai-Kloster und zum Moses-Berg, dem Djebel Musa, führt. Wie gewöhnlich hält von Haven mit den Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, nicht hinterm Berg. »Der Aufstieg zum Djebel Musa entsprach dem abscheulichen äußeren Ansehen dieses Felsens – wenige krumme Wege zwischen Hügeln oder besser Bergen in einem gewundenen steinigen Tal,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wo alle von ihren Dromedaren und Kamelen stiegen, um zu Fuß zu gehen. Ich war genötigt, sitzenzubleiben, weil ich Fieber hatte. Der Weg führte nach oben und unten, voller Löcher und besät mit spitzen und zuweilen glatten Steinen, auf denen die Dromedare sicherer gingen als die Kamele. Auf allen Seiten lagen ungeheuer große Felsbrokken, die von dem Berg heruntergefallen zu sein schienen.«

In diesem Tal übernachten sie und erreichen am folgenden Vormittag um halb neun das Kloster, »das der Heiligen Catharina geweiht ist und dessen Erzbischof sich ›Erzbischof des Berges Sinai‹ nennt.« Nun soll die zweite große Aufgabe der Expedition in Angriff genommen werden. Hier ist von Havens Schilderung der historischen Begebenheit, wie sie sich am 15. September in der Wüste Sinai abspielt:

»Oberhalb der Klostertür, die nur in Gegenwart des Erzbischofs geöffnet wird, hatten die Mönche ein Loch in eine der Mauern des Klosters gebrochen, durch das sie mit einem Seil Menschen oder Proviant nach oben und unten beförderten. Solange die Tür geschlossen ist, führt kein anderer Weg in das Kloster. Unsere Araber begannen sofort, nach den Mönchen zu rufen. Aber bis sie kamen, hatten wir Zeit genug, uns das Kloster anzusehen. Wir setzten uns an die westliche Seite, wo wir am meisten Schatten hatten und wo die Tür war. Das Kloster liegt im Tal und nicht am Berghang. Es ist ein unregelmäßiges viereckiges Gebäude, aus Sandsteinen ausgeführt, die ungefähr eine halbe Elle lang und eine viertel Elle oder etwas mehr hoch waren. Als einer der Mönche zum Vorschein kam, sagten wir ihm, daß wir einen Brief an einen der Patres, Christopher von Macedonien, hätten, daß der Brief aus Constantinopel sei, und daß wir Franken wären. Als er hörte, daß wir keine Griechen waren,wunderte er sich nicht wenig, versprach aber, es dem Pater Prior zu melden. Ich ging in der Zwi-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schenzeit zu unserem Lager, um den Brief und den griechischen Diener zu holen, um mit den Patres sprechen zu können, ohne von den Arabern verstanden zu werden. Als ich wieder zurückkam, mußten wir noch lange warten, ehe wir einen Pater zu sehen bekamen. Schließlich rief derselbe, mit dem wir zuerst gesprochen hatten, unsere Araber und bat einen, näher an die Mauer zu kommen. Dicht neben der Tür war ein Loch in der Mauer, aber so tief, daß der Mönch drinnen sich hinlegen mußte, wollte er hindurchsprechen. Es war nicht größer, als daß man eine Hand und einen Arm hindurchstecken konnte. Hier teilte er erst dem Araber mit, daß Scheich Hassan mit den Fremden, die er führte, zum Kloster kommen könnte, aber daß alle anderen Araber, die sich davor angesammelt hatten, dort nichts zu suchen hätten. Das sagte er so laut, daß sie es alle hören konnten. Danach verlangte er unseren Empfehlungsbrief zu sehen. Ich reichte ihm diesen durch das Loch, und er ging damit fort. Wenn ich die Dicke der Mauer nach dieser Stelle beurteilen soll, so muß sie mindestens eineinhalb Ellen dick sein. Ich konnte dem Mönch den Brief gerade in die Finger geben, ungeachtet dessen, daß wir beide unsere Arme in das Loch streckten.

Die Mönche beratschlagten nicht lange über unseren Brief. Sie gaben ihn uns sofort versiegelt und ungeöffnet durch denselben, der ihn entgegengenommen hatte, zurück mit der Entschuldigung, daß sie ihn, da der Brief nicht von ihrem Erzbischof sei, nicht annehmen könnten. Sie hätten, sagte er, den Befehl, keine anderen Briefe entgegenzunehmen als die von ihrem Erzbischof in Kairo. Sie könnten uns also nicht ins Kloster lassen. Den Arabern rief er zu: diese Leute sind Franken und bringen uns Briefe aus ihrem eigenen Land, aus Stambul. Wir können weder sie noch die Briefe empfangen.«

Mit diesen Worten ist die Sache erledigt. Von Haven be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

kommt nicht die Erlaubnis, das Kloster zu besuchen. Durch seine Briefe aus Kairo wissen wir, daß er den Erzbischof vom Berge Sinai mehrmals aufgesucht hat. Aber von Haven war damals so von dem erfüllt, was der hohe Prälat über die Gefahren einer Reise durch die Wüste Sinai erzählte, daß er ganz vergessen hatte, ihn um ein Empfehlungsschreiben an das Kloster zu bitten, das, wie er wußte, notwendig war, und das zu erlangen eine Kleinigkeit für ihn gewesen wäre.

Nun ist es zu spät. Von Haven kommt nicht hinein. Um uns ein genaues Bild von dem Verlust zu machen, den die dänische Expedition aufgrund seines Versäumnisses erleidet, wollen wir uns nun in Gedanken mit dem erzbischöflichen Einführungsschreiben versehen und uns von dem griechischen Mönch nach drinnen einladen lassen. Als erstes finden wir im Wüstenkloster eine unschätzbare Sammlung von Kostbarkeiten – russische Abendmahlskelche, griechische Silberkandelaber, goldgestickte Altardecken und Chormäntel, diamantenbesetzte Kreuze und Bischofsstäbe, alles Geschenke von Königen, Patriarchen und Klostergemeinden des Mittelalters. Diese Herrlichkeiten sind jedoch nicht das Wichtigste; was von Havens größtes Interesse geweckt haben würde, finden wir in der nächsten Etage, in der Bibliothek des Klosters.

Die Bibliothek des Klosters Sinai ist nicht nur etwas Besonderes unter anderen Bibliotheken. Ihre Sammlungen von alten Manuskripten werden heutzutage nach denen der vatikanischen Bibliothek in Rom als die bedeutendsten der Welt angesehen. Hier würde von Haven mehr als 3500 Schriften gefunden haben, davon 2250 griechische und 600 arabische. Hier befindet sich vor allem eines der berühmtesten Bibelmanuskripte, der sogenannte Codex Sinaiticus, der aus dem vierten Jahrhundert datiert und später von Fachleuten des Britischen Museums erworben wird, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

daran dachten, sich ein Einführungsschreiben vom Erzbischof in Kairo zu beschaffen.

Aber wie ist die Reaktion unseres dänischen Professors, als er nach einer Reise von vielen tausend Meilen und nur wenige Schritte vom Ziel entfernt diese unerhörten Seltenheiten verpaßt? Da uns nichts Menschliches fremd sein soll, wollen wir auch die unmittelbar nachfolgende Passage aus seinem Tagebuch zitieren. Von Haven besteht nicht darauf, hineinzukommen. Von Haven besteht nicht darauf, Bibelmanuskripte zu sehen. Von Haven bittet nur – um etwas zu essen.

Er schreibt:

»Da es nicht möglich war, ins Kloster hineinzukommen, bat ich den Mönch, ob man uns nicht wenigstens einige Lebensmittel für Geld verkaufen wollte, weil fast unser ganzer Proviant von den Arabern aufgezehrt worden war. Er antwortete, daß man hier in der Wüste sei und daß sie selbst nichts hätten. Doch wollte er sehen, ob er uns aus ihrem Wald einige Feigen und Weintrauben geben könnte. Darauf ging er fort, und wir kamen danach nicht mehr mit ihm ins Gespräch.«

Von Haven vergleicht nun die letzte Absage mit der ersten und kommt zu dem heroischen Ergebnis, daß die Lebensmittel trotz allem weniger wichtig sind als die Bibelmanuskripte: »So sehr es mich kränkte, daß wir ohne Proviant oder geringste Erleichterungen wieder fortgehen mußten, so verdroß es mich doch mehr, daß ich all diese Codices unbesehen lassen mußte.« Er überzeugt uns jedoch nicht vollständig, denn schon tritt das Essensproblem wieder ganz in den Vordergrund:

»Nach einer halben Stunde wurde uns über die Mauer um den Wald, der gegen Westen gegenüber dem Kloster lag, ein Korb voll Weintrauben und Feigen gereicht. Die Araber aßen uns den größten Teil dieses Geschenkes fort.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Wir kamen nach zwölf Uhr mit einem fast leeren Korb zu unserem Lager zurück. Das Beste, was wir hatten, war klares Wasser von den Bergen. Ich vergaß oben anzuführen, daß die Araber am zwölften bereits all unseren Tabak geraucht und gleichzeitig alles Mehl und Öl entwendet hatten, daß am vierzehnten auch unser Reis zu Ende ging, so daß nichts übrig blieb außer trockenem Zwieback aus Kairo. Hier, sagten sie uns, wäre nichts zu bekommen. Sie wußten auch nichts zu beschaffen, und es verstand sich also von selbst, daß wir wieder umkehren mußten. Wir taten es nur ungern. Ich hatte vorher die Beobachtung gemacht, daß wir unmöglich beim Berge Sinai sein könnten. Das Kloster lag in einem engen Tal, und das Tal war nicht so groß, daß eine Armee von 600 000 Mann, die Moses mit sich hatte, und die mit ihren Frauen und Kindern über 3 000 000 Menschen ausgemacht haben muß, sich darin hätte lagern können. – In der Nachbarschaft des Klosters befindet sich angeblich der berühmte Felsen mit den zwölf Löchern, aus dem Moses mit seinem Stab Wasser schlug. Wir hatten nicht das Glück, ihn zu sehen.«

Mit anderen Worten, von Haven ist bereit, den Berg Sinai zu verlassen, ohne sich zu vergewissern, daß es sich wirklich um diesen Berg handelt, genauso, wie er vor einigen Tagen den Djebel el-Mokateb verlassen hatte, ohne davon überzeugt zu sein, daß er ihn wirklich gesehen hatte. Er muß die Suche nach der Stelle, an der Moses Wasser aus dem Felsen schlug, aufgeben und er macht keine weiteren Versuche, sich Zugang zu den Schriften des Klosters zu verschaffen. Als Entschuldigung für alle drei Versäumnisse gibt er an, daß nichts mehr zu essen da ist. Hier scheint der Philologe alle seine früheren Rekorde in Ausreden geschlagen zu haben. Das Kloster Sinai liegt knapp eine Tagesreise von der Faran-Oase entfernt, wo sie mit größter Leichtigkeit alle Arten von Lebensmitteln hätten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

beschaffen können. Sie haben Geld genug. Es wäre nicht schwer gewesen, einige Araber für die Beschaffung von neuem Proviant zu bezahlen, und selbst wenn sie alle hätten zurückziehen müssen, um danach erneut den Berg Sinai aufzusuchen, wären die damit verbundenen Ausgaben doch verschwindend gering gewesen im Vergleich zu dem Verlust, den der dänische Staat durch die vergebliche Entsendung einer Expedition von Kopenhagen nach der Halbinsel Sinai erleidet.

Das scheint auch Niebuhrs Einstellung gewesen zu sein. Er erwähnt keine Proviantprobleme in seinem Tagebuch, aber als von Haven vorschlägt, zurückzureisen, protestiert er und schreibt: »Obwohl wir nicht ins Kloster hineinkommen konnten, so will ich doch nicht so weit in die Wüste gereist sein, ohne den Berg Sinai selbst bestiegen zu haben.« Als Niebuhr dies vorschlägt, hat von Haven sofort eine neue Entschuldigung bereit. Er schreibt in sein Tagebuch: »So große Lust ich hatte, diesen Berg zu besuchen, so unmöglich war es mir, hinaufzusteigen – ich hatte Fieber und eine Verletzung am Fuß. Ich mußte Herrn Niebuhr mit zwei Arabern allein gehen lassen.«

Während von Haven am folgenden Tag allein mit den Arabern zusammen die Rückreise antritt, besteigt Niebuhr den Berg Sinai. Am Tage vorher hat er zwei Zeichnungen des Catharinen-Klosters gemacht, die seine Lage im Verhältnis sowohl zu den Bergen als auch zum Tal angeben, eine Kartenskizze über die Stelle ausgearbeitet und ihre genaue Lage auf der Halbinsel Sinai teils durch Messungen der Sonnenhöhe, teils durch Errechnung des zurückgelegten Abstandes von Suez berechnet. Nun besteigt er den Berg Sinai, vergewissert sich, daß es sich wirklich um den Berg handelt, auf dem Moses die zehn Gebote entgegennahm, beschreibt die Kapellen, die er am Wege antrifft und kopiert alle Inschriften, die er auf den Felswänden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

findet. Erst am Nachmittag holt er von Haven ein, der ohne Rücksicht auf sein Fieber und seinen verletzten Fuß frisch auf die Faran-Oase zusteuert, die sie auch am selben Abend erreichen.

Aufs neue verschwinden ihre arabischen Begleiter nach Hause zu ihren Familien, und diesmal müssen sie drei Tage und drei Nächte vergeblich auf sie warten. So ungerecht sind die Vorteile und Mängel in dieser Welt verteilt. Beim Berge Sinai hatte von Haven genug zu tun, aber nichts zu essen, hier kann er nichts tun, hat aber reichlich zu essen. Erst am 20. September brechen sie wieder auf, und am folgenden Tag bei Sonnenaufgang reitet Niebuhr allein voraus zum Djebel el-Mokateb in der Hoffnung, die Inschriften ohne Störungen durch Araber kopieren zu können. Es gelingt ihm nicht, aber gegen einige gute Worte und Bezahlung bekommt er doch die Erlaubnis, den ganzen Tag auf dem Felsen zu arbeiten. Als er am Abend zu von Haven stößt, der sich inzwischen in dem Dorf Nazzab niedergelassen hat, hat er eine genaue Kartenskizze der Stelle mit den Inschriften angefertigt, entdeckt, daß es sich um einen ägyptischen Friedhof handelt, und die Hieroglyphen auf den wichtigsten Steinen kopiert; sie füllen drei Tafeln in seinem Reisetagebuch. Auch am folgenden Tag stand er bei Morgengrauen auf und ritt voraus – diesmal, um die Felszeichnungen und Inschriften zu kopieren, an denen man auf der Herreise nachts vorübergeritten war, weil die Araber sich an von Haven rächen wollten. Und abermals glückte es ihm, von dem Scheich die Erlaubnis zur Arbeit zu erhalten; bei Sonnenuntergang hatte er alle Texte am Felshang kopiert. Sie machen zwei Tafeln in seinem Tagebuch aus und bestehen aus kufischen Inschriften, begleitet von Felszeichnungen, die Kamele und Rinder darstellen.

Während dies geschieht, ruht von Haven in dem näch-

sten Dorf aus. Er kopiert keine Inschriften. Er hat sein Fieber, seinen Hunger und seinen verletzten Fuß. Ihm geht es schlecht, und folglich wird er selbst schlecht. Ein wenig böse und ein wenig hinterlistig. Er kann es zwar nicht vermeiden, in seinem Tagebuch Niebuhrs Aktivität zu erwähnen, aber seine Anerkennung bleibt säuerlich:

»Man sieht leicht, was für ein Schaden es für unsere Reise war, daß unser Maler krank in Suez lag; nicht allein im Hinblick darauf, daß dies die Veranlassung zum Zurückbleiben der beiden anderen Reisenden war, sondern auch im Hinblick auf seine eigene Arbeit. Ein Teil schöner Aussichten ist nicht gezeichnet worden. Die letzterwähnten Inschriften vom Berg el-Mokateb haben auch etwas darunter gelitten. Sie sind nicht mit der Akkuratesse kopiert, die Herr Baurenfeind anzuwenden imstande ist. Jedoch hat Herr Niebuhr ihn sehr gut ersetzt, obgleich das Zeichnen nicht seine Wissenschaft und Kunst ist. Er hat es viel besser gemacht, als ich die Inschriften zu kopieren imstande gewesen wäre. Es ist nur gerecht, daß er die Ehre für seine Kopien bekommt und sie selbst einsendet, anstatt daß ich ihm mit geliehenen Kopien zuvorkomme.«

Mit dieser sowohl in moralischer als auch wissenschaftlicher Hinsicht vollständigen Kapitulation schließt das einzige Dokument in dänischer Sprache, das von der Expedition ins Glückliche Arabien erhalten ist.

Am Nachmittag des 25. September 1762, als Forsskål wie gewöhnlich zwischen den Händlern auf dem Kai in Suez herumgeht, fällt zu seiner Erleichterung sein Auge auf die kleine Karawane, die nach Passieren der Meeresbucht im Norden auf die Stadt zusteuert. Bald darauf ist die dänische Expedition wieder in der Herberge von Suez vereint. Die Stimmung geht hoch, Baurenfeind ist wieder gesund, und Niebuhrs Rückkehr bedeutet, daß Forsskål sich nicht mehr zu langweilen braucht. Sie haben außer-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dem ihren besonderen Freund, von Haven, heil und gesund aus der Wüste zurück; was aber die Resultate seiner Reise betrifft, kann man nur sagen: noch immer nichts Neues vom Berge Sinai.

5.

In den folgenden Tagen schreibt von Haven sein Reisetagebuch von der Tour nach Sinai ins Reine und sendet es über von Gähler an Bernstorff, während Niebuhr, der genau wie Forsskål fürchtet, daß der Däne auf illoyale Weise seine Arbeit ausnützen könnte, sein Tagebuch behält und sich damit begnügt, einen vorläufigen Rapport nach Hause zu schicken.

Bernstorff erfährt diesmal keine Einzelheiten von Niebuhrs Arbeiten auf der Sinai-Halbinsel. Dagegen liest er von Havens nichtssagende Aufzeichnungen und wird von einem Gefühl der Enttäuschung ergriffen, das sich im Laufe des Weiterlesens zu echtem Zorn steigert. Das war also bei dieser Reise, die eines der Hauptziele dieser kostbaren Expedition war, herausgekommen! Mit diesem lächerlichen Bericht, der alle wichtigen Fragen ungelöst ließ, um sich stattdessen weitschweifig über Essensprobleme, Unpäßlichkeiten und einen verletzten Fuß auszulassen, sollte der dänische König Ehren und Achtung unter den Gelehrten Europas gewinnen, die mit der größten Spannung gerade auf diesen Bericht warteten!

Am 21. Juni 1763 macht der dänische Minister seinem Ärger in einem Brief an von Gähler Luft. Nun taugt die ganze dänische Expedition nichts, jeder einzelne Teilnehmer wird der Reihe nach durchgehechelt. Forsskål hat sein Tagebuch nur bis zum 6. April 1761 eingesandt, Niebuhr hat überhaupt keine Tagebücher nach Hause ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schickt, und Kramer hat sich vor allen anderen dadurch ausgezeichnet, seit der Abreise von Kopenhagen vor zwei und einem halben Jahr nicht ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben zu haben! Aber nicht genug damit! Nun kommen sie endlich in Suez an, nach einer teuren Reise und allen möglichen Intrigen stehen sie schließlich vor dem wichtigsten Ziel der Expedition. Da wird der Maler krank, um im gleichen Augenblick gesund zu sein, als die anderen, für die er unersetzlich war, die Stadt verlassen haben. Der Arzt muß bei dem Kranken bleiben, Forsskål beurlaubt sich selbst ohne das geringste Motiv von der Begleitung der anderen nach Sinai. Was nun die letzteren angeht, »so sendet der eine uns eine Art Tagebuch, mittelmäßig gemacht, in dem er sich statt bei den interessanten und eigentümlichen Dingen zu verweilen, die wir von ihm zu erwarten das Recht haben, bei einigen trivialen Umständen ohne das geringste Interesse aufhält.« Bernstorff hebt hervor, wie unvernünftig es sei, daß von Haven nicht dafür gesorgt habe, sich ein Einführungsschreiben zu beschaffen, als er den Erzbischof von Kairo besuchte, stempelt seine Untersuchungen am Djebel el-Mokateb als oberflächlich ab und findet es lächerlich, daß er die Heimreise antrat, noch bevor er sich vergewissert hat, ob er überhaupt auf dem Berge Sinai war oder nicht: »Ich muß zugeben, daß dies alles sehr bedauerlich ist. Das ist nicht die Art, auf die Befehle des Königs ausgeführt werden sollten. Das ist nicht die Art, die Erwartungen, die alle in die Tüchtigkeit unserer Reisenden setzen, zu erfüllen. Nicht aus diesem Grund hat das ganze gelehrte Europa die Augen auf Sie gerichtet.«

Von Gähler beeilt sich, das gleiche zu meinen wie Seine Hochwohlgeboren: »Was die Reise in der Wüste angeht, muß ich zugeben, daß ich, als ich das von Herrn von Haven Geschriebene an Eure Exzellenz weitersandte, einen Augenblick lang versucht war, einige Betrachtungen über den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

geringen Erfolg hinzuzufügen, den er und sein Begleiter aus dieser Reise gezogen haben. Aber da ich bereits früher genötigt war, Eurer Exzellenz einige recht unangenehme Dinge mitzuteilen, fand ich es diesmal taktvoller, meine Betrachtungen zu verschweigen.«

Bernstorff begnügt sich jedoch nicht damit, seinen Ärger auf dem Umweg über den Ja-Sager in Konstantinopel auszulassen. Der Schulmeister, der nicht sehr tief unter der Oberfläche im Wesen des Ministers verborgen war, kommt nun zum Vorschein und gibt jedem einzelnen Teilnehmer eine Abreibung mit der Mahnung, sich in Zukunft strikt an den Befehl des Königs zu halten. Am schlimmsten springt er jedoch mit von Haven um. Der Brief an ihn ist nicht von einem Schulmeister geschrieben, sondern von einem Staatsmann, für den es eine Kleinigkeit ist, die verletzendsten Bosheiten in den ausgesuchten Höflichkeitsfloskeln zum Ausdruck kommen zu lassen.

Bernstorff erinnert von Haven zunächst daran, daß die Expedition ins Werk gesetzt wurde zum Ruhm und zur Ehre Seiner Majestät des Königs, und daß sie die Namen der Teilnehmer nur nach dem Maß ihres Erfolges in der wissenschaftlichen Welt berühmt machen wird. »Sie werden zu keinem anderen Zeitpunkt eine günstigere Gelegenheit bekommen, sich um das Wohlwollen Ihres Königs zu bewerben, als zu diesem. Hier können Sie ihm beweisen, mit welchem unermüdlichen Eifer und Fleiß Sie versuchen, die Ziele zu erreichen, die Seine Majestät sich mit Ihrer Mission gesetzt haben. Wenn diese Gelegenheit vertan wird, wird sie vermutlich niemals wiederkommen.«

Nach dieser Drohung, von Haven in Ungnade fallen zu lassen, kommt Bernstorff auf das fatale Tagebuch zu sprechen. Er teilt mit, daß er es ins Deutsche hat übersetzen lassen, um es an Michaelis weiterzusenden, der es mit der größten Ungeduld erwartet. Bernstorff hofft, daß es den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

eminenten Wissenschaftler zufriedenstellen wird, und fügt mit grimmiger Ironie hinzu, daß es wenigstens sorgfältig übersetzt wurde. Darauf fährt er fort: »Als ich es selbst durchlas, meinte ich feststellen zu können, daß es sich nur um einen Auszug aus Ihrem wirklichen und umfassenden Tagebuch handeln kann. Ich stellte mir vor, daß die kurze Zeit vor Ihrer Abreise Ihnen vielleicht nicht die Zeit für die Reinschrift *in extenso* gelassen hatte und daß Sie sich dafür mit der Absendung eines vorläufigen Berichtes zufriedengaben, der sich besonders mit den äußeren Geschehnissen der Reise beschäftigen sollte und mit den Schwierigkeiten, auf die Sie unterwegs trafen. Indem ich immer noch an dieser Annahme festhalte, will ich mir gerne schmeicheln zu glauben, daß Ihr wirkliches ausführliches Tagebuch auch interessantere und eigentümlichere Beobachtungen enthält, die wir von Ihrer exzeptionellen Tüchtigkeit und Ihrem Wissen zu erwarten das Recht haben; wie ich gleichfalls glaube, daß dieses Tagebuch die Fragen, die in erster Linie von Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Philologe beantwortet werden sollen, ausschöpfen werden. Das wäre der einzige Grund dafür, daß sich der König herabließ, Ihnen zu erlauben, durch Ägypten und in die Wüste zu reisen. Endlich bin ich sicher, daß ich mich darauf freuen kann, dieses Tagebuch entgegenzunehmen, sobald Sie etwas mehr Zeit zur Verfügung haben. Ich ziehe es vor, mich an diese Überzeugung zu halten, weil ich, falls es sich wider alles Erwarten anders verhält, Ihnen weder das Wohlwollen des Königs noch den Beifall des Publikums erhalten könnte. Beider Erwartungen sind auf einen Punkt gestiegen, an dem es vollkommen unmöglich sein würde, sie mit schwachen Anstrengungen oder mittelmäßigen Abhandlungen zufriedenzustellen. Das Interesse, das ich für alles nähre, was Sie betrifft, mein Herr, macht es peinlich für mich, dies zu bedenken.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bernstorff schließt den Brief, indem er von Havens Versäumnis auf dem Djebel el-Mokateb, beim Berge Sinai und vor dem Sankt Catharinen-Kloster rügt, die nach Ansicht des Ministers so ernsthaft sind, daß die Route für die Heimreise der Expedition geändert werden sollte. Das ist in seinen Augen die einzige Möglichkeit, die Ehre für diesen Teil der dänischen Expedition zu retten.

Bernstorffs Mühe ist jedoch vergeblich. Die kundig verzuckerten Giftigkeiten und Drohungen erreichen nie ihren Adressaten. Sein Brief an von Haven ist datiert: Kopenhagen, den 21. Juni 1763. Einige Monate nach der Absendung empfängt er eine alarmierende Botschaft aus dem Glücklichen Arabien. Sie ist abgefaßt von Forsskål, aber außerdem unterschrieben von Niebuhr, Kramer und Baurenfeind. Das Datum lautet: Mokka, den 9. Juni 1763, also fast vierzehn Tage früher als Bernstorffs eigener Brief. Forsskål kommt wie gewöhnlich gleich zur Sache: Der dänische Philologe Professor Frederik Christian von Haven ist plötzlich gestorben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

II TAUSEND UND EIN TAG

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

5. Kapitel

Frühling in Tehama

1.

An einem windstillen Sommertag, am 5. Oktober 1762, stehen die sechs Männer der dänischen Expedition wieder in einem Boot und werden der Sonne entgegengerudert. Die Riemen knirschen in den Dollen, die Luft steht still vor Hitze über dem Wasser. Hinter ihnen liegt Suez, wo die scharfen Schatten der Häuser und die weißgetünchten Flächen sich langsam ineinander verschieben. Vor ihnen liegen vier große Schiffe. Sie sehen nur ihre Seiten, die im Schatten liegen, aber das Licht ist so stark, daß es die Toppen und Nocken der Masten und Rahen gleichsam erglühen läßt, während sich im Wasser um den Steven herum Funken entzünden und verlöschen. Das sind die Schiffe, die in drei Tagen südwärts über das Rote Meer nach Mekkas Hafenstadt Dschidda in Arabien segeln sollen.

Die sechs Männer stehen im Ruderboot zwischen Kisten mit ihrem Gepäck und ihrer Ausrüstung. Mehr als anderthalb Jahre sind seit dem kalten Wintermorgen, an dem sie auf gleiche Weise zu dem Kriegsschiff auf Kopenhagens Reede hinausgerudert wurden, vergangen. Es würde einem schwerfallen, rein äußerlich gesehen, zu glauben, daß es dieselben Männer sind. Die Sonne hat ihre Gesichter gezeichnet. Forsskål und Niebuhr haben einen Vollbart, und alle sechs gleichen in ihren langen, orientalischen Gewändern, die sie nun seit mehr als einem Jahr tragen, eher einer Schar Händler, die sich von Kairo südwärts begibt. Auch innerlich besteht nicht viel Ähnlichkeit mit den Männern, die den Zoll in Kopenhagen verließen. Im Gegensatz

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

zu dem düsteren Schweigen, das damals im Ruderboot herrschte, dürfen wir uns nun zuverlässig vorstellen, daß sie sich über Wind und Wetter unterhielten. Sie haben sich seit langem an die fremdartige Umgebung gewöhnt, und auch die Besonderheiten des einzelnen sind für die anderen längst Gewohnheit geworden. Das unheilverkündende Drama, das bei der Abreise zwischen ihnen in der Luft lag, ist nach dem Höhepunkt des Arsenik-Einkaufes durch von Haven, Forsskåls wütenden Briefen und Niebuhrs Drohung wieder gedämpft und ausgeglichen. Man mag keine Kräfte mehr daran vergeuden, das heiße Klima übt seine abstumpfende Wirkung aus; Necken und Schimpfen sind trivial geworden, während dagegen das tägliche Geplauder über die gleichen Dinge als neu und abwechselnd empfunden wird. Nach von Havens demütigendem Kniefall in Suez und seinem nachfolgenden Fiasko auf der Sinai-Halbinsel nimmt niemand den eitlen Herrn mehr ernst; geschweige denn, daß man seine Anschläge fürchtet. Man ist sich darüber klar, daß er auch in Zukunft so mit dem richtigen Würzen seines eigenen Essens beschäftigt sein wird, daß ihm keine Zeit bleibt, das der anderen zu vergiften. Auch der reizbare Forsskål ist milder geworden, nachdem er sich einige Wochen lang in Suez gelangweilt hat. Von Haven erwähnt ihn sogar recht freundschaftlich in einem Brief aus dieser Zeit. Überall spürt man einen beginnenden Stimmungsumschlag, die Entwicklung der Beziehungen zwischen den sechs Männern folgt psychologischen Gesetzen, die sich auf allen Arten von Expeditionen geltend zu machen scheinen. Die aufgezwungene Gegenwart der anderen ruft Spannungen hervor, die zu Anfang alle Proportionen bis zur Unvernunft und zuweilen bis zum Lächerlichen verschieben, um später in ein Gefühl ohne alle Feindseligkeit umzuschlagen, das aber zugleich nichts mit Freundschaft zu tun hat. Man lebt unter einem gemeinsa-

men Schicksal. Man findet einander unerträglich, das ist möglich, aber man kann einander auch nicht entbehren. Das macht Leute nicht zu guten Freunden, aber es bessert – zumindest vorübergehend – in den meisten Fällen ihren Charakter.

Wenn man alles in Betracht zieht, ist der bisherige Teil der Reise glücklich verlaufen. Sie sind noch immer vollzählig, keiner ist der Pest oder den Räubern zum Opfer gefallen. Baurenfeinds Krankheit ängstigte sie einige Tage lang, aber er überstand die Krise, und es geht ihm wieder gut. Auch die erreichten wissenschaftlichen Resultate berechtigen zu gedämpftem Optimismus. Zwar war die Reise zum Djebel el-Mokateb kein Erfolg, aber Niebuhr hat in seiner Kartenmappe für die zukünftige Forschung auf diesem Gebiet Aufklärungen von größter Bedeutung gesammelt. Der Aufenthalt in Ägypten selbst erbrachte eine über alle Erwartungen gute Ausbeute. Zusammen mit mehreren hundert Pflanzenfunden hat Forsskål seine fertig ausgearbeiteten Abhandlungen, zwei botanische und eine zoologische, nach Hause gesandt; Niebuhr hat an die tausend Seiten in seinem Tagebuch mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, Landkarten und Stadtplänen, Beschreibungen von Brauchtum und Sitte gefüllt, und in Baurenfeinds Kiste liegt gleichfalls eine ungeheure Anzahl Zeichnungen von Pflanzen und anderen Naturalien, Trachten, Maschinen, Geräten und Instrumenten, Altertumsfunden und Landschaften. Trotz all dieser Aktivität ist die große stumme Frage dieser Reise doch immer noch unbeantwortet. Sie ist nur ein einziges Mal formuliert, nämlich von Peter Forsskål, an dem Tag, als sie Kopenhagen verließen. Aber wir finden bald Beweise dafür, daß jeder einzelne Teilnehmer immer an sie denkt. Nachdem von Haven friedlich geworden ist und das interne Drama in den Hintergrund trat, ist diese Frage das Hauptthema der Ex-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

pedition, die vorantreibende Kraft. Was bedeutet »Glückliches Arabien?« Die Vorbereitungen und die Streitigkeiten sind vorüber. Das ist einer der Gründe für die gute Stimmung zwischen den sechs Männern im Ruderboot an jenem windstillen Sommertag, dem 5. Oktober 1762. Nun soll es sich bald zeigen, auf was das Ganze hinausläuft. Wenn alles nach Plan geht, werden die vier Schiffe sie alle innerhalb weniger Tage ein entscheidendes Stück näher an die Antwort auf die große Frage heranbringen.

Auf jeden Fall können sie sich auf einige Ferientage an Bord freuen. Die letzte Woche war anstrengend. Nur vier Tage nach von Havens und Niebuhrs Rückkehr von der Sinai-Halbinsel ist in Suez die große Karawane der Mekkapilger angekommen. Wie ein Schwarm Heuschrecken haben sie sich über den kleinen Hafenflecken ergossen und ihn mit einem Schlag in einen dichter besiedelten Ort als selbst Kairo verwandelt. Männer, Frauen, Kinder, Reiche und Arme, die letzteren mit ihren Bündeln und Bettlerkrügen, die ersteren mit ihrer Dienerschaft und schwerbewaffneten Mietsoldaten, die sie während der Reise beschützen sollen, und dazu die unzähligen Händler, die weder reich noch arm sind, aber einen Vorteil witterten und nun die Gelegenheit benutzen, sich selbst und ihre Waren sicher nach Mekka zu bringen und gleichzeitig unterwegs einen kleinen Profit herauszuschlagen. Wo reich und arm sich trifft, findet sich bald der Kaufmann ein, damit die Reichen reicher und die Armen ärmer werden können. Suez ist ein Durcheinander von Kauf und Verkauf. Ziegen, Kleidung und Frauen wechseln ihre Besitzer, Silbergeld blinkt in der Sonne, 6 000 fremde Kamele füllen Straßen und Gassen, Berge von Kisten und Paketen sind am Kai aufgestapelt, wo schreiende Eseltreiber ihre Peitschen wirbeln lassen. Es wird gehandelt und verschwendet, und alle haben viel zu tun.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Mitten in diesem hektischen Gedränge muß Forsskål die Initiative ergreifen. Er ist mittlerweilen mit den Leuten im Hafenviertel gut bekannt, und es glückt ihm, auf dem größten der vier Schiffe, die sich nun bereit machen, den ganzen Wirrwarr nach Dschidda zu segeln, die oberste Kajüte zu mieten. Die Abreise ist für den 8. Oktober angesetzt, aber die dänische Expedition läßt sich drei Tage vorher zum Schiff hinausrudern, um an Bord zu gehen, ehe die anderen Passagiere ankommen, und sich so unbemerkt wie möglich in der reservierten Kajüte einzurichten. Europäische Reisende sind unter mohammedanischen Pilgern nicht gern gesehen, darum sind sie froh über die abgesondert liegende Kajüte, die Forsskål ihnen gesichert hat. »Besonders für mich«, schreibt Niebuhr, »war es sehr bequem, daß ich meine astronomischen Beobachtungen, fast ohne von den anderen bemerkt zu werden, vornehmen konnte. Wir segelten zwar nach Süden, aber doch oft genug um soviel ostwärts, daß ich auf der Galerie vor der Kajüte leicht die Mittagshöhe der Sonne beobachten konnte, und wenn wir ankerten, zeigte das Heck des Schiffes wegen der beständigen Nordwinde immer nach Süden.« Das Ergebnis von Niebuhrs heimlichen Beobachtungen war die erste Seekarte des Roten Meeres.

Drei Tage nach Ankunft der Expedition an Bord segeln die vier Schiffe südwärts über das sonnenglitzernde Wasser, bis zur letzten Decksplanke mit Waren und Passagieren beladen. Von Haven veranschlagt die Anzahl der Menschen allein an Bord ihres eigenen Schiffes mit fünfhundert bis sechshundert Personen, und Forsskål schätzt die Zahl der Besatzungsmitglieder auf nicht weniger als zweiundsiebzig Mann, von denen die Mehrzahl sogar Frauen und Kinder mit auf die Reise nimmt. Die besten Kajüten sind von reichen Türken mit ihrem ganzen Harem besetzt. Die Frauen sind in der Kajüte genau unter der Kajüte der Ex-

peditionsteilnehmer einquartiert, ähnlich wie seinerzeit die Sklavinnen an Bord des Schiffes von Konstantinopel, und, wie wir bald sehen werden, mit den gleichen pittoresken Konsequenzen. Vor- und Achterdeck sind dicht besetzt mit Händlern, die ihre Kisten und Säcke so angeordnet haben, daß ein kleiner Platz in der Mitte freigeblieben ist, wo sie selbst sich aufhalten können, schlafend, Pfeife rauchend, Reis kochend oder Kleinhandel treibend. Dazu kommen schließlich drei bis vier kleinere Fahrzeuge im Schlepp der vier Schiffe. In den meisten der Boote sind Pferde, Ziegen und Schafe. Wenn die Tiere gefüttert werden sollen, hievt man einen Sack Korn außenbords und läßt ihn achteraus zu dem geschleppten Boot treiben, wo der Wärter ihn mit einem Bootshaken auffischt. Von einem anderen Boot findet ein andersartiger lebhafter Pendelverkehr statt. Es ist voll von Freudenmädchen, Pilgerinnen nach Mekka, die während ihrer Pilgerreise durch fleißige Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen.

Während die segelnde Karawane südwärts steuert, verfolgen Forsskål und Niebuhr die Navigation und vermerken kopfschüttelnd in ihren Tagebüchern, daß der Kapitän aus Angst, die Landkennung zu verlieren, immer parallel zur Küste zwischen gefährlichen Koralleninseln segelt, während ein europäischer Schiffer so schnell wie möglich das offene Wasser suchen würde. Jeden Abend bei Sonnenuntergang müssen sie vor Anker gehen, weil der Kapitän die tollkühne Küstensegelei nicht fortzusetzen wagt. Niebuhr findet eine wenigstens teilweise Erklärung dafür: eines Nachmittags erlangt er, bis ins Innerste erschüttert, die Erlaubnis, zwei enorme Eisenklötze zu entfernen, die der Steuermann im Glauben, ihr Vorhandensein stärke die Magnetnadel, unter dem Kompaß des Schiffes angebracht hatte. Peter Forsskål, der sich noch zufrieden an Kommandeur-Kapitän Fiskers Kampf mit dem winterlichen Skager-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

rak erinnert, zuckt die Achseln über diese saumselige Segelei: »Wenn der Wind etwas auffrischt, werden die meisten Segel geborgen, kommt schließlich etwas mehr Dünung, führen wir nur zwei Segel, und zum Schluß ist es das Beste, zu ankern. Es kann einen traurig stimmen, wenn man an mutigere Navigation gewöhnt ist.«

Nach dreitägigem Segeln in diesem gemächlichen Tempo erreicht der Konvoi den Hafen Tor, wo die Frischwasserbehälter der Schiffe gefüllt werden. Forsskål benutzt den Aufenthalt, um an Land zu kommen. Er sammelt einige Pflanzen und Konchylien und findet zu einer Oase, die in der Bibel als Elims Tal erwähnt ist. Ohne sein Wissen ist sein Treiben von feindlich gesinnten Arabern verfolgt worden, und nur ein schnelles Eingreifen einiger beherzter Türken unter den Passagieren des Schiffes verhindert seine Gefangennahme.

Die Stimmung in der Umgebung der Europäer ist immer noch unzuverlässig. Auch an Bord müssen sie häufig Schmähworte und Drohungen über sich ergehen lassen. Besonders ein vornehmer mohammedanischer Beamter unter den Passagieren beobachtet sie scharf, und als er Baurenfeind eines Vormittags beim Abzeichnen eines der kleinen Seetiere Forsskåls überrascht, fragt er ironisch, ob sie wirklich in ihrem Heimatland nichts finden könnten, das einer Beschäftigung wert sei, weil sie um so wertloser Dinge willen eine so teure Reise unternähmen. Aber drei Tage nach der Abreise von Tor ergibt sich für Forsskål eine grandiose Gelegenheit, die verlorene Ehre zurückzugewinnen. Am 17. Oktober 1762 findet eine Sonnenfinsternis statt, die deutlich über dem Roten Meer beobachtet werden kann. Dank dieser Begebenheit wird Forsskål mit einem Schlag an Bord der Mann des Tages. Selbst erwähnt er in seinem Tagebuch die Episode mit keinem Wort, aber Niebuhrs Sinn für Humor kann sie nicht übergehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

»Herr Forsskål hatte schon vorher zum Schiffer gesagt, daß wir heute eine Sonnenfinsternis bekommen würden. Um ihn freundlich zu stimmen und um selbst in Ruhe beobachten zu können, hatte ich einige Gläser geschwärzt, so daß Forsskål dem Schiffer und einigen vornehmen Händlern das Phänomen zeigen konnte. Alle waren sehr vergnügt. Ein Mann, der eine Sonnenfinsternis voraussagen kann, wird von den Mohammedanern nicht nur für sehr gelehrt gehalten, sondern gilt auch als ein tüchtiger Arzt. Da nun die von Herrn Forsskål verkündete Finsternis eintraf, glaubten alle Mohammedaner, daß er auch ein großer Heilkundiger sein müßte. Plötzlich waren alle sehr krank. Jeder von ihnen kam zu ihm und bat ihn um Mittel, und der neue Arzt sagte ihnen, wie die verschiedenen Krankheiten am besten zu kurieren seien. Zum Schluß fand sich ein Pilger ein, der sich darüber beschwerte, daß er nachts nichts sehen könnte. Herr Forsskål riet ihm, ein Licht anzuzünden. Dieser Rat löste großes Gelächter aus, und alle die Herumstehenden, die kurz vorher so krank gewesen waren, schienen nun wieder gesund und munter zu sein.«

Währenddessen ist das Schiff südlich der Sinai-Halbinsel in die offene See hinausgesegelt. Zum ersten Mal seit der Abreise von Suez kann man bei Sonnenuntergang nicht ankern. Vier Tage und drei Nächte lang segelt die kleine Flotille ohne Küstensicht nach Süden. Als die arabische Küste auftaucht, erhebt sich ein wilder Jubel an Bord. Die Gefahr ist überstanden, die Pilger legen ihre Pilgerkleidung an, die Schiffskanonen werden abgefeuert und die Trommeln gerührt. Am Abend werden farbige Lampen in die Riggen gezogen, während die Passagiere ihre Reiselaternen längs der Reeling aufhängen. Auf dem Vor- und Achterdeck hört man Händler vor lauter Freude ihre Pistolen in die Luft abschießen, und unter den Passagieren

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



EIN FISCHER AUS DSCHIDDA

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und Besatzungsmitgliedern wird ein irdenes Gefäß herumgereicht, damit alle ein Trinkgeld für den Lotsen hineinlegen können. Bis tief in die Nacht hinein wird an Bord gefeiert. Etwas entfernt liegen die drei anderen Schiffe vor Anker, aber nun sind es zusammen sechs, alle illuminiert – drei von ihnen treiben auf dem schwarzen Wasser, die drei anderen liegen spiegelverkehrt unter ihnen.

Doch nicht nur Sturm und Seegang hatten die Reisenden unterwegs bedroht. An Bord war Feuer ausgebrochen. Eine der zahlreichen Haremsfrauen, die gerade unter der Kajüte der Expedition wohnten und die gelehrten Forscher täglich mit ihrer lautstarken Zankerei störten, hatte beim Bügeln mit einem Holzkohleisen ihre Wäsche in Brand gesetzt. Niebuhr erzählt: »Der Brand hätte fast das ganze Schiff gefährdet, wenn die Frau zum Hilferufen nicht eine genauso kräftige Stimme gehabt hätte wie zum Zanken. Als jedoch einige Tage später aufs neue Feuer in ihrer Kajüte ausbrach, schienen die Araber ängstlich zu werden. Der Schiffer beorderte einen Unteroffizier mit einer schweren Peitsche in den Harem. Anfangs war das Getöse fürchterlich. Aber danach folgte tiefste Stille, und während der nächsten vierundzwanzig Stunden hörte man von den Frauen fast nichts.«

Carsten Niebuhr hat jedoch nicht nur ein empfindliches Ohr für den Lärm der Frauen, sondern auch ein gutes Auge für ihre Reize. Das geht aus einer Reihe anderer Beobachtungen hervor, die unser junger Astronom während der Überfahrt macht, jedoch ohne Benutzung seines Astrolabiums. Es ist wohl am besten, den Sünder selbst bekennen zu lassen: »Der Waschraum der Frauen befand sich gleich neben unserem eigenen, und beide waren so weiträumig, daß sich vier bis fünf Personen gleichzeitig darin aufhalten konnten. Es wunderte mich zu Anfang nicht wenig, daß ich, wenn ich mich dort unten aufhielt, deutlich Frauen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

stimmen in der Nähe hören konnte. Ich war so neugierig, nach einem Spalt in der Trennwand zu suchen, und fand wirklich eine kleine Ritze. Seit unserer Abreise von Suez hatten wir kaum das entblößte Gesicht einer Mohammedanerin gesehen. Auf dieser Seereise sah ich mehr. Früh am Morgen waren oft drei bis vier nackte Frauen drinnen, die sich wuschen und badeten.«

Dieses erhebende Bild schließt die Reise von Suez ab, genau wie die Segelfahrt von Konstantinopel seinerzeit in der Schilderung von den Sklavinnen ausklang, und der Aufenthalt in Kairo mit der Beschreibung der Tänzerinnen endete. Es ist fast, als seien es die gleichen Mädchen. Sie betreten die Szene wie der Chor der griechischen Tragödie, nur um einen Zwischenakt zu markieren oder uns an unser kurzes Leben zu erinnern.

2.

Am 29. Oktober 1762 ankern die vier Schiffe auf der Reede von Dschidda. Hier trennen sich die Europäer von den anderen Passagieren. Die mohammedanischen Pilger ziehen über Land nach Mekka. Der dänische Pilgerzug setzt seine Reise nach Süden über das Meer fort zum Glücklichen Arabien.

Erst müssen die Teilnehmer jedoch in Dschidda eine kleine Pause machen. Sie mieten ein Steinhaus unten am Hafen, und der Aufenthalt dehnt sich über anderthalb Monate aus, etwas länger als geplant. Die Ursache ist der ständige Nordwind. Die Kaffeeschiffe, die sie das letzte Stück nach Süden die Küste entlang bringen sollen, verspäten sich wegen des Gegenwindes auf dem Weg nach Norden von Mokka nach Dschidda. Keiner der Expeditionsteilnehmer beklagt diesen erzwungenen Aufenthalt in Mekkas Ha-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

fenstadt. Nach der anstrengenden Zeit unter feindseligen Arabern in Ägypten treffen sie hier zu ihrer Überraschung eine freundlich eingestellte Bevölkerung. Zum ersten Mal können sie ganz nach Lust und Laune in den Marktstraßen umhergehen und Kaffeehäuser besuchen, ohne jemals belästigt zu werden. Die Araber in Dschidda fassen die Gegenwart der Europäer nicht als Beleidigung auf, wie sie es in Ägypten tun.

Hoch und niedrig ist gleich entgegenkommend, gleich neugierig. Niebuhr muß sein Astrolabium im Palais des Pascha aufstellen. Der vornehme Herr hat sich selbst in seiner Jugend ein wenig mit Astronomie beschäftigt und studiert neidisch die Instrumente des Europäers. Dank der mysteriösen Ausrüstung kommen sie bald in den Ruf, die Zukunft voraussehen zu können. Eines Nachmittags im Hause des Pascha erzählt ein Scheich, daß einer seiner Diener ihm zweihundert Dukaten gestohlen hat, und verlangt nun von Niebuhr den Namen des Diebes. Niebuhr weigert sich erschreckt; das ist wirklich mehr, als sein Astrolabium leisten kann. Da bietet sich ein älterer Herr, der auch bei der Gesellschaft des Pascha ist, an, die Sache zu übernehmen. Er läßt die Diener des Bestohlenen rufen und befiehlt ihnen, sich in einer langen Reihe draußen auf dem Hof aufzustellen. Der alte Mann geht nun zu ihnen, gibt jedem von ihnen ein kleines Stück Papier in den Mund, betet ein langes Gebet und befiehlt ihnen dann, das Papier herunterzuschlucken, wobei er versichert, daß es dem Unschuldigen nicht schaden werde. Allahs Strafe werde nur den Dieb allein treffen, sagt er. Erstaunt sieht Niebuhr, wie der alte Herr an der Reihe der Diener entlanggeht und einem nach dem anderen befiehlt, den Mund zu öffnen, bis er einen findet, der das Papier nicht zu schlucken wagte und mit Schweiß auf der Stirn seine Schuld bekennt.

Die Gesellschaft begrüßt das Resultat mit einem kurzen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Lachen. Dann wendet man sich wieder bewundernd dem seltsamen europäischen Instrument zu, mit dem man, wie es heißt, die Zukunft voraussehen kann.

In den folgenden Wochen vertreibt Niebuhr sich mit seinen routinemäßigen Untersuchungen die Zeit. Er erkundigt sich nach den Zolltarifen der Stadt, macht Listen über Einfuhr und Ausfuhr, beschreibt, wie das Trinkwasser der Stadt an den Quellen oben in den Bergen in großen Tonkrügen gesammelt und danach auf Kamelrücken den langen Weg nach unten zu den Häusern gebracht wird. Seine größte zusammenhängende Arbeit ist jedoch der Entwurf eines Stadtplanes. Dafür macht er einige Messungen außerhalb der Stadtmauer. Bei diesen Ausflügen wird er von einem eingeborenen Araber begleitet, der ihm bei seiner Arbeit hilft und ihm die Namen der verschiedenen Stellen nennt. Eines Vormittags kommen sie an einem kleinen Bethaus in der Wüste vorbei, und Niebuhr fragt seinen Begleiter, warum die Kapelle gerade hier liegt. Es ist eine Routinefrage, und die bedeutungsvolle Miene des Arabers wundert ihn darum ein wenig. Als er die Antwort hört, hat er wohl einen Augenblick lang Lust, dem Mann ein Stück Papier in den Mund zu stecken. Der Araber sieht ihn ernsthaft an. »Das ist Evas Grab«, sagt er und macht eine kleine Pause, um das volle Gewicht seiner Worte auf den Zuhörer wirken zu lassen. Dann sieht er zu dem Gebäude hin und fährt in dem gleichen ernsthaften Ton fort: »Die kleine Kapelle ist so gebaut, daß der Altar in ihrer Mitte genau auf ihrem Nabel steht.«

Niebuhr zögert ein wenig, vermißt dann aber doch die Stelle mit Hilfe seines Astrolabiums und trägt sie in seine Karte ein. Man kann nie wissen. Und da er ein Ordnungsmensch ist, der nichts halb tun kann, fügt er in seinem Tagebuch außerdem an der betreffenden Stelle eine kleine grimmige Notiz hinzu. Sie fußt gleichfalls auf arabischen

Angaben und erklärt, daß Adam angeblich auf Ceylon begraben liegt.

Über die Beschäftigung der übrigen Expeditionsteilnehmer während der sechs Wochen in Dschidda wissen wir nur wenig. Baurenfeind macht ein paar Zeichnungen – eine Frau, die im Schatten eines kunstfertigen Sonnenschirmes sitzt und Brot verkauft, ein Fischer unten am Strand, der in seiner anatomischen Korrektheit geradenwegs aus der Akademie der Schönen Künste zu kommen scheint und nun mit seinen acht Fischen noch den Schluß der Bergpredigt hören will. Von Haven läßt in dieser Periode nichts von sich hören. Kramer ist wie gewöhnlich stumm wie ein Grab, und sogar Forsskåls Tagebuch enthält nicht eine Zeile aus Dschidda. Durchlebte der energische Professor eine Periode der Müdigkeit? Geht das Zusammensein mit von Haven ihm trotz allem auf die Nerven? Anfang Dezember schreibt er an von Gähler und bittet ihn, in Kopenhagen zu erwirken, daß er nach dem Besuch von Sana, der Hauptstadt des Glücklichen Arabien, die Erlaubnis des Königs bekommt, auf dem kürzesten Wege nach Hause zu reisen: »Man kann zum Schluß dieses Herumstreifens fern dem Vaterlande und fern jeden Briefwechsels ein wenig müde werden, besonders im täglichen Zusammensein mit einer Person, von der man am liebsten so weit wie möglich entfernt wäre.«

Forsskål schickt auch eine Samensammlung und einige Kästen mit Naturalien von Dschidda aus ab. Darüber hinaus müssen wir uns damit begnügen, ihn uns als Begleiter Niebuhrs vorzustellen, wenn dieser jeden Tag gegen Abend das Steinhaus unten am Hafen verläßt, um auf dem Kai herumzugehen und seine Warenlisten zu komplettieren, die auszuarbeiten auch Forsskål Freude macht. Wir sehen sie vor uns, wie sie sich nach den Preisen für Seidenstoffe aus Indien, Honig, Syrup und Bier aus Ägypten, Zinn,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Quecksilber und Siegellack aus Europa erkundigen. Ringsum herrscht das arabische Hafengewimmel mit seinem scharfen Geruch und seinen staubigen Farben, Ocker und Gelb und einzelne Blitze von Silber, Kulis mit gesenktem Blick, ein Kaufmann auf seinem Esel, und den Kai entlang die lange Reihe von Dhauen, deren schräge Masten die niedergehende Sonne aufzuspießen scheinen, ein Bild, das sich seitdem nicht sehr geändert hat.

Eines Abends, nach einer Periode mit südlichen Winden, liegt hier auch jenes Schiff, das sie das letzte Stück des Weges nach dem Jemen, auch das Glückliche Arabien genannt, segeln soll.

Es sieht nicht vertrauenerweckend aus. Es ist eine sogenannte Tarrad, ein Frachtsegler, ein offenes Fahrzeug, fast in der Form einer durchgeschnittenen und an den Enden zugespitzten Tonne, nur sieben Faden lang und nur etwas über ein paar Faden breit, also etwa dreizehn mal vier Meter. Es ist kaum ein ehrlicher Nagel in dem ganzen Rumpf, die einzelnen Planken sind wie die dänischen Schiffe der Vorzeit gleichsam zusammengenäht. Das Fahrzeug hat nur einen Mast mit nur einem einzigen Segel, es gibt kein Deck und keine Kajüten. Das Schiff ist nicht für den Transport von Passagieren gebaut, es ist ein Kaffeeschiff von Maskat drüben auf der anderen Seite der Arabischen Halbinsel. Es ist von Mokka im Glücklichen Arabien mit einer Ladung Kaffeebohnen nach Dschidda gekommen und soll nun eine neue Ladung holen, diesmal für Maskat. Um den abschreckenden Eindruck zu vervollständigen, ist das Schiff mit einer Schar blutdürstig aussehender Wilder bemannt. Der Schiffer ist Araber, fast nackt, nur mit einem Lendenschurz um die Hüften, zusammengehalten von einem Stück Tauwerk, in dem ein großes Krummesser hängt. Seine Besatzung von nicht weniger als neun Matrosen besteht aus schwarzen Sklaven, teils Ne-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gern aus Afrika mit wulstigen Lippen und flachen Nasen, teils Leuten von der Malabarküste in Indien, weniger glänzend, mehr goldbraun in der Hautfarbe als die Afrikaner. Alle sind, genau wie der Schiffer, nur mit Turban und Lendenschurz bekleidet.

Nachdem sie all dies in Augenschein genommen haben, kommen den Teilnehmern der dänischen Expedition Bedenken. Keiner von ihnen hat viel Lust, diesem Fahrzeug für die doch immerhin ungefähr vierhundert Seemeilen lange Reise nach Mokka sein Leben anzuvertrauen. Aber sie haben keine Wahl. Überall in Dschidda wird ihnen gesagt, daß der Abgang anderer oder gar besserer Schiffe als dieses Frachtseglers aus Maskat vorerst nicht zu erwarten ist.

Nachdem sie ein Empfehlungsschreiben an den Dola oder Gouverneur in Loheia, der ersten Hafenstadt im Glücklichen Arabien, bekommen haben, beschließen sie, am 13. Dezember 1762 an Bord zu gehen. Mit auf die Reise nehmen sie einen wohlhabenden Kaufmann aus Mokka mit Namen Ismael Salech. Er ist ein etwas mitteilsamer, aber sehr höflicher junger Mann, der ein paar Worte Holländisch spricht und dem europäische Verhältnisse nicht unbekannt sind. Von der Überlegung ausgehend, daß Ismael Salech ihnen während ihres Aufenthaltes in Mokka von Nutzen sein kann, und da keiner von ihnen gegenüber den diskreten, aber wirkungsvollen Schmeicheleien des gebildeten Arabers unempfänglich ist, bieten sie ihm vertrauensvoll freie Reise zusammen mit der Expedition an.

Am Morgen des folgenden Tages, dem 14. Dezember, läuft das merkwürdige Fahrzeug aus dem Hafen von Dschidda aus, ein in all seiner Verrücktheit lustiger Anblick mit den vielen Waren und Menschen an Bord. Die Sonne scheint, der Himmel ist wolkenlos, und über die

Meeresbucht streicht der leichte milde Nordwind, die arabische Form des Winters. Es zeigt sich bald, daß dieses genähte Boot, »Schneiderboot« wie Forsskål es nennt, selbst der kleinsten Brise willig gehorcht. Die Laune der Expeditionsteilnehmer steigt; endlich hat die letzte Etappe der langen Reise begonnen. Nur Kramer ist etwas bedrückt. Ihm ist seine Uhr unter die Bodenbretter gefallen, und er kann sie wegen der vielen Kisten, die überall aufgestapelt sind, nicht wiederholen. Nun sieht er sie von dem Bilgenwasser des sicher undichten Fahrzeuges hoffnungslos zerstört. Das offene Schiff ist bis zum letzten Winkel gefüllt. Zwischen Paketen und Handelskisten hat jeder der Passagiere ein Feldbett festgebunden, auf dem er sich während der Tagesstunden aufhält und auf dem er schläft, alles unter freiem Himmel, am Tag mit dem Rücken gegen die Sonne, in der Nacht mit dem Gesicht zu den Sternen. Ganz vorn auf dem Vorschiff ist ein Lehmofen angebracht, zylindrisch in der Form, aber oben etwas schmaler als unten, außerdem mit einer Mündung versehen. Hier bereiten zwei Malabaren der Besatzung die Mahlzeiten der Passagiere, die meist aus Durrabrot und Datteln besteht. Das Brot wird jeden Tag frisch gebacken. Einer der Inder mahlt Hirse zwischen zwei aufeinander passenden roten Granitsteinen, bereitet einen Teig und läßt ihn bis zum nächsten Tag zum Säuern liegen. Dann macht er Feuer im Ofen, und wenn die Flammen heruntergebrannt sind, schiebt er den Teig durch die Öffnung hinein und klatscht ihn inwendig an die Seiten des Ofens. Dann wird die Öffnung mit einem Tonstöpsel verschlossen. So kann man es heute noch in arabischen Bäckereien beobachten. Wenn der Teig zu einem Flachbrot in Form und Konsistenz eines dicken Pfannkuchens gebacken ist, wird er herausgenommen, mit Sesamöl bestrichen und noch warm gegessen. Leider ist uns Professor von Havens Reaktion auf die-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

se vereinfachte Küche nicht bekannt, aber Forsskål, der jetzt seine Tagebuchnotizen wieder aufgenommen hat, ist nicht ohne Einschränkung begeistert. »An dieses Brot war ich nicht gewöhnt«, sagt er, »und sein Geschmack war mir sehr zuwider, aber die Leute an Bord, die praktisch von nichts anderem lebten, waren doch starke und gesunde Kerle und, obwohl sie Sklaven waren, vergnügter und froher, als ich jemals Araber oder Türken in all ihrer Freiheit gesehen habe.«

Wie froh und vergnügt sie sind, wird Forsskål einige Tage nach der Abreise klar, als einer von ihnen beim Schiffer über Schmerzen in der Herzgegend klagt. »Der Schiffer war sofort bereit, legte die Spitze einer Eisenstange ins Feuer, bis sie glühte, und brannte zwei Löcher in die Haut auf der Brust des Sklaven. Das half. Aber die Kur schien schlimmer zu sein als die Krankheit.«

Da das Fahrwasser längs der Küste voll gefährlicher Korallenriffe und Felseninseln ist, wagt der Schiffer genau wie sein Vorgänger an Bord des Schiffes von Suez nicht, während der Nacht zu segeln. Jeden Abend bei Sonnenuntergang läßt er die Segel bergen und ankern, bald in einer stillen Bucht drinnen an der Wüstenküste, bald in Lee einer Koralleninsel. Während im Lehmofen Feuer gemacht wird, hat Forsskål Gelegenheit, einige Konchylien zu sammeln oder das Vogelleben am Strand zu beobachten, wo Bekassinen, Sturmmöwen und große Scharen von Mistkäfern, die von tierischen und menschlichen Exkrementen leben, zu sehen sind. Gleichzeitig stellt Niebuhr sein Astrolabium für die nächtlichen Beobachtungen auf. Aus seinen astronomischen Tabellen dieser Zeitspanne können wir sehen, wie er auf jedem der Ankerplätze neue Messungen für seine große Seekarte des Roten Meeres vornimmt, wobei er die geographische Länge durch Beobachtung der Mondabstände entweder von Alpha im Widder oder Al-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

debaran im Stier vornimmt. Danach sitzt er im Schein seiner Reiselaterne und setzt die Resultate in seine Tabellen ein. Um ihn herum liegen die anderen und schlafen.

An den Abenden, an denen der Frachtsegler vor der Küste vor Anker geht, können sie außerdem kleine Expeditionen ins Land unternehmen und versuchen, Lebensmittel von der Bevölkerung zu kaufen. Teils, weil das Wasser sehr seicht ist, teils aus Angst vor Räubern gehen sie immer ein Stück vom Strand entfernt vor Anker und waten an Land, ohne Geld und mit so wenig Kleidung wie möglich, um bei einem Überfall nicht mehr als nötig zu verlieren. Der abenteuerlüsterne Forsskål, der bei diesen Streifzügen ins Ungewisse immer mitzukommen trachtet, erzählt, wie sie bald ärmliche Dörfer mit gewundenen, überdeckten Straßen und aus Strohmatten und Torf erbauten Häusern entdecken, bald einen Handel mit herumstreifenden Wüstenstämmen abschließen. Wenn sie sich über einen Kauf geeinigt haben, nehmen sie die Waren und einige Araber mit sich an Bord, laden sie zu Datteln ein und bezahlen. Im selben Augenblick, in dem man einen Handel abgeschlossen oder etwas zusammen gegessen hat, sind die Feindseligkeiten beendet. Das Recht der Gastfreundschaft tritt in Kraft. Bei einer anderen Gelegenheit waten sie an Land und sehen fünf, sechs Mann auf sich zulaufen. Die Männer haben nichts auf dem Kopf, haben aber das Haar wachsen lassen, das in langen Flechten über den Hals hängt. Ihre ganze Bekleidung besteht nur aus einem Lendenschurz, in den Händen haben sie lange Stöcke. Als Forsskål die Stöcke sieht, schneidet er gleich einige Stekken von einem Baum in der Nähe ab, damit auch sie etwas zum Verteidigen haben. Nun hält der Anführer der anderen vor ihnen an und steckt seinen Stock in den Sand. Der Schiffer versucht, ihn blitzschnell zu schnappen. Die Araber merken ihr Mißtrauen, werfen alle Waffen von sich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und schließen Frieden. Im gleichen Augenblick kommen die Frauen dazu, gekleidet in schwarze Säcke und mit schwarzen Schleiern über dem Kopf, die jedoch ihre Gesichter, die sie mit glückbringenden schwarzen Linien und Dreiecken bemalt haben, nicht bedecken. Von den Frauen kauft Forsskål saure Milch und ein wenig flüssige Butter, die sie in kleinen Fellsäcken aufbewahren. Am liebsten wäre den Frauen eine Bezahlung in Form von Bleiglanz (Galenit) oder anderem schwarzen Farbstoff, den sie als Schminke benutzen können, aber da die Europäer weder das eine noch das andere haben, müssen sie sich mit etwas frischgebackenem Durrabrot zufriedengeben, das sie, mit aufgestülpten Röcken hinauswatend, selbst holen.

Während sich solch große und kleine Begebenheiten abwechseln, geht es in dem vom Nordwind bestimmten Tempo südwärts. Sommerwolken und Meereshorizont, Datteln und Durrabrot, eine Ankerboje und Mondenschein. Am Weihnachtsabend 1762 ankern sie in Lee der Vulkaninsel Kotumbel. Weder Niebuhr noch Forsskål machen Bemerkungen wegen dieses Tages. Da war etwas Lotsengeld, das bezahlt werden mußte, und dann hat es bei der Bestimmung der Sonnenhöhe einige Schwierigkeiten gegeben. Niebuhr muß am Abend seine Beobachtungen durch Messung des Jupiter korrigieren. Das ist alles. Weihnachten gehört zu einer längst hinter ihnen versunkenen Welt. Aber nun ist es nicht mehr weit zur neuen, die die alte ersetzen soll. Als sie vier Tage später ihr Fernrohr nach Südost richten, sehen sie die Häuser von Loheia über dem Horizont auftauchen. Loheia ist die nördlichste Hafenstadt in Jemen.

Nun steigt die Spannung an Bord. Am Tage darauf erreichen sie die Stadt, aber es ist Ebbe, und sie müssen eine dänische Meile von der Küste entfernt vor Anker gehen. Nach dem Segelbergen geht der Schiffer an Land, um Ruderboote zu besorgen und zu erkunden, ob die Stadt sicher

oder ob es besser ist, die Reise bis zur nächsten Stadt fortzusetzen. Wenige Stunden später kommt er zurück, alles sieht gut aus, und der Dola oder Gouverneur der Stadt, Emir Farhan, bittet zu grüßen. Er ist ein großer Freund von Ausländern. Er würde die Reisenden gerne empfangen, er bittet sie, in Loheia seine Gäste zu sein. Er verspricht ihnen, sie durch seine eigenen Kamele weiter über Land nach Mokka bringen zu lassen. Außerdem ist einer der vornehmsten Händler der Stadt krank geworden, er braucht dringend ärztliche Hilfe und bittet sie gleichfalls eindringlich, an Land zu kommen. Er sendet Grüße und bietet ihnen freien Aufenthalt in einem seiner Häuser an.

Das hört sich alles sehr vertrauenerweckend an. Nach einer kurzen Beratung beschließen die Expeditionsteilnehmer, die guten Angebote anzunehmen und die Seefahrt hier in Loheia abzubrechen, um über Land weiter nach Mokka zu reisen. Der höfliche Kaufmannssohn, den sie von Dschidda mitgenommen hatten, will mit dem Schiff weiterreisen und schlägt vor, die Kisten und Kästen mit ihren Sammlungen mit nach Mokka zu nehmen und sie dort im Zoll bis zu ihrer eigenen Ankunft zu deponieren. Forsskål und Niebuhr, die nicht wissen können, worauf er hinauswill, scheint dies eine viel bessere Lösung als der Transport der Sachen über Land. Sie danken Ismael Salech viele Male und vertrauen ihm ihre unersetzlichen Kisten an. Als das Gepäck umgestapelt ist, ertönt ein begeisterter Schrei. Es ist Kramer, der unter die Bodenbretter fassen und die in Dschidda verlorene Uhr herausfischen konnte. Nicht ein Tropfen Wasser war in ihrem geringgeachteten »Schneiderboot«, die Uhr ist unbeschädigt. Ein gutes Zeichen löst das andere ab. Gute Laune auf der ganzen Linie, als die Gesellschaft sich von dem Schiffer und dem lächelnden Ismael Salech verabschiedet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Das Land Jemen war bereits ein altes Reich, als Alexander es Εὐδαίμων Ἀραβία nannte. Mehr als ein halbes Jahrtausend, ehe der zweiunddreißigjährige Reiterkönig durch ein Fieber hingemäht wird, ohne sein Glücksland erobert zu haben, blühte hier die minäische Kultur, die ihren ungeheuren Reichtum aus dem Handel zwischen dem Orient und dem Mittelmeer bezog. Indische Schiffe löschten ihre Waren in den Hafenstädten, wo minäische Kaufleute sie zusammen mit den eigenen Produkten des Landes, Räucherwerk, Balsam und Myrrhen, mit Karawanen nach Gaza weitersandten. Prachtstädte schossen empor, das Reich wuchs und erstreckte sich bald bis an Palästinas Grenzen. Im Jahre 700 v. Chr. kommt der Untergang, die Minäer gehen zu Grunde, aber ihr Reichtum verschwindet nicht. Sie werden abgelöst von den Sabäern, die die strahlenden Prachtstädte Sirwah und Marib bauen und mit der Königin von Saba ein Symbol ihres Überflusses zu dem klugen König Salomon und in die Religionsstunde eines jeden Kindes senden. Die Sage vom Glücklichen Arabien reicht mit ihren Wurzeln weit in die Geschichte zurück. Die Ptolemäer in Ägypten nehmen die Seefahrt auf dem Roten Meer auf, so daß die Karawanen überflüssig werden. Das Reich der Sabäer stürzt zusammen, Sirwah und Marib werden eine Anhäufung verwehter Sandhügel in der Wüste. Alexander hält sich fern, aber die Nabatäer kommen, die Himjariten. Die Mohammedaner schicken ihre schnellen und grausamen Reiter über die Wüstenebene am Meer. Aber die Sage vom Glück kann keiner einholen und niederschießen, sie steigt unangefochten auf aus den Verwüstungen wie Lerchensang über Brandstätten. Das Land, in dem Männer getötet, Frauen vergewaltigt und Kinder als Sklaven entführt werden, wird kein Schreckensbild für

die Welt. Es bleibt das Paradies auf Erden. Die Hoffnung legt weiterhin in den versandeten Häfen an, wo man einstmals die Reichtümer des Orients löschte. Jemen heißt nach wie vor das Glückliche Arabien.

Warum?

Die geographischen Verhältnisse des Landes bringen uns der Antwort nicht näher. Jemen besteht aus zwei Teilen, der langgestreckten, flachen Wüstenebene Tehama, die sich am Meere entlang von Mokka im Süden bis Loheia im Norden ausbreitet, und aus dem bergigen, fruchtbaren Hinterland mit der Hauptstadt Sana, die mit Mokka und Loheia ein ungefähr gleichseitiges Dreieck bildet. Stellt man sich einen Kreis durch die drei Städte gezogen vor, wird sein Mittelpunkt ungefähr auf Beit el-Fakih fallen, mitten in der Tehama-Wüste als ein Sammelpunkt für die Waren, die von den reichen Bergen um Sana herunterkommen und hier zwischen den Hafenstädten Mokka und Loheia verteilt werden, errichtet. Es ist, um der Wahrheit die Ehre zu geben, fast kein Räucherwerk und Balsam unter diesen Waren. Die Zeiten sind vorbei. Aber es gibt Besseres als Räucherwerk und Balsam. Da ist Tabak, da ist Kaffee. In einem gleichmäßigen Strom kommen Karawanen nach Tehama herunter, die Kamele sind beladen mit Kaffeebohnen, die Esel mit Tabakblättern. In Beit el-Fakih treffen sie die Wüste, über die der Nordwind hinfegt, ohne auf einen Grashalm zu treffen. Während jeden Sommer oben in den Bergen Regenzeit ist, fällt nicht ein Tropfen Wasser in Tehama, wo die Temperatur dagegen solche Höhen erreicht, daß die Flüsse, die nach dem Regen von den Bergen herunterströmen, buchstäblich verdampfen, ehe sie das Meer erreichen. Im Winter ist die Luft trocken und leicht, aber im Sommer wird das Klima trotz Regenmangel feucht und ungesund, ein Dampfbad, in dem sich die Menschen Monat auf Monat erschöpfen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ohne Kräfte zum Essen, ohne Trinkwasser, ihren Durst zu löschen. Das Durchschnittsalter ist niedrig, die Kindersterblichkeit ungeheuer. Nur die wenigsten Länder weisen genau so viele jährliche Todesfälle durch Gelbsucht, Dysenterie und Malaria auf wie dieses Paradies auf Erden. Das ist Jemens Schicksal. Als die Invasionstruppen schließlich ausbleiben, weil nichts mehr zu holen war, ziehen Krankheiten ein, als wäre es nun an ihnen, das Land zu erobern. Trotzdem wird Jemen immer noch das Glückliche Arabien genannt.

Warum?

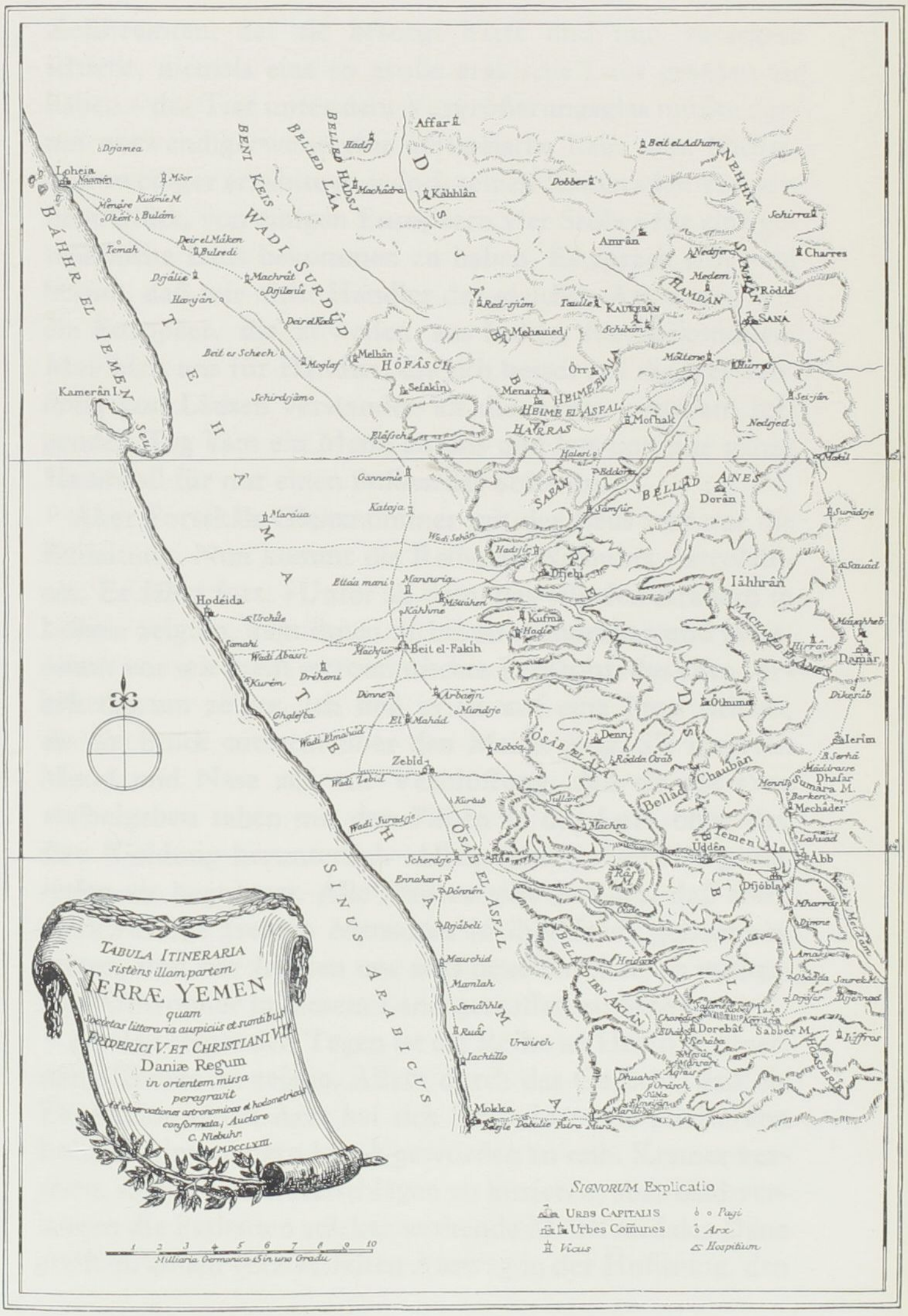
Dieses Land und diese Frage erreicht die dänische Expedition am Abend des 29. Dezember 1762. Die Nachrichten aus Loheia, die der Schiffer ihnen auf den Frachtsegler brachte, der Gouverneur, der sie willkommen heißt, und der reiche Kaufmann, der ihnen eines seiner Häuser anbietet, haben sie mit großen Erwartungen erfüllt. Sie werden nicht enttäuscht. Als sie an Land gehen, empfängt sie der Kaufmann persönlich am Kai, sorgt dafür, daß sie ohne Beschwerden durch den Zoll kommen, und führt sie zu dem Steinhaus, das er ihnen zur Verfügung stellen will. Kurz danach übergibt ihnen ein Bote von Emir Farhan ein prächtiges lebendes Schaf als Willkommensgeschenk, zusammen mit einem Brief, in dem der Gouverneur sie aufs neue bittet, sich als seine Gäste zu betrachten, und ihnen versichert, daß sie willkommen sind und sich in dieser Hafenstadt des Imam in vollständiger Sicherheit aufhalten können, so lange sie wollen. Da ihre Küchengeräte immer noch an Bord des Schiffes sind, sendet ihnen der Kaufmann eine verschwenderische Mahlzeit, die ihnen nach der langen Zeit mit Datteln und Durrabrot außerordentlich gut schmeckt. Sowohl der Kaufmann als auch der Gouverneur erbieten sich, mit dem Schiffer abzurechnen und die Fracht von Dschidda aus zu bezahlen. Als Kassenwart der Expe-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dition muß Niebuhr dieses Angebot dankend ablehnen, fragt sich aber in seinem Tagebuch, ob eine Gesellschaft reisender Araber in Europa wohl von seiten der örtlichen Bevölkerung ein entsprechendes Angebot erwarten könnte; die arabische Gastfreundschaft überwältigt den bescheidenen Astronomen, der nicht zu fordern gewöhnt ist. »Wir freuten uns sehr darüber, die Araber immer entgegenkommender zu finden, je mehr wir uns von Ägypten entfernten, und besonders gefiel uns, daß die Einwohner dieses Landes, des Hauptziels unserer Reise, uns gleich zu Beginn so höflich empfingen«, schreibt er am ersten Abend in Loheia in sein Tagebuch.

Am folgenden Tag soll der Teil ihrer Kisten, die sie nicht mit Ismael Salech nach Mokka senden, durch den Zoll gebracht werden. Sie fürchten ein mißtrauisches Durchsuchen ihrer Ausrüstung, aber nun kommt Emir Farhan selbst und ordnet an, den Europäern alle Kisten ungeöffnet auszuliefern. Da sie jedoch merken, daß der Emir gern ihre Instrumente sehen würde, suchen sie verschiedene Dinge aus den Kisten hervor, von denen sie glauben, daß sie ihn und die anderen Araber, die sich um sie gesammelt haben, interessieren könnten. Es beginnt damit, daß Forsskål sein Vergrößerungsglas hervorzieht und den Arabern dessen Funktion erklärt. Selbst erzählt er nichts von der Episode in seinem Tagebuch, wieder ist es Niebuhrs Blick für das Humoristische, der die Situation einfängt: »Herr Forsskål bat nun die Zollbeamten, ihm eine lebende Laus zu besorgen. Aber diese nahmen es übel, daß ein Europäer solches Ungeziefer an ihnen für selbstverständlich hielt. Als er ihnen jedoch einige Stüber für das Tier versprach, konnte es bald einer von ihnen herbeischaffen. Nichts entzückte den Emir mehr, als diese Laus so enorm groß werden zu sehen. Alle Anwesenden betrachteten sie der Reihe nach, und zum Schluß zeigte man sie dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



CARSTEN NIEBUHRS KARTE VON JEMEN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zollbeamten, der sie besorgt hatte und nun verärgert schwor, niemals eine so große arabische Laus gesehen zu haben – das Tier unter dem Vergrößerungsglas müßte darum notwendigerweise eine europäische Laus sein. Nichtsdestoweniger erzählte er jedoch seinen Kameraden von seinem Glück, von einigen Europäern vier Stüber für eine gewöhnliche Laus bekommen zu haben. Es sprach sich bald herum, daß wir nicht Händler der gleichen Art waren wie die Europäer, die zuweilen aus Indien hierherkommen. Man hielt uns für Händler, die sich besser auf die Verwendung von Läusen verstanden als die Araber, und am folgenden Tag kam ein Mann zu uns und bot uns eine ganze Handvoll für nur einen Stüber das Stück an.«

Aber Forsskåls Glanznummer mit der Laus war nur die Einleitung. Nun kommt die Reihe an Niebuhrs Astrolabium. Er fährt fort: »Unter all dem, das wir den Arabern in Loheia zeigten, kam ihnen nichts so wunderbar und interessant vor wie mein astronomisches Fernrohr, das alles verkehrtherum zeigte. Ich ließ es sie auf eine Frau richten, die ein Stück entfernt über den Markt ging. Sie sperrten Mund und Nase auf vor Verblüffung, daß sie die Frau vorbeigehen sahen mit den Füßen in der Luft, ohne daß ihre Kleidung herunterfiel. ›Allah akbar‹, ›Gott ist groß‹, riefen sie begeistert. Alle freuten sich darüber, daß solch merkwürdige fremde Menschen in ihre Stadt gekommen waren, und wir freuten uns aufs neue darüber, so gutherzige Einwohner in diesem Land getroffen zu haben.«

An den folgenden Tagen ist die Reihe an Herrn Kramer, seine Künste zu zeigen. Allein durch das Gerücht, daß die Expedition einen Arzt bei sich hat, schien die Hälfte von Loheias Einwohnern krank geworden zu sein. Kramer versucht, sie mit guten Ratschlägen zu kurieren, aber bald verlangen die Patienten stärker wirkende Mittel und der Däne greift zu einem verzweifelten Ausweg in der Hoffnung, den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zustrom herabzusetzen, aber mit dem Ergebnis, daß er größer wurde als je zuvor. Niebuhr berichtet: »Nichts machte Dr. Kramer so berühmt wie ein Brechmittel, daß er dem Bas-kateb gegeben hatte. Das wirkte sowohl oben als auch unten so gewaltig, daß der arme Mann sehr krank wurde. Aber da die Araber immer das stärkste Abführmittel bevorzugen, fanden sich seitdem viele Menschen ein und verlangten nach dem gleichen wirkungsvollen Pulver, das unseren Bas-kateb außer Gefecht gesetzt hatte.«

In den ersten Tagen nach Ankunft der Expedition in Loheia ist der Hofplatz ihres Hauses dicht besät mit neugierigen Arabern, und obwohl sie alle sehr höflich sind, werden sie auf Grund ihres Dranges, alles ungewöhnlich zu finden, den Europäern ein wenig lästig. Zum Schluß muß Niebuhr einen Pförtner anstellen und ihn beauftragen, niemanden hereinzulassen, der nicht mit einem bestimmten Anliegen kommt. Nun soll gearbeitet werden. Kramer legt das Brechmittel aufs Regal und kümmert sich ernsthaft um ihren reichen Wohltäter, und von Haven nimmt seine so schwer zu definierenden Sprachstudien wieder auf, wobei er Bernstorff mitteilt: daß »ich die philologischen Forschungen, die man von mir erwartet, ja nicht unreif nach Hause senden kann, sobald ich die eine oder andere gemacht habe. Ich muß Zeit haben, sie nachzuprüfen, und will erwägen, ob ihr natürlicher Platz nicht in einem gesammelten Memorandum wäre.«

Während von Haven derlei Erwägungen anstellt, liegt der Hauptteil der Arbeitsbürde der Expedition wie gewöhnlich auf Niebuhr und Forsskål. Der erstere hat mit seiner Beschreibung der Stadt begonnen, ihrer Geschichte, Lage und Handel. Täglich durchwandert er das lärmerfüllte Marktviertel mit den Häusern aus Strohmatten und den winkligen Straßen, wo Tischler und Drechsler, auf der Erde sitzend, ihre Holzsachen bearbeiten, während

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Sonnenstreifen durch die Ritzen im Dach auf ihre Geräte fallen. Niemand belästigt ihn, zum ersten Mal kann er mit seinem Astrolabium und dem Kompaß ohne das Risiko eines Überfalles arbeiten, und die Karte von Loheia, Eckstein der Arbeit, die später in seiner berühmten Jemen-Karte gipfelt, wird seine bis jetzt genaueste.

Die günstigen Arbeitsverhältnisse haben auch Forsskål seine alte Energie zurückgegeben, die Müdigkeit von Dschidda ist verflogen, und seine Aktivität in Loheia ist größer als je zuvor. Aufs neue füllt sich sein Tagebuch mit Berichten über Maße, Gewichte, Münzsysteme, Wechselkurse und Warenpapiere. Er geht auf die Geschichte der Stadt ein und entdeckt, daß sie häufig von feindlichen Wüstenstämmen überfallen und niedergebrannt wurde, wobei die Bewohner auf den Inseln vor der Küste Unterschlupf fanden, weil die Eroberer keine Boote besaßen. Auch die Rechtspflege interessiert den Doktor der Philosophie. Er entsetzt sich über die Blutrache, nach der Verwandte eines mehrfachen Mörders fürchten müssen, für dessen Morde getötet zu werden, obgleich sie an den Morden, die mit ihrem Tod gerächt werden, keinerlei Anteil haben. Als Gegensatz zu diesen rohen Sitten fesseln Forsskål die indischen Banjans, von denen viele in der Stadt leben, und die nicht das kleinste Insekt töten wollen, weil sie an Seelenwanderung glauben. Forsskål schildert, daß sie lebende Fische aufkaufen und ins Meer zurückwerfen. Sie müssen den doppelten Preis bezahlen, weil die Fischer ihren Glauben kennen.

Die Botanik interessiert Forsskål natürlich am meisten. Genau wie in Kairo, aber diesmal als einziger der Expeditionsteilnehmer, unternimmt er lange Exkursionen in die Umgebung, zuerst versuchsweise zu dem naheliegenden Dorf Náaman, später weiter weg nach Kudmie und schließlich bis ganz hinauf nach Möor, das am Ende der Wüste und

am Beginn des fruchtbaren Teils des Landes liegt. Tagelang reitet er auf seinem Esel zwischen den mit Indigo-Pflanzen und Basilie-Wurzeln bestellten Äckern herum, folgt den Lehmwegen zwischen den Feldern mit der mannshohen Negerhirse, wo der Bauer oben in einem Tamariskenbaum mitten im Feld sitzt und schrille Musik macht, um die Vögel von der fast reifen Saat zu vertreiben. Nirgends ist er Drohungen oder Belästigungen ausgesetzt. Für Forsskål, der sich bisher, wie er an Linné schreibt, »darein finden mußte, die Pflanzen zu studieren und gleichzeitig zu räubern«, ist es eine wahre Befreiung, im Jemen genau so friedlich und ungehindert botanisieren zu können wie zu Hause in Schweden. Er kehrt mit mehr als hundert neuen Pflanzenfunden nach Loheia zurück und ist voll Lobes über die Bevölkerung des Landes.

Die anderen geben ihm recht. Dieses Land ist ungewöhnlich. An keiner anderen Stelle ihrer langen Reise haben sie gleiches Wohlwollen angetroffen. Jeder einzelne der Teilnehmer kann neue Beispiele von dem Entgegenkommen und der Herzlichkeit der Einwohner beibringen, wenn sie an den lauen Winterabenden draußen auf dem Hofplatz sitzen und das Wetter milder ist als im Sommer im Norden. Aus den Tagebüchern ist zu ersehen, wie sich unter den Teilnehmern eine versöhnliche Stimmung ausbreitet. Die friedlichen Verhältnisse um sie herum scheinen auch ihre eigenen Konflikte zu glätten und den Nährboden für eine heitere Vertraulichkeit zu schaffen. Zwei lange Jahre sind vergangen, man kennt die gegenseitigen Schwächen so gut, daß man sie fast zu vergessen beginnt, und nun, da man das Land, das das Ziel aller Anstrengungen war, erreicht hat, werden sie wie langerwartete Gäste empfangen, wie alte Freunde, die endlich in ihre richtige Heimat zurückkehren! Carsten Niebuhr schreibt: »Da es uns in Loheia so gut ging, holten Baurenfeind und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ich unsere Violinen hervor und spielten am Abend einige Duette zusammen.« Man stelle sich die Szene vor : die Sterne über dem Hofplatz, Niebuhr und Baurenfeind im Staub stehend, der sich weich wie ein Teppich anfühlt, Wachslichter, die sie in Behelfshalter gesteckt haben und die unbeweglich in dem lauen Abend brennen, während die Männer für die anderen, die zurückgelehnt auf Lehmbänken sitzen und Pfeife rauchen, ein Duett spielen. Was für eine Musik erklingt an diesen stillen Abenden zwischen den niedrigen Lehmmauern in der fernen arabischen Wüstenstadt? Telemann? Vivaldi? Bach? Wir wissen es nicht; und doch sind diese Töne, die hier so kurz nach bitteren Streitigkeiten und so kurz vor dem noch bittereren Abschluß erklingen, auch für uns voller Reiz.

Aber die Nachbarn hören Niebuhrs und Baurenfeinds merkwürdige Musik. Und die Leute, die draußen auf den stillen Straßen vorbeigehen, hören sie. Bald verbreitet sich das Gerücht in der Stadt, die Fremden hätten außer ihren anderen ungewöhnlichen Eigenschaften auch die Fähigkeit, die wunderlichste Musik hervorzubringen. Ein alter, reicher Kaufmann hört davon, sendet einen Boten zu der Expedition und bittet die Fremden, mit ihren Violinen zu seinem Haus zu kommen und für ihn zu spielen. Dazu haben Niebuhr und Baurenfeind jedoch wenig Lust. Sie wissen, daß Leute, die sich mit Musik abgeben, von den Mohammedanern nicht sehr geachtet werden, und lehnen die Einladung des reichen Herrn ab. Es vergehen einige Tage, dann findet er sich selbst in ihrem Haus ein. Er ist so gebrechlich, daß er nicht gehen kann, da er aber sehr gerne mit den Europäern sprechen und ihre Musik hören will, hatte er sich auf seinen Esel setzen lassen und wartet nun vor ihrer Tür, auf jeder Seite von einem Diener im Sattel gestützt. Die Expeditionsteilnehmer bitten ihn herein. Niebuhr und Baurenfeind entzünden die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Wachslichter in ihren Behelfshaltern und spielen einige melancholische Stücke für ihn, da sie wissen, daß den Arabern das Verstehen ernster Musik leichter fällt als lustiger. Danach serviert Berggren Kaffee, es kommt ein Gespräch in Gang. Sie sprechen über Europa und Orient, Christentum und Islam, und zum Schluß beginnt der alte Mann aus seinem Leben zu erzählen.

Carsten Niebuhr notiert in seinem Tagebuch: »Er war niemals richtig verheiratet, sagte er zu uns, aber er rühmte sich uns gegenüber doch, eine große Anzahl Frauen ihrer Unschuld beraubt zu haben (wenn ich mich recht erinnere, waren es achtundachtzig, die er danach an andere verheiratet oder denen er die Freiheit zurückgegeben hatte). Seit einiger Zeit, sagte er weiter, hatte er zwei neue junge und schöne Sklavinnen im Haus, und er wünschte sehnlichst, imstande zu sein, mit ihnen das gleiche zu tun. Er bot daher unserem Medicus eine ansehnliche Summe, wenn er ihm mit seiner ärztlichen Kunst Stärke für dieses Vorhaben geben könnte.«

Wir ersehen aus Niebuhrs Tagebuch, daß Kramer in Loheia solchen Problemen nicht zum ersten Mal gegenübersteht. Niebuhr fährt fort: »Ein anderer der reichen Kaufleute in Loheia ist in derselben Verlegenheit. Er scheint zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt zu sein. Er bot unserem Medicus hundert Speziestaler an, wenn er ihn zu nur einem einzigen Besuch bei zwei jungen Sklavinnen tauglich machen könnte, die bisher vergeblich versucht hatten, seine Liebe zu gewinnen. Aber er hat bereits so viele Dinge versucht, die er sich von englischen Wunderärzten verschafft hat, und damit seine Kräfte in einem solchen Umfang erschöpft, daß Herr Kramer nichts bei ihm ausrichten konnte.«

Carsten Niebuhr schildert die Probleme der beiden Herren mit verborgener Ironie. Aber wir können davon ausgehen, daß Kramer die Sache anders ansah. Er ist nicht iro-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nisch. Er ist begeistert. Wo auf Erden findet man sonst ein Land, in dem alle Patienten anscheinend nur solche Probleme haben? Für den jungen, arbeitsscheuen Medicus gibt es keinen Zweifel mehr. Nun sind sie wirklich im Glücklichen Arabien.

Die anderen Mitglieder der Expedition denken dasselbe, wenn auch aus einem anderen Beweggrund. Alle Zeugenaussagen in dieser Hinsicht stimmen überein. Niebuhr und Baurenfeind vertreiben sich die Abende mit Violinspiel. Peter Forsskål schreibt in sein Tagebuch, »daß wir nach dem Empfang, den wir in Loheia bekamen, es nicht vermeiden konnten, uns große Hoffnungen über einen glücklichen Beginn im Glücklichen Arabien zu machen.« Sogar der schwierige von Haven ist zufrieden. Er schreibt an Monsieur de Bernstorff: »Wir haben erfahren, mit welcher Liebenswürdigkeit und mit welch guten Manieren Europäer in *l'Arabie heureuse* empfangen werden, und auch die einfache Bevölkerung wirkt wohlwollend, ruhig und weit entfernt von jeder Brutalität.« Am gleichen Tag heißt es in einem Brief an Monsieur le Comte de Moltke, daß »wir endlich in *l'Arabie heureuse* angekommen sind und ein im ganzen gut geordnetes Land gefunden haben; wir sind recht günstig empfangen worden und wir befinden uns unter den Arabern hier viel besser als unter den Arabern in Ägypten.« Das sprechendste Zeugnis für von Havens Zufriedenheit mit dem neuen Land ist jedoch indirekt. Jahrelang haben wir den ängstlichen Professor alle möglichen Tricks in bezug auf Verzögerung und wenn möglich Verhinderung der gefährlichen Reise versuchen sehen. In den beiden letzten Briefen an Bernstorff und Moltke sind andere Töne zu hören. Von Haven hat nun keine weiteren Theorien über die Unmöglichkeit, in das Glückliche Arabien einzudringen. Er erklärt, daß er zwei Jahre im Lande zu bleiben beabsichtige.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Auch der Diener Berggren, der bisher hinter den Beschäftigungen und Intrigen der anderen ein anonymes Dasein fristete, hat während des Aufenthaltes in Loheia Erfolg, wie wir aus den Papieren der anderen ersehen können. Dr. Kramer hat die Behandlung eines der kranken Pferde des Emirs aufgeben müssen, woraufhin es Berggren mit seinen Erfahrungen aus dem Husarenregiment im Krieg gegen Preußen glückte, das Tier zu kurieren. Die Begeisterung des Emirs kennt keine Grenzen. Er verbreitet, daß die dänische Expedition mit Kramer und Berggren zwei Ärzte habe, der eine genauso hervorragend wie der andere.

Wenn so viele gleichlautende Zeugnisse vorliegen, dürfen wir davon ausgehen, daß keiner der Teilnehmer länger im Zweifel über die gerechte Begründung für Jemens merkwürdigen Namen ist, als sich die dänische Expedition Mitte Februar 1763 darauf vorbereitet, durch die Tehama-Wüste nach Beit el-Fakih zu reiten.

Offen bleibt noch die Frage des richtigen Abschiedsgeschenkes an den Emir Farhan. Die Expeditionsteilnehmer einigen sich, ihrem Wohltäter eine Uhr zu überreichen und ihn darum zu bitten, ein Fernrohr, das er von ihnen geliehen hat, als sein Eigentum zu behalten. Als Gegenleistung erneuert Emir Farhan sein altes Angebot, die Kamele und Esel nach Beit el-Fakih zu bezahlen, aber erneut muß der Kassenmeister das Angebot höflich ablehnen. Sie sind nicht nach Arabien gekommen, um auf Kosten der Einwohner zu leben, sagt er. Am nächsten Tag steht vor ihrer Tür ein Bote von Emir Farhan und bittet darum, mit von Haven sprechen zu dürfen. Neben sich hält er einen prächtigen weißen Araberhengst. Von Haven kommt hinzu und sieht erschreckt vom Mann zu dem Tier und wieder zurück. Was um alles in der Welt soll das bedeuten? Dann verbeugt sich der Bote fast bis auf die Erde. Seine Exzellenz Emir

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Farhan läßt grüßen und bittet von Haven untertänigst, das Tier entgegenzunehmen und weiterzubefördern. Es ist ein kleines Geschenk von seiner Exzellenz für den Marstall Seiner Königlichen Majestät.

4.

Die Städte haben ihre Paläste und die Paläste ihre reichen Bewohner, die ihre Probleme haben mit ihren Pferden und ihren Sklavinnen. In der arabischen Wüste stehen die Menschen vor Sonnenaufgang auf. Es gilt, die Stunden auszunützen, da es hell, aber noch nicht zu heiß ist. Im Halbdunkel, lange ehe die Sonne aufgeht und den Tag in Brand setzt, hat der Araber bereits sein eigenes Feuer angezündet, hat sich davor hingehockt, ein glühendes Holzstück aus dem Feuer gefischt und oben auf seine Pfeife gelegt, während er darauf wartet, daß das Kaffeewasser kocht. Wenn der Kaffee fertig ist, gießt er ihn in kleine Tassen und reicht sie den anderen. Er gießt nur einen einzigen Mundvoll auf einmal ein. Wenn sie den getrunken haben, müssen sie die Tassen zurückreichen und bekommen einen neuen Schluck. Das ist das selbstverständliche Gesetz der Gastfreundschaft. Jemandem eine bis zum Rand gefüllte Tasse zu reichen, wäre eine Taktlosigkeit, als sagte man ›sieh, daß du fertig wirst und verschwinde!‹ Stattdessen läßt man sich Zeit, sitzt eine Weile mit der leeren Tasse in der Hand, reicht sie hin und bekommt noch einen Schluck. Inzwischen wird der Sonnenball sichtbar, klebt einen Augenblick am niedrigen Horizont und stößt sich dann mit einem Ruck ab. Anderes geschieht nicht. Kein Vogelgesang leitet den beginnenden Tag ein, keine Baumkronen geben das Sausen des Windes wieder. Die Stimme der Menschen ist an jedem Morgen das Erste und Einzige in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

der großen Stille da draußen. Alles hat sich gleichsam zurückgezogen, damit das eigene Leben besser hervortritt – die eigene Stimme in der Stille, die eigene Fußspur im warmen Sand. Das ist nicht viel und es wird bald verwischt sein. Das sieht man hier. Man ist fast nichts. Aber die Araber in der Wüste sind genügsam. Sie leben ihr Leben, wie sie ihren Kaffee trinken, und können sich mit wenigem zufrieden geben. Sie sind Gäste des Schicksals und finden es recht und billig, daß sie nicht Reichtum und Überfluß in den hingehaltenen Becher geschöpft bekommen. Das widerspräche dem Gesetz der Gastfreundschaft. Sonst würde es sein, als bäte sie das Schicksal, zu verschwinden. In der Wüste gibt es keine andere Definition des Lebens als Armut.

Diese Welt- und Lebensstimmung treffen die Reisenden an, als sie sich am 20. Februar 1763 über die weitgestreckte Sandebene von Tehama südwärts begeben. Was aus Frederiks V. Araberhengst geworden ist, meldet die Geschichte leider nicht. Aber er begleitet die Karawane nach Beit el-Fakih nicht. Die Reisenden reiten alle auf Eseln, während ihr Gepäck auf Kamele geladen ist, die jeden Morgen vorausgeschickt werden, da sie langsamer gehen als die Esel. Die Nächte bringen die Expeditionsteilnehmer in Dörfern zu, in denen bei ihrer Ankunft ein Schaf geschlachtet wird. Das ist ein Befehl von Emir Farhan, den die Führer an die Bauern des Dorfes weitergeben. Aber jeden Abend bringt Niebuhr in aller Stille die Rechnung mit dem Eigentümer in Ordnung. Er ist wohl weit in der Welt herumgekommen, aber nicht so weit, daß er vergessen hätte, was ein Schaf für eine Bauernfamilie im nordfriesischen Marschland bedeutet.

Damit sie so viel wie möglich vom Lande sehen können, und um Forsskål Gelegenheit für botanische Streifzüge zu geben, reiten sie an den Bergen entlang, statt den direk-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ten Wüstenweg über Maraua zu nehmen; erst am 25. Februar kommen sie nach Beit el-Fakih. Dort bringen sie ihre Sachen ins Zollhaus und liefern den Einführungsbrief an Ambar Seif ab, einen der vornehmsten Handelsleute der Stadt, der sie genau wie die Bewohner von Loheia mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfängt. Er sorgt dafür, daß ihr Gepäck sofort ungeöffnet durch den Zoll und zu einem Steinhaus gebracht wird, das er ihnen zur Verfügung stellt. Da sie nicht bis zum Abend auspacken und sich hier einrichten können, lädt er sie zum Essen in sein Haus ein. Alles geht von allein. Sie sind immer noch im Glücklichen Arabien.

Die Wüstenstadt Beit el-Fakih ist, wie schon erwähnt, ein Handelszentrum inmitten der flachen Sandebene, ungefähr vier Tagereisen von jeder der Ecken des Dreiecks Loheia, Mokka, Sana entfernt. Eine Tagereise ins Land hinein liegen die Kaffeeberge, und reist man anderthalb Tag in die andere Richtung, kommt man ans Meer zur Hafenstadt Hodeida. Die Kaffeehändler von Hedjaz, Ägypten, Syrien, der Türkei und Marokko, ja selbst von Persien und Indien unternehmen Einkaufsreisen nach Beit el-Fakih; und doch ist es weit davon entfernt, eine wohlhabende Stadt zu sein. Hier sind nur einige wenige Steinhäuser, der Hauptteil der Bevölkerung lebt in Strohhütten, die schlecht und recht an den engen staubigen Straßen errichtet sind, auf denen die Kamele der Kaffeehändler vorbeiziehen. Auf dem Markt findet man nur das Notwendigste, und die Stadt hat nur wenig Trinkwasser.

Die dänische Expedition macht sie auch nicht aus Gründen der Bequemlichkeit, sondern wegen ihrer zentralen Lage zum Hauptquartier. Mit Beit el-Fakih als Ausgangspunkt können die Teilnehmer nun jeder in seiner Richtung mit der Erforschung des Glücklichen Arabien beginnen. Während von Haven und Kramer zur Hafenstadt Hodeida

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

reisen und Forsskål in die reichhaltige Vegetation der Kaffeeberge nach Osten vordringt, unternimmt Carsten Niebuhr in der kommenden Zeit mit Beit el-Fakih als Hauptbasis eine Reihe langer Streifzüge in die Wüste, um systematisch die Grundlagen für seine große Jemen-Karte zu sammeln.

Schon auf der Reise nach Loheia hat er die umfangreiche Arbeit begonnen. Er geht auf die Art und Weise vor, mit der er während der Reise mit von Haven auf der Halbinsel Sinai experimentiert hat. Indem er zu Fuß neben seinem Esel hergeht, stellt er ein für alle Mal fest, daß das Tier durchschnittlich 1750 Doppelschritte in einer halben Stunde zurücklegt. Damit kennt er die Reisegeschwindigkeit und muß nun zur Bestimmung der Entfernung nur noch die Zeit, die er von einer Stelle zur anderen braucht, in Doppelschritte und Meilen umrechnen. Die Richtung des Weges legt er mit Hilfe eines Taschenkompasses fest. Mit einem so kleinen Instrument kann er keine genauen Winkelmessungen vornehmen, dagegen erlaubt es häufigere und unauffälligere Beobachtungen. Der flache Wüstenhorizont bildet einen ununterbrochenen Kreisbogen um ihn, der überall als fester Ausgangspunkt dienen kann, wenn er die Sonnenhöhe mit seinem Astrolabium berechnen will. Am Abend bringt er seine Beobachtungen zu Papier und verbessert die Wiedergabe der zurückgelegten Strecke durch weitere astronomische Beobachtungen des Sternenhimmels und durch Berechnung der Kompaßmißweisung, die er für dieses Gebiet mit 11°55' angesetzt hat.

Tag für Tag, Meile für Meile fügt er so neue Teilchen zu dem großen Puzzlespiel, das sich zu einer Landkarte des Jemen zusammenfügen soll; eine Pionierarbeit, die mehr als ein Jahrhundert lang die Grundlage für die europäische Erforschung des fernen Landes bildet. Die beiden großen Entdeckungsreisenden Harris und Palsgrave haben beide

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Niebuhrs Karte in der Satteltasche, als sie viele Jahre später in dieselbe Gegend eindringen. Der erstere schreibt in seinem Buch »Yemen«, daß ›niemand den Wert von Niebuhrs Arbeit überschätzen kann.‹ Der andere, der das Land genau hundert Jahre nach der dänischen Expedition durchreist, widmet sein Buch über die Reise dem Gedächtnis Niebuhrs – ›des Mannes, der Arabien erst für Europa öffnete.‹

Mit der Reise von Loheia ist jedoch nur eine einzige Linie auf der neuen Karte eingezeichnet. In Beit el-Fakih beginnt die eigentliche Arbeit, und in den folgenden Monaten finden wir Carsten Niebuhr fast immer auf seinem Esel irgendwo in der weiten Wüste. Der Hitze wegen reist man in Tehama gewöhnlich während der Nacht; da aber die Dunkelheit alle Beobachtungen unmöglich machen würde, müssen Niebuhr und seine arabischen Wegführer auf diese Annehmlichkeit verzichten und die heißen Tagesstunden ausnützen. Die Nächte bringen sie im Sand liegend zu, in ihre Mäntel gewickelt, den Sternenhimmel als Extramantel über sich. An anderen Abenden suchen sie sogenannte Mokkaias auf, ärmliche Kaffeehütten, in denen man seinen Vorrat an Trinkwasser ergänzen kann und etwas Kishr bekommt, ein teefarbenes Getränk, hergestellt aus den Schalen der Kaffeefrucht und ausgeschenkt in großen, unglasierten Tonkrügen in jeweils kleinen Portionen. An einzelnen, besonders glücklichen Tagen finden sie eine größere Herberge, eine sogenannte Mausale, wo sie mit anderen Reisenden zusammen in dem überfüllten und raucherfüllten Gemeinschaftsraum auf Lehmbänken schlafen können. Dort bekommen sie frischgebackenes Durrabrot und frische Kamelmilch, die so zähflüssig ist, daß sie in einem langen Faden hängen bleibt, wenn man einen Finger hineinsteckt und wieder herauszieht.

So vergeht ein Tag nach dem anderen unter demselben

unveränderten Himmel, in demselben unveränderten Sand. Dörfer mit Strohhütten und Eseln. Verschleierte Frauen, die aussehen, als seien sie alle einmal mit aller Kleidung in eine der großen Lehmwannen im Außenbezirk der Stadt, in denen Indigofarbe gemacht wird, getaucht worden. Im Tagebuch verfolgen wir die Reise von Tag zu Tag. Die meisten Etappen sind ganz ohne besondere Begebenheiten – wie jener Tag, an dem sie eine halbe Stunde nach Mitternacht bei einer Kaffeehütte ankommen »ohne mehr Bemerkenswertes gesehen zu haben als einen jungen Mann, der sechs Finger an jeder Hand hatte und sechs Zehen an jedem Fuß.« Die Dörfer ähneln sich alle, die Esel hinterlassen überall die gleiche Spur, nur Datum und Name wechseln. Am 7. März verläßt Niebuhr zum ersten Mal Beit el-Fakih und geht über Ghalefca zu den Dörfern an der Küste, die je aus rund zwanzig verstreuten Fischerhütten unter Dattelpalmen bestehen. In Hodeida stößt er auf von Haven und Kramer, die sich von einem Reichen der Hafenstadt bewirten lassen, aber »da er sich nicht durch Anstandsbesuche aufhalten lassen wollte«, verläßt er die Stadt schon am folgenden Tag, um über Machfur nach Beit el-Fakih zurückzureiten. Nur zwei Tage später, am 11. März, ist er wieder unterwegs. Diesmal geht die Reise über Dimne nach Zebid; das Frühjahr in der Wüste hat sich gemeldet, alle Talsenken, in denen sich etwas Feuchtigkeit angesammelt hat, sind mit winzig kleinen, fast unsichtbaren Blüten bedeckt. Die Mohammedaner haben ihre Grabsteine auf dem Friedhof neu mit Kalk angestrichen, und in einem Dorf zählt er mehr als sechshundert Tonkrüge mit Indigo. Dann geht es wieder zurück nach Beit el-Fakih. Nun ist das südwestliche Hinterland erforscht, und am 19. März zieht er nach Norden nach Kahme. Messen, berechnen, notieren, dem großen Puzzlespiel ein neues Teilchen hinzufügen. Seht, wie das Bild

langsam Form anzunehmen beginnt. Es besteht kein Zweifel, daß Niebuhr auf diesen langen Ritten durch den Frühling in Tehama seine schönste Zeit seit der Abreise von Kopenhagen erlebt. Er ist erfüllt von seiner Aufgabe. Seine Freude an der systematischen, ungestörten Arbeit, der Einsamkeit und der einfachen Lebensweise in dem offenen Horizont der Wüste ist so groß, daß er es nicht unterlassen kann, ausnahmsweise ein kleines Selbstporträt in die mehr routinemäßigen Beobachtungen imTagebuch einzufügen. Hier sehen wir gleichsam zum ersten Mal Carsten Niebuhr in ganzer Gestalt, so war er in der ersten glücklichen Zeit im Glücklichen Arabien.

»Ich traf keine größeren Vorbereitungen für die Reisen. Ich mietete einen Esel, der mich selbst und eine kleine Satteltasche mit etwas Wäsche und einigen Büchern tragen sollte. Mein ganzes Reisegepäck bestand in einem Turban, einem ärmellosen Übermantel und einem arabischen Rock, einigen Leinenhosen und einem Paar Pantoffeln. Wenn man auch in Tehama nicht fürchten muß, von Räubern überfallen zu werden, ist man doch immer bewaffnet,wenn man auf Reisen geht. Ich hatte einen Säbel unter dem einen Arm hängen und ein Paar Pistolen im Gürtel. Mein Eselstreiber, der gleichzeitig mein Führer und Diener war und mir zu Fuß folgte, hatte außer seinem breiten Messer einen Säbel und einen Schild. Eine alte Decke diente mir am Tag als Satteldecke, am Abend als Stuhl und Tisch und während der Nacht als Bett. Den großen Schal, den die Araber tragen, um sich vor der Sonne zu schützen, legte ich während der Nacht über mich. Ein Tonkrug mit Wasser hing an einem Haken unter dem Sattel. Ein Araber würde außerdem seine Khiddre, seine Tabakspfeife, in einem kleinen Lederbeutel mitgenommen haben, aber sie konnte ich entbehren, da ich mir angewöhnt hatte, so wenig zu rauchen, daß ich es nicht vermißte. Ich hatte mich

bereits seit einiger Zeit bemüht, arabisch zu leben und brauchte daher weder Messer, noch Gabel oder Löffel. Wer sich damit abfinden kann, auf diese Art zu reisen, und zufrieden ist, auch wenn er am Abend nur etwas trockenes Durrabrot in einer Kaffeetüte findet, wird genauso viel Freude an einer Reise in Jemen haben wie ich selbst. Die vornehmen Araber reisen viel komfortabler. Das beansprucht jedoch nicht nur mehr Geld; man muß sich auch mit mehr Ärgerlichkeiten herumschlagen bei den vielen Dienern, und schließlich reist ein reicher Mann ja nicht genauso sicher wie ein Mann, von dem angenommen wird, daß er nichts hat.«

Nichts zu haben und nichts zu sein: die Definition des Menschenlebens in der Wüste war nichts Neues für Carsten Niebuhr. Gleich von Beginn an hatte er die hohen Titel ausgeschlagen, die von Haven und Forsskål für ihre Teilnahme an der Expedition zur Bedingung machten. Er wollte nicht Professor sein, er verlangte keine lebenslängliche Pension und fühlte sich nicht zum Expeditionsleiter berufen. Endlich stand er bewußt außerhalb der Machtkämpfe zwischen den beiden ehrgeizigen Männern. In der Wüste mußten sie sowieso auf all ihre Privilegien verzichten, sich wie Araber kleiden und deren ärmliches Leben teilen. Hier würden Reichtum und Titel eine genauso unpassende Kleidung sein wie europäische Anzüge. Es war nicht Affektiertheit von Niebuhrs Seite, es war eine einfache Voraussetzung, um die Aufgabe zu lösen, die er sich vorgenommen hatte. Wer sehen will, muß selbst fast unsichtbar sein; wer sich erinnern will, muß unbemerkt und vergessen leben. In Tehamas Kaffeehütten übernachtet Niebuhr zusammen mit armen Wüstenbauern, die nicht ahnen, daß er dabei ist, eine Landkarte zu machen. Er ähnelt selbst einem Wüstenbauern, er ist gekleidet wie sie, er spricht ihre Sprache, teilt ihr Durrabrot, ihre Felldecke

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

auf der Lehmbank, ihren scharfen Schweißgeruch. Sie reichen ihm ihr Kishr, einen einzigen Mundvoll auf einmal, er hört ihren Geschichten zu, sieht ihre ernsthaften Augen, die an den Lippen des Erzählers hängen, und ihr Hingerissensein, wenn er zur Pointe kommt; mehr als jemals vorher geht es ihm auf, daß der Weg nach oben bedeutungslos ist. Die Wahrheit liegt auf der Erde zu unseren Füßen. Esel und Menschen trampeln über sie hin und beschmutzen sie, aber das ist unwesentlich, sie bleibt auf der Erde liegen, sie ist auf eine besondere Art die Erde selbst, unter uns ausgespannt als ein Sicherheitsnetz, tiefer als bis zu ihr können wir niemals fallen. Darum besteht kein Grund zur Furcht. Es gibt keine Niederlage.

5.

Während Niebuhr seine langen Streifzüge in Tehama unternimmt, ist Forsskål nach oben in die Kaffeeberge, die eine Tagereise östlich von Beit el-Fakih liegen, gezogen; auch für ihn wird der Monat März zur glücklichsten Zeit während der ganzen Reise. Wie Niebuhr hat er einen arabischen Führer bei sich und verbringt die Tage mit langen Touren zwischen den Dörfern Hadie, Bulgose, Mokaja und Kusma. Das Klima hier oben ist viel angenehmer als in dem trockenen, verdorrten Tehama, und Forsskål, der mehr als ein Jahr in fast steriler Wüste botanisieren mußte, findet hier einen einzigartigen, fruchtbaren und abwechslungsreichen Pflanzenwuchs. Die Berghänge sind mit großen Wäldern bedeckt; zwischen ihnen findet er kühle Täler mit Farn, Orchideen und vielen Pflanzenarten, die ihm völlig unbekannt sind, und überall ist er von dem starken Duft aus den Kaffeeplantagen umgeben, in denen die Bäume blühen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Während eines kurzen Besuches in Beit el-Fakih schildert er die Gegend so verlockend, daß Baurenfeind und Kramer mit nach oben ziehen. Der erstere macht eine Reihe von Zeichnungen der Berglanddörfer und Kaffeefarmen. Das liegt in seiner Natur, Baurenfeind ist immer fleißig. Aber was unternimmt Kramer? Wir können die Quellen drehen und wenden, wie wir wollen, es bleibt kein Zweifel: Carl Christian Kramer begleitet Forsskål auf seinen Wanderungen und hilft ihm eifrig beim Sammeln der fremdartigen Pflanzen. Es zeigt sich, daß die beiden Männer ausgezeichnet zusammen im Geschirr gehen, und daß Kramer gar kein schlechter Assistent ist. So weit ist es gekommen. Sogar der Hauptgrund für den geifernden Kampf zwischen Kratzenstein und Forsskål in Kopenhagen wurde hier im Glücklichen Arabien auf ein Nichts reduziert. An diesem Punkte der Entwicklung kann es uns deshalb nicht wundern, daß Niebuhr bei seiner Heimkehr aus Kahme das Hauptquartier in Beit el-Fakih leer findet. Sogar Professor von Haven ist mit sich einig geworden, daß er ebensogut in die Kaffeeberge reisen und es sich zusammen mit Forsskål, Kramer und Baurenfeind wohl ergehen lassen kann! Niebuhr beeilt sich, den Esel wieder zu satteln, und reitet gleichfalls nach oben, um bei seinen Reisegefährten ein paar dringend benötigte Ferientage einzulegen. Die Araber nehmen sie freundlich auf. Es wundert sie nur, daß Europäer von so weit herkommen, wenn sie nicht einmal Kaffeehändler sind. Sie können nicht verstehen, weshalb man so viel Geld ausgibt, ohne damit etwas zu verdienen, und es entsteht das Gerücht, daß die Europäer Gold machen können. Darum streift Forsskål immer in den Bergen herum, er sucht nach einer bestimmten Wurzel, die er zur Herstellung braucht. Darum studiert Niebuhr jedenAbend den Sternenhimmel. Er versteht sich auf heimliche Künste. So weit die Araber. Aber die dänische Expedition fin-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

det kein Gold im Glücklichen Arabien. Sie findet nur Frieden. Die Versöhnung, für die es schon in Loheia Anzeichen gab, vollendet sich nun oben in den fruchtbaren Bergtälern, die in dieser Beziehung dem Paradies auf Erden ähneln. Zum ersten Mal sind alle Expeditionsteilnehmer auf diesem Ausflug ausschließlich aus dem Grunde vereint, um beieinander zu sein.

Als sie nach den Ruhetagen wieder nach Beit el-Fakih zurückkehren, muß Niebuhr wieder an seiner Landkarte arbeiten. Ihm fehlt noch die Gegend südöstlich der Stadt, und er schlägt Peter Forsskål vor, daß sie zusammen eine lange Exkursion zur Stadt Tais unternehmen, die in den Bergen liegt, fünf Tagereisen südöstlich von Beit el-Fakih und ein paar Tagereisen nordöstlich von Mokka. Sie reisen hauptsächlich durch Berggebiete, und Forsskål hat sich während seiner Wanderungen in den Kaffeebergen mit dem Dialekt, der hier gesprochen wird und sich von der Sprache in Tehama stark unterscheidet, vertraut gemacht. Darum will Niebuhr ihn gern bei sich haben. Forsskål sagt sofort zu, sie mieten zwei Esel, und am 26. März verlassen sie Beit el-Fakih, um den langen Weg über Uddén und Djöbla nach Tais zu reiten. Forsskål sammelt Pflanzen. Niebuhr fügt neue Teilchen zu seinem Puzzlespiel. Außerdem messen sie täglich die Temperatur; Niebuhr hat Baurenfeind gebeten, dasselbe in Beit el-Fakih zu tun, damit sie sich auf diese Weise eine Grundlage für einen Vergleich des Klimas in der Wüste und in den Bergen schaffen können. Überall versuchen sie, so unbemerkt wie möglich zu bleiben. Sie reiten um die Städte herum, in denen Markt ist, und beantworten alle Fragen nach ihrer Nationalität damit, daß sie von *es-sham* sind, von Norden, worunter die Araber gewöhnlich die Türkei, zur Not auch Griechenland, verstehen. Da sie beide gleich ausdauernd sind, werden die Tagereisen lang. Sie brechen bei Sonnenaufgang auf, set-

zen die Reise den Tag über in der Sonne fort, die auf die winkligen Bergsteige brennt, und kehren erst nach Einbruch der Dunkelheit in den Kaffeehütten ein, die weit weniger besucht sind als unten in Tehama. Oft sind sie allein in der Hütte. Während der Wirt zum nächsten Bauern geht, um Futter für ihre Esel zu holen, sitzen sie und essen ihr Abendbrot. »Wenn es auch meist nur aus etwas Durrabrot bestand, das wir vom Tage vorher mit uns genommen hatten, und einem Becher Wasser oder einer Tasse Kishr, so schmeckte uns dies nach dem langen Reisetag doch viel besser als die teuerste Mahlzeit in Europa«, sagt Niebuhr.

So vergehen die Tage, ohne daß große Begebenheiten sie voneinander unterscheiden. Aber am Nachmittag des 4. April, als sie bereits Djöbla und Tais passiert haben und auf dem Rückweg nach Beit el-Fakih sind, gibt es eine Sensation. Sie reiten dahin wie gewöhnlich, Seite an Seite, stumm und dösend in der Mittagshitze. Nur das Tappen der Esel auf dem steinigen Pfad ist zu hören. Plötzlich erblickt Forsskål eine merkwürdige Helligkeit in der Landschaft vor ihnen. Sie reiten noch einige Minuten, bis ihm aufgeht, was es ist. Auf einem Höhenzug, nicht weit vom Weg entfernt, steht ein Baum in Blüte. Noch ehe er ihn ganz erreicht hat, dreht er sich um und ruft aufgeregt nach Niebuhr, der unten am Weg halten blieb. Forsskål ist völlig außer sich vor Begeisterung. Es ist kein Zweifel möglich. Sie stehen vor dem größten botanischen Fund, den sie von der ganzen Expedition erwarten konnten. Sie haben den echten Mekka-Balsam-Baum gefunden.

Während Niebuhr die Esel am Stamm festbindet, schneidet Forsskål einen Zweig aus der Krone und setzt sich in den Schatten des Baumes, um die Blüten zu beschreiben. Forsskål war nicht das, was man als Botaniker unter einem großen Sammler versteht. Oft begnügte er sich damit, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Blüten der gefundenen Pflanzen zu pflücken, und nur selten bewahrte er seine Funde in kompletten Exemplaren mit Blättern, Stiel und Wurzeln. Dafür waren seine Beschreibungen der Funde so detailliert und sorgfältig, daß Fachleute ohne Schwierigkeiten die entsprechenden Pflanzen identifizieren konnten. Man meint sicher mit Recht, daß der Grund in Forsskåls Furcht lag, man könne ihm in Kopenhagen die Ehre an seinen neuen Entdeckungen rauben. Alle Pflanzenfunde sollten ja nach Dänemark gesandt werden, die Beschreibungen dagegen konnte er behalten, bis er von der Reise zurückkam.

Diesmal bewahrt er einen blühenden Zweig des Baumes zusammen mit seiner Beschreibung auf, und als er wieder nach Beit el-Fakih zurückkommt, teilt er Linné die Neuigkeit mit. Seinerzeit bei der Abreise in Uppsala hatte Linné gesagt, er hoffe, daß es Forsskål glücken werde, ihm einen Zweig des blühenden Balsam-Baumes zu senden, damit er vor seinem Tod diesen Baum zu sehen bekäme und seine Art bestimmen könne. Am 18. April schreibt Forsskål von Beit el-Fakih an ihn. Diesmal kann er es nicht lassen, das Verbot der dänischen Regierung zu übertreten, und legt einen Zweig des Baumes bei. »Jetzt kenne ich die Familie *Opobalsamum*. Der Baum wächst in Jemen, aber die Bevölkerung versteht es nicht, Balsam daraus zu sammeln. Ich kann in privaten Briefen keine Entdeckungen mitteilen, aber so viel kann ich sagen: er gehört nicht zu *Pistaca* und auch nicht zu *Lenticus*, sondern zu einer von Browns Pflanzenfamilien. Ich habe hier auch unglaublich viele amerikanische, indische und andere neue Pflanzen gefunden, es ist aber nicht erlaubt, sie gesondert anzuführen. Aber sie werden schon bekannt werden, wenn Gott nur Herrn Archiater und mir selbst Gesundheit und Leben erhalten wird. Das hier ist wirklich ein Land, in dem eine botanische Expedition sich lohnt, und das Projekt sollte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

immer ein Ruhmesblatt für Professor Michaelis in Göttingen bleiben. Aber wenn ich nicht bis zu dem Tag leben darf, an dem ich über meine Sammlungen mit Herrn Archiater konferieren kann, dann haben ich und die Wissenschaft mehr verloren, als man beschreiben kann.«

Es vergeht mehr als ein Jahr, ehe der Brief mit dem blühenden Zweig des Baumes bei Oude Uppsala erreicht. Alles hat sich seitdem verändert. Linné kann zum ersten Mal die Blüten des echten Balsam-Baumes studieren, aber es ist fast symbolisch, daß sie verwelkt sind, denn bei Erhalt des so heiß begehrten Fundes weiß er auch, daß »die Wissenschaft mehr verloren hat, als man beschreiben kann.« Am Tag nach dem Empfang der Sendung aus Beit el-Fakih schildert er ihren sensationellen Inhalt in einem wehmütigen Brief an den Astronomen Wargentin: »Gestern bekam ich einen Brief aus dem Reich der Toten, von dem seligen Forsskål . . .«

Aber das ist eine Geschichte für sich. Am 4. April 1763, als Peter Forsskål auf dem Hügel bei Oude im Schatten des Balsam-Baumes sitzt und mit seiner Lupe arbeitet, sind noch keine Blüten verwelkt. Ganz im Gegenteil. Peter Forsskåls herrlicher Balsam-Baum steht wie eine Krone über der Tätigkeit der dänischen Expedition im Glücklichen Arabien. Die Bevölkerung ist überall entgegenkommend und hilfsbereit, die Stimmung zwischen den Teilnehmern ist versöhnlich, niemals waren der Arbeit so gute Erfolge beschieden, niemals waren die Zukunftsaussichten so strahlend hell.

Dann schlägt das Pendel zurück. Am Tage nach dem Fund bei Oude kommen sie wieder nach Tehama herunter, wo ihnen die Hitze nach dem langen Aufenthalt in den Bergen übermäßig drückend erscheint. Nach einer übermenschlichen Tagereise finden sie schließlich spät am Abend in dem Dorf Kurtub eine Kaffeehütte, in der sie die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Nacht zubringen können. Niebuhr schreibt in sein Tagebuch :»Trotz völliger Windstille herrschte oft in diesen Hütten ein kühler Luftzug, der an warmen Tagen sehr angenehm empfunden wurde. An diesem Abend hätte ich mich jedoch in acht nehmen und mich mit dem großen Schal zudecken sollen, den ich über der Schulter trug. Aber ich war so unvorsichtig, mich von der Hitze des Tages vollständig ermattet auf den bloßen Lehmboden zu werfen und sogleich einzuschlafen. Die Folge war, daß ich bereits am nächsten Tag von einer heftigen Erkältung überfallen wurde. Erst zwei Tage später, am 6. April, ging es mir etwas besser, so daß wir die Rückreise nach Beit el-Fakih fortsetzen konnten. Aber seitdem bekam ich jeden Tag einen gewaltigen Fieberanfall, der mich so ermattete, daß ich fast nicht arbeiten konnte.«

Forsskål und der kranke Niebuhr kehren am 6. April abends nach Beit el-Fakih zurück; auch im Hauptquartier der Expedition finden sie schlechte Neuigkeiten vor. Professor von Haven ist bettlägerig, und zum ersten Male sieht es ernst mit ihm aus. Niebuhr erklärt im Tagebuch die Situation in Wendungen, denen man seinen Widerwillen gegen den indolenten Dänen anmerkt:

»Bei unserer Heimkunft nach Beit el-Fakih fanden wir Herrn von Haven krank, es sah nach einer schweren Magenverstimmung aus. Außerdem war er sehr unzufrieden mit unserer Lebensweise auf dieser Reise. Wir hatten seit langem weder Wein noch Branntwein bekommen können, sondern mußten uns mit Wasser, Kaffee und Kishr zufriedengeben. An den meisten Orten in Tehama ist das Wasser schlecht, und man hatte uns gewarnt, zu viel Fleisch zu essen. Die Bevölkerung des Landes, die andere Lebensmittel anzuwenden verstand und im ganzen gesehen sehr mäßig lebte, konnte leicht Fleischspeisen entbehren, aber unser Koch fand nicht viel anderes auf dem Markt, das er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nach europäischer Art zubereiten konnte. Darum aßen wir in unserem Hauptquartier fast täglich Fleisch, und ich glaube, daß das unserer Gesundheit sehr geschadet hat, besonders denen unter uns, die nicht viel Bewegung bekamen – also hauptsächlich Herrn von Haven. Er kam fast nie aus dem Haus, ja kaum von seinem Sofa, d. h. seinem Bett, wenn man die Mahlzeiten abrechnet.«

So ist die Situation in den ersten Wochen des April 1763. Der Frühling in Tehama ist vorbei. Niebuhr und von Haven sind krank, alle sind sich darüber klar, daß sie so bald wie möglich Beit el-Fakih verlassen und bessere Unterkunftsmöglichkeiten finden müssen, und doch ist keiner von ihnen zur richtigen Beurteilung der Lage fähig. Niebuhr erklärt seine eigenen, regelmäßig wiederkehrenden Fieberanfälle mit Erkältung und schreibt von Havens Krankheit der falschen Ernährung zu. In beiden Fällen irrt er sich; auch Kramer ist nicht in der Lage, die richtige Diagnose zu stellen. Deshalb ist ihr Entschluß, von Beit el-Fakih aufzubrechen, so schicksalsschwer. Niebuhr ist nicht erkältet. Von Haven hat kein Magenleiden. Sie haben Malaria.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

6. Kapitel

Weshalb »Das Glückliche Arabien«?

1.

Die Stadt Beit el-Fakih ist benannt nach einem heiligen Mann, der sich einmal vor vielen Jahren in Tehama niederließ und so viele Anhänger fand, daß an dieser Stelle eine neue Stadt entstand. Ihr Name bedeutet »Haus des Klugen Mannes«. Aber im Frühjahr 1763 wohnt kein kluger Mann in Beit el-Fakih. Hätte einer dort gewohnt, so hätte er sich an die Teilnehmer der dänischen Expedition gewandt und ihnen erklärt, daß sie im Begriff seien, etwas vollkommen Wahnsinniges zu unternehmen.

Beit el-Fakih lag, wie erwähnt, ungefähr in gleichem Abstand von dem Städtedreieck Loheia, Mokka und Sana. Loheia ist von den Expeditionsteilnehmern bereits gründlich erforscht und beschrieben. Als sie von Beit el-Fakih auf der Suche nach neuen Jagdgründen und besseren Unterkunftsmöglichkeiten für die Kranken aufbrechen, haben sie deshalb zwei Möglichkeiten. Sie können entweder zur Hauptstadt Sana oben in den Kaffeebergen ziehen, oder in die Hafenstadt Mokka, die im südlichen Teil der Tehama-Wüste liegt. Es ist gegen Ende April, der Sommer steht vor der Tür, in einigen Wochen wird die Wüste in einen glühenden Backofen verwandelt sein und die Stadt Mokka in eine Hölle mit Hitze und Windstille, feuchter Luft und infiziertem Trinkwasser. In dem hochliegenden Sana würden sie dagegen klare und reine Bergluft, kühle und schattige Gärten mit Gemüsen und Früchten und unverdorbene Brunnen finden. Das Programm der Expedition enthält einen Besuch in beiden Städten. Nach der bisherigen Auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nahme sollte sich die Reise zur Hauptstadt fortsetzen lassen, ohne weitere Einführungsschreiben aus Mokka zu holen. Auch die Kisten, die sie im voraus dorthin zum Zollhaus gesandt haben, brauchen sie nicht. Alles schien für eine direkte Reise nach Sana zu sprechen und dafür, diese erst dann nach Mokka fortzusetzen, wenn der Herbst wieder kühlere Luft gebracht hat. Sie würden damit der Gewohnheit der Bevölkerung des Landes gefolgt sein, wo auch heutzutage jeder, der es sich leisten kann, dafür sorgt, den Sommer oben in den Bergen zuzubringen. Sana liegt nicht viel weiter weg als Mokka, die Reise dorthin würde nicht wesentlich anstrengender für die beiden kranken Teilnehmer Niebuhr und von Haven, aber in dem gesunden Hochlandklima würden beide wahrscheinlich wieder gesund werden, während es sich in dem unerträglichen Dampfbad in Mokka nicht um eine Frage des Gesundwerdens handelt, sondern um eine des Überlebens.

Merkwürdigerweise scheinen die Teilnehmer die Frage nicht untereinander besprochen zu haben. Sie sind nicht einmal uneinig, wie so oft früher. Die schicksalsschwerste Entscheidung der ganzen Reise treffen sie einstimmig. In den letzten Tagen in Beit el-Fakih gleicht die dänische Expedition fast einem Schiff, auf dem die Besatzungsmitglieder die Köpfe zusammengesteckt und sich geeinigt haben, versuchsweise die Leckpfropfen herauszuschlagen. Am 20. April 1763 brechen sie aus der Stadt auf, deren Name »Haus des Klugen Mannes« bedeutet, und reisen durch die Wüste nach Süden, um den Sommer in Mokka zuzubringen.

Forsskål und Niebuhr reisen am Tag auf Eseln, der erstere, um eventuell Pflanzen sammeln zu können, der andere, um Beobachtungen und Messungen für seine Landkarte zu machen. Die übrigen Teilnehmer der Expedition folgen nachts auf Kamelen, zusammen mit ihrem Gepäck und ihrer Ausrüstung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Die Hitze ist überwältigend. Forsskåls Fahrenheitthermometer zeigt nun gewöhnlich einhundert Grad oder mehr als achtunddreißig Grad Celsius, alles ist sandig und trokken, es gibt keine Pflanzen, fast keine Dörfer, nur hin und wieder kreuzen sie eine Kamelkarawane, die beladen mit Salz von den Gruben am Meer auf dem Weg in die Berge ist. Die Nächte bringen sie wie früher auf Lehmfußböden in den Kaffeehütten zu. Niebuhr muß immer noch mit regelmäßig wiederkehrenden Fieberanfällen kämpfen, und wenn es ihm endlich glückt, einzuschlafen, wird er durch die Ankunft der anderen geweckt. Es ist vereinbart worden, daß sie sein Astrolabium, das er nicht selbst auf seinem Esel bei sich haben kann, mitbringen. Er richtet es nun auf den Sternenhimmel, um die Lage der Stelle für seine Landkarte zu berechnen.

Am Abend des 23. April, kurz ehe die Stadttore geschlossen werden, kommen Forsskål und Niebuhr ermattet in Mokka an. Als sie in die Stadt einreiten wollen, wird ihnen von den Wachen gesagt, daß es Juden und Christen verboten ist, auf Eselsrücken durch Mokkas Straßen zu reiten. Niebuhr nimmt das Verbot als schlechtes Zeichen. Zum ersten Mal seit Kairo treffen sie »diese schlimme Angewohnheit«, wie er es nannte. Stumm und müde, die eine Hand am Zaumzeug ihrer Esel, gehen sie durch die von Menschen wimmelnden Straßen der fremden Stadt, in der sie die folgenden Monate zuzubringen gedachten.

Ismael Salech hieß jener junge Mann, Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in Mokka, bekannt mit europäischen Verhältnissen und im Besitz einiger Kenntnis der holländischen Sprache. Vor bald einem halben Jahr hatte er die Teilnehmer der dänischen Expedition während ihres Aufenthaltes in Dschidda aufgesucht und durch seine gewandte Art ihre Sympathie in so hohem Grade gewonnen, daß sie ihm die kostenlose Reise auf dem Kaffeeschiff aus

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Maskat anboten. Als sie beschlossen, in Loheia an Land zu gehen, erbot sich Ismael Salech, als Gegenleistung für ihre Freundlichkeit ihre Kisten mit Forsskåls Sammlungen zum Zollhaus in Mokka zu bringen. Da das praktischer war als der Transport der Sachen über Land, nahmen sie Ismael Salechs Angebot ohne Argwohn an und überließen ihm die unersetzlichen Sammlungen in der Gewißheit, einen einflußreichen Freund bekommen zu haben, der ihnen eine große Hilfe sein könnte, wenn sie selbst die Stadt erreichten.

Als Forsskål und Niebuhr am Abend des 23. April vor der Stadtwache Halt machen, erfahren sie, daß eben drei englische Kaufleute mit einigen Schiffen aus Bombay angekommen sind. Sie erwägen einen Augenblick lang, die Europäer aufzusuchen und um Hilfe beim Zurechtfinden in der Stadt zu bitten, geben den Gedanken aber dann auf, weil sie fürchten, in ihrer verstaubten orientalischen Kleidung als Vagabunden und nicht als »ehrliche Europäer« angesehen zu werden, wie Niebuhr schreibt. Sie bekommen die Anschrift der Engländer. Sie erfahren, daß es sich um drei sehr wohlhabende und gastfreie Herren handelt. Aber sie gehen nicht zu ihnen. Sie begeben sich statt dessen direkt zu Ismael Salech.

Der gewandte junge Herr empfängt sie mit überwältigender Wiedersehensfreude. Sie hören etwas beklommen, daß sie seine besten Freunde sind. Er besorgt ihnen sofort ein Haus, lädt sie danach zu sich ein und traktiert sie mit Punsch. Selbst trinkt er nichts, er ist rechtgläubiger Mohammedaner, aber da er ihnen gerne Gesellschaft leisten will, schickt er einen Boten zu einem Renegaten, einem indischen Katholiken, der sich als rechtgläubiger Trunkenbold erweist. Forsskål und Niebuhr beginnen sich in dieser Gesellschaft unsicher zu fühlen und lehnen weitere Gläser »der erhitzenden Getränke« dankend ab. Ismael Sa-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lechs Ton wird vertraulich. Er rät ihnen, ihre Bärte zu entfernen und europäische Kleidung anzulegen. Vor allem dürften sie sich nicht merken lassen, daß sie Arabisch verstehen. Das würde nur das Mißtrauen der Bevölkerung wecken. Als sie den Wunsch äußern, später nach Sana weiterzureisen, macht er eine entsetzte Miene. Das geht nicht! Es ist ausgeschlossen, daß sie allein in diese Stadt reisen, deren Bewohner roh und unzivilisiert sind, sagt er. Es ist viel klüger, in Mokka zu bleiben, wo sie seinen Schutz genießen können. Dann erzählen sie ihm von den weiten Reisen, die sie bereits von Tehama aus unternommen haben, und wie gut sie überall empfangen worden sind. Aber was Mokka betrifft, sagt er kühl, meint er es etwas besser zu kennen als sie. Die Bewohner sind von tiefem Haß auf alle Europäer erfüllt. Glücklicherweise ist sein Vater jedoch ein sehr einflußreicher Mann in der Stadt und wird ihnen viele Dienste erweisen können.

Forsskål und Niebuhr sind höfliche Menschen. Sie zweifeln nicht daran, daß Ismael Salech recht hat, und bitten ihn vorläufig darum, sie zusammen mit seinem einflußreichen Vater am folgenden Tag zum Zollhaus zu begleiten, wo er ihre Kisten von Loheia deponiert hat. Mit dieser Absprache nehmen sie Abschied und verlassen das Haus zusammen mit dem indischen Renegaten. Der ist inzwischen sehr redselig geworden. Während sie die Straße entlanggehen, läßt er sich zu einigen verblümten Andeutungen über Ismael Salech herbei, über seine große Liebe zu Ausländern, über seinen einflußreichen Vater. Forsskål und Niebuhr sind wohl imstande, zwei und zwei zusammenzuzählen. Als sie sich von dem Renegaten verabschieden, sind sie nicht mehr im Zweifel. Sie sind in eine Falle gegangen.

Am folgenden Morgen um neun Uhr kommt der Rest der Expedition mit ihrem Gepäck und ihrer Ausrüstung an,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

die sofort zum Zollhaus gebracht wird, wo der Dola der Stadt selbst zur Stelle ist. Von Ismael Salech und seinem einflußreichenVater ist keine Spur zu sehen. Forsskål wendet sich an den Dola und bittet, die Sachen, die von Beit el-Fakih über Land gebracht worden sind, zuerst untersuchen zu lassen. Sie enthalten ihre Küchengeräte und die Betten. Von Haven, der die ganze Nacht gereist ist, ist völlig am Ende und muß ins Bett. Die Zollbeamten lehnen seine Bitte ab. Sie wollen erst die Kisten untersuchen, die mit dem Schiff aus Loheia kamen. In einer von diesen finden sich einige kleine Flaschen mit Fischen, die Forsskål im Roten Meer gesammelt hat. Forsskål bittet inständig darum, die Flaschen ungeöffnet durch den Zoll zu lassen, da sie mit konzentriertem Alkohol gefüllt sind und die Fische sehr unangenehm riechen würden, wenn man sie herausnähme. Der Zoll überhört seine Einwendungen, öffnet die Flaschen, nimmt die Tiere heraus, rührt in der Flüssigkeit herum, um zu sehen, ob etwas anderes darin versteckt ist und schüttet schließlich das ganze auf den Fußboden – mit dem Ergebnis, daß das Lokal von einem Gestank von Alkohol und verfaulten Fischen erfüllt wird.

Carsten Niebuhr schreibt: »Man kann sich leicht vorstellen, welche Reaktion dies bei den Arabern, deren Religion allen Alkohol verbietet, hervorrief und wie beschämt wir uns fühlen mußten, weil der Dola sein Zollhaus durch unsere Sachen beschmutzt sah.« Vom Gestank der verdorbenen Fische ging es natürlich auch von Haven nicht besser. Wieder bitten sie um Auslieferung ihrer Betten, aufs neue besteht der Zoll auf dem Öffnen der Kisten aus Loheia. Nun bekommt er einige Weichtiere zu fassen, die vor dem Einpacken nicht restlos getrocknet worden waren und die gleichfalls verfault riechen. Unter den Anwesenden erhebt sich ein unheilverkündendes Murmeln, der Zoll wird böse. Alle Pakete mit Muscheln, die Forsskål mit größter Sorg-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

falt gepackt hat, werden auf den Boden geschüttet und mit spitzen Eisenstäben durchwühlt. Forsskål ruft, daß sie alles zerstören, aber sein Protest ist vergeblich. Die Araber antworten, daß Leute, die so etwas sammeln, nicht im Besitz ihrer gesunden Vernunft sein können, und daß er alles nur deshalb hierher gesandt habe, um den Dola und seine Zollbeamten lächerlich zu machen. Es entsteht eine Diskussion unter den Zuschauern. Einige geben zu bedenken, daß es sich nicht um große Kostbarkeiten handelt, daß aber die Augen der Europäer verblendet sind. Der Dola selbst, anscheinend ein langmütiger Herr, hat bis jetzt nicht auf das Gerede geachtet. Aber nun holt er ein paar schmale Flaschen hervor, in denen Forsskål einige kleine Schlangen in Alkohol gelegt hat. Im selben Augenblick verstummt die Diskussion. Alle sind so verblüfft, daß sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Dann bricht einer der Beamten die Stille, er hat die Erklärung gefunden. Es ist deutlich, daß die Europäer nach Jemen gekommen sind, um die Mohammedaner mit Schlangengift zu vergiften. Deshalb gibt sich auch einer von ihnen als Arzt aus. Auf diese Weise findet er leichter Gelegenheit, das scheußliche Vorhaben auszuführen. Als der Dola hört, daß das Leben seiner Untertanen in Gefahr ist, verliert er die Geduld und erklärt aufgebracht, daß diese Fremden bei Allah nicht eine Nacht in der Stadt bleiben dürfen. Es entsteht ein gewaltiger Lärm unter den Zuschauern, die Europäer werden aus dem Zollhaus geworfen und die Tür hinter ihnen geschlossen, ohne daß sie auch nur das Notwendigste mit sich nehmen durften. Ohne Küchengeräte und ohne Betten.

Im gleichen Augenblick kommt der Diener Berggren gelaufen. Die Araber sind in das Haus, das Ismael Salech ihnen zur Verfügung gestellt hat, eingedrungen. Die Satteltaschen mit Büchern und Instrumenten, die sie aus Beit el-Fakih mitgebracht haben, sind aus dem Fenster geworfen

worden, und das Haus wurde verschlossen. Forsskål und Kramer eilen hin, um zu retten, was zu retten ist. Sie brauchen nur einen Augenblick, um festzustellen, wer hinter dem Überfall steht. Die Zerstörung wurde auf Befehl von Ismael Salech vorgenommen.

Forsskål geht, außer sich vor Wut, zu dessen Haus. Aber alle Nachfragen sind erfolglos, der gewandte Herr ist verschwunden, niemand ahnt, wo er anzutreffen ist. Die kleine Schar der Europäer muß nun in der Stadt nach einem neuen Haus suchen. Ihr Vorhaben scheint hoffnungslos, überall werden sie mit Schmähworten empfangen, und niemand will ihnen Zimmer vermieten, weil man fürchtet, vergiftet zu werden. Den ganzen Tag hindurch geht die kleine Schar vergeblich von Haus zu Haus, Niebuhr und von Haven von Malaria gezeichnet. Leute wenden sich auf der Straße um und rufen ihnen Drohungen nach, eine Bande johlender Kinder folgt ihnen auf dem Fuß. Erst gegen Abend treffen sie einen Kadi, einen Richter, der für sie garantiert, der sie begleitet, um einen Araber zu überreden, ihnen ein Haus zu vermieten. Der Eigner hat gesehen, daß die Situation auch interessante Möglichkeiten bietet. Er verlangt die doppelte Miete. Die Summe soll im voraus für vier Monate bezahlt werden, sagt er und schielt schräg von unten zu Niebuhr auf. Niebuhr legt das Geld auf den Tisch.

In der Zwischenzeit hat das Gerücht ihres Mißgeschicks die englischen Kaufleute aus Bombay erreicht, die einen Boten mit der Einladung zu einem Abendessen zu ihnen senden. Für Niebuhr ist es ein Licht: »Diese Einladung war die freudigste, die wir jemals empfingen. Bei den Engländern fanden wir nicht allein eine vortreffliche Mahlzeit, wie wir sie seit unserer Abreise aus Kairo nicht gesehen hatten, sondern auch einige wahre und standhafte Freunde.«

Am folgenden Morgen will man auf dem Zoll immer

noch nichts ausliefern. Nun legt Ismael Salech die Karten auf den Tisch. Der einzige Ausweg ist der, sagt er, den Dola mit einem Geschenk milde zu stimmen. Es dürfen nicht weniger als fünfzig Dukaten oder fast zweihundert Gramm Silber sein. Da der Dola jedoch keine Christen empfängt, will Ismael Salech ihnen den Dienst erweisen, ihm das Geld zu überbringen. Die Expeditionsteilnehmer sehen keinen anderen Ausweg als gute Miene zu des Arabers bösem Spiel zu machen, senden ihn aber doch fort mit dem Bescheid, daß sie selbst dem Dola das Geschenk überbringen wollen. Gleich von Anfang an war ihnen klar gewesen, daß die Angelegenheit in ein Trinkgeld-Problem ausmünden würde, aber nicht einen Augenblick lang hatten sie sich eine so ungeheure Summe vorgestellt. Da sie jedoch auch am nächsten Tage vom Zollhaus nichts ausgeliefert bekommen, wird beschlossen, daß Niebuhr sich Zugang zum Palais des Dola verschaffen und ihm die fünfzig Dukaten aufzwingen soll. Schweren Herzens begibt er sich mit dem vielen Geld von dannen und kann es fast nicht über sich bringen, in das Palais hineinzugehen. Am Tor erfährt er, daß der Dola eben durch einen Fehlschuß am Fuß verletzt wurde. Niebuhr atmet erleichtert auf, nun hat er einen Vorwand, um den Aderlaß seiner Expeditionskasse zu vermeiden. »Ich kehrte sofort um in der Hoffnung, daß der Dola nun unseren Medicus rufen lassen würde, und daß wir unser Geschenk sparen könnten.«

Aber Niebuhrs Optimismus ist unbegründet. Man schlug zwar vor, den dänischen Arzt zu holen, aber der Vorschlag wurde nicht befolgt. Der Dola fürchtete, die Europäer würden sich rächen und ihm vergiftete Arznei geben. Am 27. April bekommen sie die Erlaubnis, ihre Betten vom Zollhaus zu holen. Die Matratzen sind kreuz und quer aufgeschnitten und unbrauchbar. Am 28. bekommen sie nichts, am 29. nur einige nebensächliche Kleinigkeiten. Es ist

nichts zu machen. Selbst Niebuhr sieht nun die Notwendigkeit ein, »die fünfzig Dukaten fortzuwerfen«, wie er sagt. Er kann sich jedoch nicht dazu überwinden, selbst noch einmal zum Palais des Dola zu gehen. Er will nicht gleichsam andere darum anflehen, ein Vermögen entgegenzunehmen. Forsskål muß die Sache übernehmen.

Für den souveränen Schweden ist es die Sache eines Augenblicks, dem Dola ihr Geschenk wie eine schreiende Demütigung zu überreichen. Forsskål hat wie gewöhnlich das Recht auf seiner Seite, das ist sein Prinzip, und er weiß aus Erfahrung, wie dieser Vorteil zur Demütigung anderer ausgenutzt werden kann. Er ist etwas zerstreut, er überreicht müde eine enorme Summe, als sei es nur eine gleichgültige Formalität, die überstanden werden muß. Der Dola nimmt das Geld verschämt entgegen und murmelt einige Entschuldigungen in der Hoffnung, daß Forsskål protestieren wird. Forsskål kommt ihm nicht zu Hilfe, sondern begnügt sich damit, ihn mit kühlem Erstaunen zu betrachten. Nun wird der Araber sehr höflich, fragt nach dem Befinden der Gesellschaft, wundert sich darüber, daß sie ihn nicht früher aufgesucht haben, da Forsskål offenbar Arabisch spricht. Forsskål läßt seine Komplimente eiskalt zu Boden fallen, wechselt das Thema, stellt einige schnelle, präzise Fragen. Wenn auch der Araber sich nicht zu gut fühlt, Bestechung entgegenzunehmen, so braucht die Unterhaltung doch nicht in gegenseitige Schmeicheleien auszuarten. Der Dola begreift, daß dies ein Zusammentreffen zwischen zwei Männern ganz verschiedenen Formates ist. Er krümmt sich in seiner Würde. Er würde nach und nach gern fünfzig Dukaten geben, nur um von diesem Geschenk, das auf seinem Tisch liegt, befreit zu werden. Aber nun erhebt sich Forsskål, um sich zu verabschieden. Er bekam Antwort auf seine Fragen. Er möchte sich beim Dola bedanken, mehr wollte er nicht wissen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Daraufhin dreht sich der Wind in Mokka. Am nächsten Morgen bekommt die Expedition zwei Schafe und einen Sack Reis vom Dola. Auf dem Zollhaus liefert man ihre Kisten ungeöffnet aus. Dr. Kramer soll den verletzten Fuß des Dola untersuchen. Als Forsskål unterwegs auf der Straße von einem Araber, der die Entwicklung nicht verfolgt hatte, verhöhnt wird, wird dieser sofort ins Gefängnis geworfen. Forsskål muß seine Begnadigung erwirken, um zu verhindern, daß Ismael Salech den Zufall ausnutzt. Während die übrige Expedition praktisch ruht, entfaltet Forsskål eine größere Aktivität als jemals zuvor. Von der unerträglichen Hitze anscheinend nicht beeinflußt, ist er von morgens bis abends in Tätigkeit. Verhandelt, arrangiert, trifft Verabredungen, in weniger als einer Woche ist er Herr der Situation. Gleichzeitig findet er Zeit, an seinen gewöhnlichen Aufgaben zu arbeiten. Aufs neue füllt sich das Tagebuch mit Listen über Maße, Gewichte und Münzverhältnisse, er studiert den Gold - und Elfenbeinhandel der Stadt mit Abessinien, notiert die Preise für Myrrhen, Rosinen und Perlmutt und findet heraus, daß die Araber an einem Tausch von Eisen gegen Stahl und Büchsenläufe, »die am liebsten nicht rund, sondern dick und fünfeckig sein sollen«, interessiert sind.

Forsskål arbeitet für alle fünf Männer, während es mit Niebuhr und von Haven rapide abwärts geht. Der erstere erinnert sich nicht, sich jemals so elend gefühlt zu haben. Am 18. Mai stückelt er einen französischen Brief an Bernstorff zusammen, in dem er zum ersten Mal den dänischen Minister dafür um Entschuldigung bitten muß, daß er aufgrund seiner Krankheit seinen Rechenschaftsbericht nicht abschließen und einsenden konnte. Er nennt sie ›Dysenterie‹. Mit von Haven dagegen verhält es sich umgekehrt. Von Haven schreibt keine Briefe aus Mokka. Bei zahlreichen Gelegenheiten haben wir den dänischen

Professor seine Versäumnisse mit Krankheit und Unpäßlichkeit entschuldigen sehen. Während der Vorbereitungsjahre in Göttingen leidet er unter Fieber und schwacher Gesundheit, unterwegs nach Rom wird er von Fieber heimgesucht, seine Rückreise nach Kopenhagen verspätet sich aufgrund eines Fieberanfalles, an Bord der *Grönland* bekommt er Fieber, auf der Sinai-Halbinsel hat er Fieber, und jedesmal wird die Regierung in Kopenhagen detailliert über seinen Zustand unterrichtet. Aber in Mokka schreibt von Haven keine Zeile. Als das Fieber keine Entschuldigung mehr ist, sondern ein wirkliches Leiden, eine Angst, die von Stunde zu Stunde wächst, als er dem Grauenvollen und Unabwendbaren ernsthaft Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, nimmt er das Urteil schweigend entgegen. Der letzte Brief von seiner Hand ist der aus Loheia, der mit seinem Wunsch schloß, zwei Jahre im Glücklichen Arabien zu bleiben. Er liegt immer noch dort unten. Aber er schreibt keine Briefe aus Mokka. Carsten Niebuhr schildert seine letzten Tage.

»Herrn von Havens Zustand, der schon in Beit el-Fakih Anlaß zu Bedenken gab, wurde von Tag zu Tag schlechter. Abends ging es ihm einigermaßen gut, besonders, wenn er einen kleinen Ritt in der kühlen Abendluft unternommen hatte, aber die außerordentliche Hitze in den Tagesstunden war unerträglich für ihn. Die Nacht zwischen dem 22. und 23. Mai schlief er oben auf der Terrasse unter offenem Himmel, und die kühle Luft dort oben tat ihm gut. In der folgenden Nacht war der Wind so stark, daß er sich nicht ins Freie wagte, unter anderem, weil er sich nicht daran gewöhnt hatte, wie die Araber mit zugedecktem Gesicht zu schlafen. In der Nacht zwischen dem 24. und 25. wagte er sich wieder auf die Terrasse und am folgenden Morgen befand er sich vermutlich wegen einer kräftigen Erkältung so elend, daß er sich von zwei Dienern in sein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bett tragen lassen mußte. Im Laufe des Tages wurde er schwächer und schwächer, und um acht Uhr schien sein Puls plötzlich still zu stehen. Aber als wir ihm eine Ader öffneten, sah es aus, als käme er zu sich. Eine Stunde später schrieb er sein Testament, und wir hatten noch nicht die Hoffnung aufgegeben, ihn wieder gesund zu sehen, als er gegen acht Uhr abends über alle möglichen Dinge irre zu reden begann, bald auf arabisch, bald auf französisch, italienisch, deutsch und dänisch. Er fiel danach in einen tiefen Schlaf – oder richtiger: in Bewußtlosigkeit – und starb gegen zehn Uhr.«

In Jemen ist es nicht Sitte, die Toten in Särgen zu begraben. Aber Niebuhr erzählt, wie die Expeditionsteilnehmer trotzdem einen Tischler dazu bringen, einen Kasten »für die Leiche unseres Freundes« zu machen. Die englischen Kaufleute senden ihnen sechs katholische Matrosen aus Indien, die am 26. Mai spät am Abend den Toten zum Grab auf dem Kirchhof der Europäer ein Stück außerhalb der Stadt tragen. Die beiden Engländer folgen dem Sarg zusammen mit Forsskål, Baurenfeind, Kramer und dem kranken Niebuhr, und das Begräbnis geht auf christliche Weise vor sich.

Carsten Niebuhr schreibt auch einige Gedenkworte für von Haven in sein Tagebuch, und da es zur Veröffentlichung bestimmt ist, drückt er sich sehr diplomatisch aus. Er sagt: »Herr von Haven hatte sich besonders dem Studium der orientalischen Literatur gewidmet. Mit ihm verlor die gelehrte Welt jenes Mitglied unserer Gesellschaft, von dem man bei der Heimkehr mit Recht die wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiet der orientalischen Wissenschaft erwarten konnte.«

Seinem Sohn gegenüber formuliert Niebuhr es viele Jahre später deutlicher: »Von Haven war im Hinblick auf Sprachwissenschaften untauglich. Er hatte, im ganzen gese-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hen, eine Aufgabe gewählt, zu der niemand schlechter paßte, als gerade er. Sein einziger Gedanke während der ganzen Reise war, nach Hause zu kommen. Sein liebstes Gesprächsthema war die angenehme Zukunft, die er sich selbst in Aussicht stellte. Kein Drang zu Entdeckungen und Forschungen konnte ihn die vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen vergessen lassen, die mit der Reise verbunden waren, und keiner von uns schien so viel wie er entbehren zu müssen. Ein gut gedeckter Tisch und ein gutes Glas Wein waren für ihn der höchste Lebensgenuß, und in Arabien, wo die Reisenden nur eine sehr einfache Kost und schlechtes Trinkwasser fanden, stieg sein Mißmut bis zu einer Verzweiflung, die seine Reisegefährten oft amüsierte, aber zuweilen auch empörte. Er war von Natur aus faul und fand in dem heißen Klima dieser Gegend eine ausreichende Entschuldigung, sich nichts vorzunehmen. Außerdem trat er oft großsprecherisch und eingebildet auf, er betrachtete sich selbst als den vornehmsten von uns allen und als Leiter der Expedition, und es ärgerte ihn sehr, daß ihm nicht auch die Kasse übertragen worden war. Man hat nach seinem Tod auch nicht das geringste von Wert zwischen seinen Papieren gefunden.«

Carsten Niebuhrs hartes Urteil wurde, im ganzen gesehen, Wort für Wort von der Nachwelt bestätigt, das heißt, von Forsskåls beiden Biographen Carl Christensen und Henrik Schück, den einzigen, die über die dänische Expedition geschrieben haben. Von Havens Niederlage ist ebenso wie Kramers Untauglichkeit eine Tatsache. Die beiden einzigen Dänen auf der dänischen Expedition machen eine schlechte Figur. Wenn dies auch unzweideutig feststeht, kann unsere Zeit vielleicht doch hinter von Havens Benehmen einige mildernde Umstände schimmern sehen, die früher nur von ihm selbst angeführt wurden. Als erstes und wichtigstes: er stand allein. Sowohl als Wissenschaftler als

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

auch als Mensch. Auf einer Expedition, die ausschließlich aus Naturwissenschaftlern bestand, war er der einzige Humanist. Wenn Henrik Schück als Beispiel für von Havens Untauglichkeit triumphierend aus Niebuhrs Bericht zitiert, daß der Däne auf gemeinsamen Ritten niemals von etwas anderem als von Poesie reden konnte, so beweist das bis auf weiteres nicht die Mordpläne von Havens, sondern nur, daß der trockene, sachliche Niebuhr sich nicht für Poesie interessierte. Und das wußte man vorher. Zu einem Zeitpunkt, zu dem die Naturwissenschaften eben ihren Siegeszug bis in unsere Tage begonnen hatten, stand von Haven mit seinem Interesse für etwas so wenig Greifbares wie Verse allein, und wahrscheinlich war dieser Gegensatz für die Spannungen zwischen ihm und den anderen entscheidender als der Umstand, daß er Däne und Forsskål Schwede war. Sie kamen jeder aus ihrem Land, aber auch in ihrer Lebenseinstellung sprachen sie nicht die gleiche Sprache; und das ist auf die Dauer viel ausschlaggebender. Dazu kommt noch, daß auch die Reiseroute und die ganze praktische Planung der Expedition in erster Linie in Übereinstimmung mit den Wünschen der überwältigenden Mehrheit ihrer Mitglieder steht. Forsskål und Niebuhr können überall forschen. Von Haven ist ein Mann der Sprache, und sein Wirken ist im wesentlichen an Bibliotheken gebunden. Weder in Dschidda noch in Loheia oder Beit el-Fakih gibt es Bibliotheken. Von dem unglückseligen St. Catharinen-Kloster abgesehen gibt es diese nur in Hauptstädten. Aber bevor von Haven an einer Malaria stirbt, hat die Expedition nur in zwei Hauptstädten, Konstantinopel und Kairo, Aufenthalt genommen. In beiden Städten kauft er wertvolle Manuskripte, in der letzten nicht besonders viele, aber er ist doch in Tätigkeit. Wesentlich für eine so bescheidene Ausbeute an der Reise ist es doch, daß von Haven, als die Expedition endlich zerrupft und elend Sana,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

die Hauptstadt des Glücklichen Arabien und die dritte Hauptstation ihrer langen Reise erreicht, bereits tot ist. Dieser Umstand sollte ins Auge fallen, aber er wurde niemals erwähnt. Während von Haven zu langen Perioden des Müßigganges gezwungen war, mußte er Forsskål und Niebuhr auf ihren Gebieten eine Aktivität entfalten sehen, die auch den Betätigungsdrang stärkerer Naturen hätte dämpfen können. Ist er unbestreitbar von einer fast chronischen Faulheit beherrscht, so wurde diese unglückliche Eigenschaft noch in so hohem Grade durch tatsächliche Verhältnisse und dadurch, daß es ihm nicht glückte, sich ausreichenden Einfluß auf die anderen zu verschaffen, unterstützt. Er versucht es. Viele Male. Aber Eitelkeit und Selbstgefälligkeit haben ihre Finger mit im Spiel, und seine Versuche zeitigen kein anderes Resultat, als daß er sich von Anfang an selbst in ein hoffnungsloses Verhältnis zu den anderen bringt. Er war von jeher die schwächere Partei, nun bringt er sich gleichzeitig in Mißkredit. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, außer in einem verzweifelten Augenblick, ernsthafte Absichten mit dem in Konstantinopel besorgten Arsenik verbindet. Hinter seinen Briefen und Tagebüchern zeigt sich ein schwacher Mensch, aber kein Mörder. Das Arsenik kann gut als Drohung aufgefaßt werden, als letzter Versuch eines schwachen und total isolierten Einzelgängers, sich Geltung zu verschaffen, das Geifern eines Mannes, der mit den Schultern auf der Erde liegt. Forsskål kann schonungslos sein. Hätte von Haven wirklich die Absicht gehabt, die ihm Niebuhr und Forsskål in den Briefen an von Gähler unterschieben, muß es als ein Wunder angesehen werden, daß sie lebendig ins Glückliche Arabien kommen. Sie unterstreichen ja selbst, wie zahllose Möglichkeiten in den fremden Verhältnissen einem wirklichen Mörder unter ihnen zur Verfügung stehen. Von Haven wagt nicht zu töten. Es vergeht einige

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zeit, vielleicht fast ein Jahr, ehe Niebuhr und Forsskål sich darüber im klaren sind; aber auch wenn sie es von Anfang an gewußt hätten, würde es keinen Unterschied gemacht haben. Mit der Aufdeckung von von Havens Arsenik-Einkauf hätten sie unter allen Umständen einen Vorwand gefunden, eine Entscheidung zu erzwingen und so endgültig von einem Menschen befreit zu werden, der sich unmöglich gemacht hat, lange ehe es zu Mordplänen kam. Das Geifern des bereits Überwundenen soll der Anlaß für seine endgültige Vernichtung sein. Dies scheint der Zweck der Briefe zu sein, mit denen sie von Gähler und Bernstorff bestürmen. Sowohl in Konstantinopel als auch in Kopenhagen macht man sich falsche Vorstellungen über die wahre Natur der Konflikte, indem man sie bagatellisiert. Es sind keine Bagatellen, aber es ist auch kein so einseitiges Drama, wie Forsskål und Niebuhr es sich darzustellen bemühen. Es sind zwei Parteien, die einander ans Leben wollen, nur benutzt der eine Demütigungen, der andere Arsenik. Als Niebuhr dies einsieht, zieht er sich aus dem Spiel zurück und bietet sich an, von Haven nach dem Djebel el-Mokateb zu begleiten. Aber da ist der Kampf schon beendet. In Suez wird von Haven unbarmherzig mit seiner eigenen Schwäche konfrontiert, wird Wort für Wort zu einem Eingeständnis seiner eigenen Angst gezwungen und überwindet es nicht wieder. Sein ganzes Tagebuch auf der Reise beweist es. Es ist von einem Mann geschrieben, der im voraus aufgegeben hat.

In den letzten Monaten scheint ihn Forsskål augenblickweise wieder in Gnaden aufgenommen zu haben. Wie inbrünstig der schwedische Professor jedoch seinen dänischen Kollegen haßte, ist aus einem Brief, den er neben seiner unermüdlichen Aktivität aus Mokka zu schreiben Zeit fand, zu ersehen. Wir haben schon die kurzgefaßte Mitteilung über von Havens Tod, die er an Bernstorff sendet, er-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wähnt. Aber Forsskål schreibt noch einen zweiten Brief über den Todesfall. Er ist an Linné gerichtet und zeigt, welche Verachtung Forsskål stets gegenüber diesem Menschen, der nun auf dem europäischen Friedhof vor der Stadt drei Ellen tief unter dem Sand liegt, empfunden hat. Peter Forsskål schreibt: »Ein Mitglied unserer Gesellschaft, Professor von Haven, starb hier am 25. Mai und machte mit seinem Hinscheiden für uns andere die Reise wesentlich leichter. Sein Gemüt war recht beschwerlich.«

»Und machte mit seinem Hinscheiden für uns andere die Reise wesentlich leichter.« Vielleicht waren diese zwölf selbstsicheren Worte doch zu viel. Diesmal hat Forsskål das Recht nicht auf seiner Seite. Ihre Reise wird nicht leichter, aber nun erhebt die Rachegöttin ihre verkrümmten Gichtfinger, und als sie knapp einen Monat später unerwartet auf ihr Opfer zeigt, ist es ein Unglück für die nordische Wissenschaft und eine Katastrophe für die dänische Expedition. Peter Forsskål stirbt.

2.

Die fünf übriggebliebenen Expeditionsteilnehmer verlassen das frische Grab vor Mokka mit einem bitteren Geschmack im Mund, weniger aus Mitgefühl mit dem Verstorbenen, als um der Warnung willen, die sein plötzlicher Tod für sie selbst ist. Nun können alle sehen, daß die Situation unhaltbar zu werden beginnt. Von Haven stirbt kurz nach den kritischen ersten Tagen in Mokka, nachdem die Expedition ausschließlich durch das Erscheinen der Engländer und Forsskåls entschlossenes Auftreten gerettet wurde. Niebuhr ist nur ein Schatten seiner selbst. Von Havens Schicksal hat auf ihn tieferen Eindruck gemacht als auf alle anderen. Er weiß, er leidet an der gleichen Krank-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

heit, und es ist nur Zufall, daß nicht er gerade begraben wurde. Zwar scheint Forsskål auf der Höhe seiner Tatkraft; doch den anderen geht es schlechter als ihm. Die feuchte Hitze in Mokka hat sie zermürbt; sie bereuen bereits bitter, daß sie in Tehama geblieben und nicht in die Berge gezogen sind. Andererseits wirken die unwegsamen Berggegenden nicht verlockend, und man berichtet in Mokka, daß der Imam in Sana ein grämlicher und launenhafter Herr ist. Aber auch in Mokka fühlen sie sich nicht sicher. Solange die bewaffneten Schiffe der Engländer draußen auf der Reede liegen, sind sie vermutlich außer Gefahr, aber wie wird es werden, wenn die Schiffe in der ersten Hälfte des August den Anker lichten und nach Indien segeln?

Es ist gefährlich, zu bleiben, und es ist gefährlich, zu reisen. Die Situation ist voller Unsicherheitsfaktoren, und es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn sich nun Stimmen erheben, die den Verzicht auf weitere Forschungen im Glücklichen Arabien fordern. Aber nicht alle Teilnehmer teilen diesen Standpunkt, und diesmal muß die Frage vor einer Entscheidung debattiert werden. Niebuhr erwähnt die beiden Hauptpunkte. Die eine Partei will Mokka verlassen und mit den Engländern Mitte August nach Indien reisen, um von dort aus mit einem Schiff nach London zu fahren. Die andere Partei möchte nach Sana ziehen und noch ein Jahr in Jemen bleiben. Er sagt nicht, wer was möchte. Wenn er in einem anderen Zusammenhang erzählt, daß Kramer und Baurenfeind sehr erpicht darauf sind, die Residenz des Imam in Sana zu sehen, so darf das nicht ohne weiteres als Beweis dafür gelten, daß Forsskål und Niebuhr für einen Abbruch der Expedition stimmten.

Die Frage hat jedoch nur sekundäres Interesse; das Entscheidende ist, daß die Diskussion mit einem Kompromiß endet. Es wird beschlossen, mit den englischen Schiffen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nach Indien zu reisen. Da jedoch bis zu ihrer Abreise noch zwei Monate vergehen würden, habe man die Möglichkeit, eine schnelle Reise nach Sana zu unternehmen und doch wieder in Mokka zu sein, ehe sie in See gehen. Mit dieser Abmachung wird beiden Parteien ein Teil ihrer Wünsche erfüllt, aber beide tragen auch den gleichen Teil der Verantwortung für die schwerwiegenden Konsequenzen. In Beit el-Fakih hätten sie durch eine Reise nach Sana noch gerettet werden können. Nun liegt alles anders. Als sie endlich die Reise in das kühle Bergklima beschließen, geschieht es trotz ihrer Ermattung nach einem mehr als einmonatigen Aufenthalt in dem ungesunden Mokka. Obgleich sie jetzt schnell reiten, können sie das Verlorene nicht mehr einholen. Die Malaria reitet mit.

Vorläufig will der Dola in Mokka sie jedoch nicht reisen lassen. Sein Fuß ist immer noch nicht in Ordnung, und er kann Dr. Kramer nicht entbehren. Forsskål weist darauf hin, daß sie schon einen ihrer Reisegefährten verloren haben, daß ein anderer ernsthaft krank ist und sie deshalb so schnell wie möglich kühleres Klima aufsuchen müssen. Seine Argumente machen keinen Eindruck. Der Dola behauptet, daß er sie nicht fortziehen lassen kann, ehe er die Erlaubnis des Imam in Sana eingeholt hat. Da sie sich beeilen müssen, wenn sie vor Abreise der englischen Schiffe wieder in Mokka sein wollen, schlägt Forsskål vor, daß sie vorläufig nach Tais ziehen, und dort die Erlaubnis des Imam zur Weiterreise abwarten. Der Dola schlägt dies ab und ist auch mit Kramers Angebot, in Mokka zu bleiben, während die anderen fortreisen, nicht einverstanden.

Ein Zufall entscheidet die Sache. In die Stadt kommt ein reisender Wunderdoktor, der erklärt, den Fuß des Dola in wenigen Tagen kurieren zu können. Kramer, der meint, daß die Genesung noch lange dauern wird, wird in Gnaden entlassen und empfängt sein Honorar in Gestalt eines

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Esels. Die Expedition bekommt die Reiseerlaubnis, der Dola gibt ihnen ein Empfehlungsschreiben an seinen Kollegen in Tais und leiht ihnen außerdem einen seiner Diener. Der letztere erweckt keine Begeisterung bei den Expeditionsteilnehmern. Er wirkt verschlagen und unzuverlässig, und man hat das Gefühl, daß er in erster Linie als Art Spion für seinen Herrn in Mokka dienen soll. Nun ist jedoch keine Zeit für weitere Verhandlungen übrig. Die Reisenden deponieren den größten Teil ihres Geldes bei den Engländern, nehmen aber genügend Ausrüstung mit, um im Notfall ein ganzes Jahr in den Bergen zubringen zu können, und am 9. Juni 1763 bei Sonnenuntergang verlassen Niebuhr, Forsskål, Baurenfeind, Kramer und Berggren Mokka, um nach Sana, in die Hauptstadt des Glücklichen Arabien, zu ziehen.

Die erste Etappe durch die Tehama-Wüste legen sie der Hitze wegen nachts zurück. Niebuhr muß für seine Landkarte die Richtung des Weges nur mit Hilfe von astronomischen Beobachtungen festlegen, da es zur genauen Ablesung des Kompasses zu dunkel ist. Nach einer Reise von zwei Nächten erreichen sie das Dorf Musa und kommen in die Berge hinauf, wo der Weg so steinig und unsicher wird, daß sie nicht mehr im Dunkeln reisen können. Sogar bei Helligkeit sind die Bergsteige gefährlich, da die täglichen, von gewaltigen Regengüssen begleiteten Gewitter die Wege in reißende Flüsse verwandeln. Zum Ausgleich sinkt die Temperatur merkbar, eines Morgens mißt Forsskål knapp vierzehn Grad auf dem Reaumurthermometer (siebzehn Grad Celsius), die Landschaft wechselt ihren Charakter, sie kommen zu fruchtbaren Bergen mit weiten Aussichten über grüne Kornfelder, die in Terrassen auf den Abhängen angelegt sind. Am Wegrand treiben die Bauern ihr Vieh zur Tränke an große Tröge, die zum Auffangen des Regenwassers aufgestellt sind. Sie können nun

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

im Schatten von Feigen- und Tamarindenbäumen vor der Mittagssonne Schutz suchen und nachts in großen Karawansereien schlafen, die längs der Reiseroute errichtet und von Mauern umgeben sind. Die Reisenden können mit ihren Kamelen hineinreiten, Durrabrot, Kaffee, Reis und Butter kaufen und in vollständiger Sicherheit übernachten, weil das Tor jeden Abend geschlossen und erst wieder am folgenden Morgen geöffnet wird, wenn jeder Gast sich vergewissert hat, daß ihm nichts fehlt.

Da die Zeit kostbar ist, reiten sie rasch dahin und am 13. Juni, nur vier Tage nach der Abreise von Mokka, kommen sie in der Bergstadt Tais an. Forsskål und Niebuhr sind schon einmal vorher auf ihrem großen Streifzug von Beit el-Fakih aus, der unter anderem die Entdeckung des Mekka-Balsam-Baumes brachte, durch die Stadt gezogen. Aber damals reisten sie anonym, nun kommen sie als offizielle Gäste und werden in einer Audienz vom Dola empfangen, der bei ihrem Anblick sehr unsicher und bekümmert wirkt, weil er gerüchtweise gehört hat, daß sie ganze Kisten voll lebender Schlangen mitbringen. Niebuhr stellt trocken in seinem Tagebuch fest, daß Neuigkeiten anscheinend auch in Arabien von allein wuchern. Wieder ist es Forsskål, der den verstörten Gouverneur beruhigt. Der Dola weist ihnen ein Haus an, dessen Eigentümer er gerade ins Gefängnis geworfen hat, und sendet ihnen als Zeichen seiner Gastfreundschaft zwei Schafe und ein paar Säcke voll Mehl und Gerstengrütze. Als Gegengabe bekommt er von der Expedition eine Rolle indisches Leinen, das Niebuhr sorgfältig in seinem Abrechnungsbuch mit einem Wert von vierundzwanzig Speziestalern vermerkt. Im übrigen ist es Berggren, dem die Aufgabe übertragen wird, das Geschenk zum Dola zu bringen. Am Eingang wird er vom Pförtner angehalten, der ihn nicht ohne Trinkgeld passieren lassen will. Der wenig beeindruckte Schwe-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

de fragt ihn munter, ob es in diesem Lande allgemein üblich sei, daß Diener einander Trinkgeld gäben. In diesem Falle müsse er auch den Pförtner um einen Schilling bitten, da er ja nun die Mühe hätte, dessen Herrn ein Geschenk von seinen eigenen Herren zu bringen. Der Pförtner lacht und läßt ihn passieren. Alles scheint bis auf weiteres in schönster Ordnung zu sein in der Bergstadt Tais.

Auch die Expeditionsteilnehmer sind zufrieden. Die kühle Witterung hat die Laune gehoben, statt der brütenden Hitze in Mokka haben sie nun täglich Regenschauer, und Niebuhr konstatiert während seiner regelmäßigen Ablesungen der Temperatur, daß das Thermometer in Tais niemals höher als bis zum niedrigsten Stand in Mokka steigt. Ihr einziger Kummer ist der Diener, den ihnen der Dola von Mokka auf den Hals schickte. Immer wieder durchkreuzt er ihre Dispositionen, trifft selbstherrlich Verabredungen und mischt sich ein, wenn sie die hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt besuchen wollen, um sich Auskünfte zu besorgen. Schließlich macht Forsskål ihm klar, wie überflüssig seine Anwesenheit bei diesen Gelegenheiten ist, und erreicht damit nur, daß der Araber sich beleidigt fühlt. Er bleibt weg, wenn die Expeditionsteilnehmer Einwohner besuchen, aber es dauert nicht lange, bis sie merken, daß der Spion des Dola in aller Stille dafür gesorgt hat, seinen Einfluß auf andere Art geltend zu machen.

Vorläufig beansprucht jedoch die Arbeit ihre ganzeAufmerksamkeit. Niebuhr beginnt Auskünfte über die Geschichte der Stadt und über die Art der Verwaltung zusammenzutragen, er entwirft einen Grundplan der Bebauung innerhalb der Mauern, und da Baurenfeinds Tagesstunden damit besetzt sind, Pflanzen für Forsskål zu zeichnen, macht er sogar eine kleine Ansicht der Stadt, gesehen von Norden aus. Sie liegt am Fuß des Berges Sabr, der bei den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Bewohnern den Ruf hat, mit allen Blumen, die es auf der ganzen Erde gibt, bewachsen zu sein. Es versteht sich von selbst, daß Forsskål so etwas nicht von einem Berg, den er täglich vor Augen hat, hören kann, ohne alle Kräfte einzusetzen, um ihn zu besteigen. Zu seinem großen Ärger will der Dola ihm nicht die Erlaubnis zu der Exkursion geben. Der Gouverneur liegt in Krieg mit einem Räuberstamm, der sich auf dem Berg aufhält, und sein Gedankengang ist nun, daß, gleichgültig ob Forsskål da oben getötet wird oder nicht, seine Autorität in der Stadt Schaden leiden könnte. Im ersteren Fall würde er mit dem Imam in Sana Ärger bekommen, weil ein europäischer Forscher in seinem Gebiet umgekommen ist, und im anderen Falle würden die Bürger der Stadt es lächerlich finden, daß ein Fremder offenbar ungehindert in einem Gebiet, in dem noch nicht einmal die eigenen Soldaten des Dola sich zu bewegen wagen, herumstreifen kann.

Stattdessen begnügt sich Forsskål damit, am 18. Juni allein zu einem anderen Berg, dem Sourak, zu ziehen, von dem er jedoch schon nach drei Tagen zurückkehren muß, weil alle Dörfer nach dem Kampf mit dem Räuberstamm verödet sind und er sich nirgends Lebensmittel beschaffen konnte. Müde, verbittert und ärgerlich nach der drei Tage langen Suche nach Nahrungsmitteln richtet er nun erneut an den Dola die Bitte, auf den Sabr reiten zu dürfen, und nach mehrtägigen Anstrengungen erlaubt der Gouverneur schließlich am 24. Juni, daß Forsskål und Niebuhr auf den Berg reisen, der erstere, um zu botanisieren, der andere, um einige Inschriften zu kopieren. Da sie nun schon eine Reihe kostbarer Tage mit Verhandlungen vergeudet haben, machen die beiden Männer sich fertig, sofort am nächsten Morgen zu reisen, und haben am gleichen Abend bereits ihre Sachen zusammengepackt. Da klopft es an die Tür, es ist der Diener aus Mokka. Forsskål

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und Niebuhr sehen sich schnell an. Der Araber teilt ihnen in gleichgültigem Tonfall mit, daß sie genötigt sein werden, ihren Plan aufzugeben. Forsskål antwortet ihm kurz, daß ihn das nichts anginge. Der Diener lächelt hintergründig. Sie können nichts dagegen machen, sie müssen tun, was er sagt. Sein Herr hat an den Dola in Tais geschrieben und verlangt, daß sie sofort bei Tagesanbruch nach Mokka zurückreisen.

Am nächsten Morgen stehen die Kamele für die Rückreise aufgezäumt vor der Tür. Forsskål ist davon überzeugt, daß der Brief des Dola in Mokka erdichtet ist, und es glückt ihm, die Abreise unter dem Vorwand, daß sie ihre Sachen noch nicht fertig gepackt haben, hinauszuschieben. Er teilt dem Diener aus Mokka mit, daß der Dola in Tais sich vermutlich von ihnen zu verabschieden wünscht und er darum mit ihm sprechen möchte. Eine Stunde später kehrt der Diener zurück. Es läßt sich nicht machen. Der Dola ist krank. Am folgenden Morgen bringen die Leute wieder die Kamele und Esel vor ihr Haus und raten ihnen freundlich, aber bestimmt, zu sehen, daß sie fortkommen. Forsskål hört eine Weile schweigend zu. Dann tritt er in Aktion. Er befiehlt, die Kamele nicht zu beladen, erklärt, Tais nicht eher verlassen zu wollen, ehe er nicht mit dem Dola persönlich gesprochen hat. Wie immer führt seine Hartnäckigkeit zum Erfolg. Am Nachmittag bringt der Diener Bescheid. Der Dola erwartet ihn. Forsskål sieht die Notwendigkeit ein, sofort einen Kompromißvorschlag vorzulegen. Er ist auf den Berg Sabr zu verzichten bereit, wenn die Expedition stattdessen bis zum Eintreffen des Bescheides vom Imam, ob er ihnen nach Sana weiterzureisen erlaubt oder nicht, in Tais bleiben darf. Aber der Dola ist nicht zu Verhandlungen bereit. Die Expedition kann weder den Berg Sabr besuchen noch in Tais bleiben. Sie müssen sofort zusammenpacken und nach Mokka ziehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Er will ihnen eine Frist von zwölf Stunden geben. Nach deren Ablauf müssen sie die Stadt verlassen haben.

Damit ist alle Hoffnung, nach Sana zu kommen, erloschen. Die Expedition packt wieder ihre Ausrüstung zusammen und bindet sie auf die wartenden Kamele. Als sie fast fertig sind, kommt ein reitender Bote mit einem Brief. Forsskål nimmt ihn entgegen, öffnet ihn und liest ihn laut vor, wobei er den Inhalt für die anderen übersetzt. Er ist vom Dola in Mokka. Er will ihnen nur mitteilen, daß sein hoher Herr, der Imam in Sana, befohlen hat, daß sie unverzüglich nach Sana weiterziehen und all die seltenen Sachen, die sie in Loheia und Mokka vorgezeigt haben, mitbringen sollen. Dem Brief ist ein Empfehlungsschreiben sowohl an den Imam selbst als auch an seinen Wesir Fakih Ahmed beigelegt, sowie eine Mitteilung an den Dola in Tais, der gebeten wird, ihnen bei ihrer Abreise behilflich zu sein.

Als Forsskål mit Vorlesen fertig ist, begibt er sich als erstes zum Dola, mehr als je davon überzeugt, daß der erste Brief aus Mokka eine Fälschung war. Wenige Minuten später wird er am Tor zum Palais angehalten. Der Dola ist nicht zu sprechen, er ist in seinen Harem gegangen und will nicht gestört werden. Forsskål muß den Brief vom Kollegen in Mokka dem Diener überlassen.

Am nächsten Morgen ist Forsskål fest entschlossen, die Expedition mit oder ohne Zustimmung des Dola nach Sana zu führen. Wieder packen sie die Ausrüstung zusammen und tragen die Kisten auf die Straße. Nun können sie jedoch keine Kamele bekommen. Der Dola, der erfrischt zu seinen Amtspflichten zurückgekehrt ist, läßt mitteilen, daß seine Kamele bereit sind, sie nach Mokka zu bringen, da er den Befehl bekommen hat, sie in diese Stadt zu senden und nicht nach Sana. Niebuhr schreibt: »Nun wußten wir nicht mehr, wo wir Hilfe finden konnten, da wir zu schwach

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

waren, uns gegen einen Mann aufzulehnen, der über fünfhundert bis sechshundert Soldaten gebot und nicht einmal einem Befehl seines Oberhauptes gehorchte.« Man glaubt einen Augenblick lang beim Lesen dieser Zeilen, daß Niebuhr nichts von dem, was um ihn herum vorging, begriffen hat. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er mit noch einem Griff in die Kasse der Expedition die Situation gemeistert hätte – ja, daß die ganze Inszenierung von Seiten des Dola diesen Zweck verfolgte. Es ist der Marschbauer, der in ihm hervorbricht. Er will nicht noch einmal Geld zum Fenster hinauswerfen, sondern stellt lieber Betrachtungen über ihre Aussichten in einem bewaffneten Konflikt an.

Forsskål nimmt denselben Standpunkt ein, wenn auch das Motiv bei ihm mehr Stolz als Sparsamkeit ist. Der Dola soll mit den Schultern auf den Boden gezwungen werden. Forsskål braucht weder Geld noch Soldaten, er hat das Recht auf seiner Seite, und das genügt ihm. Er versucht den gleichen Ausweg, der sie an den ersten chaotischen Tagen in Mokka rettete. Er sucht den Repräsentanten der Gerechtigkeit in der Stadt auf, den Kadi, und legt ihm die Schreiben vor, die sie gerade aus Mokka erhalten haben. Den beiden Männern fällt es nicht schwer, einander zu verstehen. Der Kadi ist ein rechtschaffener Mann. Er schreibt in Forsskåls Beisein einen Brief an den Dola in Tais, in dem er ihm vorhält, daß er nicht gegen einen Befehl des Imam in Sana handeln kann. Wenige Stunden später beantwortet der Dola das Ersuchen des Kadi. Das Ganze beruht auf einem Mißverständnis. Er hat natürlich die Europäer niemals daran hindern wollen, nach Sana zu ziehen. Er bittet sie nur darum, einige Tage zu warten, damit er Zeit für die notwendigen Einführungsschreiben findet.

Mit diesem Bescheid muß Forsskål sich bis auf weiteres zufriedengeben. Zwei Tage später kommt ein Bote zu ihm mit einem Brief vom Dola. Er enthält nicht die versproche-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nen Einführungen. Es ist ein Befehl, sofort die Stadt zu verlassen und nach Mokka zu reisen.

Nun wird Carsten Niebuhr schwankend. Vielleicht sollten sie den ärgerlichen Mann doch mit einem Geldgeschenk milder zu stimmen versuchen. Forsskål weist ihn wütend ab, verläßt das Haus ohne weiteren Kommentar und geht zum Kadi. Der Richter ist bereits von dem Bruch des Versprechens des Dola unterrichtet und zeigt Forsskål den Brief, den er eben an diesen geschrieben hat. Er ist genau in Forsskåls Sinn. Er enthält nur einen einzigen Satz: »Sei nicht zu gierig diesen Fremden gegenüber, sie sind unsere Gäste.«

Wieder antwortet der Dola augenblicklich. Das Ganze beruht auf einem Mißverständnis. Er hat natürlich zu keinem Zeitpunkt die Europäer daran hindern wollen, nach Sana zu reisen.

Diesmal will Forsskål ihm keine Möglichkeit zu einem anderen Entschluß geben. Nun handelt er sofort. Er befiehlt, die Kisten zusammenzupacken und mietet selbst die für die Reise notwendigen Kamele und Esel. Am Nachmittag des folgenden Tages soll die Expedition bereit sein, Tais zu verlassen. Der Diener aus Mokka wird in Ungnaden und ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen entlassen. An seiner Stelle engagiert Forsskål einen Diener, der ihm vom Kadi empfohlen wird. Das Ganze geht in rasendem Tempo vor sich, Forsskål scheint überall gleichzeitig zu sein. Nun gehen die Dinge endlich nach seinem Wunsch. Am folgenden Nachmittag kommen die gemieteten Esel und Kamele an, alles ist zusammengepackt, alle Teilnehmer sind reisefertig.

Mit Ausnahme von einem. Peter Forsskål ist zusammengebrochen. Die Malaria, die ohne Warnung kommt, hat ihn zu Boden geworfen. Jetzt, da die Kamele fertig beladen auf der Straße stehen, liegt er selbst da, blau im Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sicht, mit Gallensteinschmerzen, die über den ganzen Körper ausstrahlen, und klammert sich an das Bett, das unter seinem Schüttelfrost zittert. Es vergeht eine Stunde, dann scheint der Anfall abzuklingen. Niebuhr geht zu ihm. Es ist nichts zu machen. Sie können es nicht verantworten, ihn in diesem Zustand nach Sana reisen zu lassen, sie müssen die Abreise wieder aufschieben. Forsskåls Körper ist außer Gefecht gesetzt, aber seine enorme Willenskraft hat das Fieber nicht angegriffen. Er will nichts davon hören, daß die Reise nochmals aufgeschoben werden soll. Seit der Abreise aus Mokka sind nun bereits drei Wochen vergangen. In ungefähr einem Monat segeln die Schiffe der Engländer nach Indien, und noch haben sie nicht ein Viertel des Weges nach Sana zurückgelegt. Es ist keine Stunde mehr zu verlieren, wenn sie die Hauptstadt erreichen wollen. Und sie müssen die Hauptstadt erreichen.

Forsskål ist nicht zu überreden. Niebuhr kann nichts bei ihm ausrichten. Er geht auf die Straße und bittet die anderen leise, sich in den Sattel zu setzen. Nun wird Forsskål selbst in der Tür sichtbar. Die anderen verfolgen ihn mit den Augen, aber er erwidert ihren Blick nicht. Er ist so schwach, daß er sich von Berggren und dem Diener des Kadi in den Sattel des Esels heben lassen muß.

Am 28. Juni 1763 gegen Sonnenuntergang ist die kleine Karawane reisefertig. In der Innentasche seines Mantels trägt Forsskål einen Brief von dem Kadi in Tais. Die bewegten Tage des Kampfes mit dem Dola hatten die zwei wortkargen Männer auf eigenartige Weise miteinander verbunden, und zum Abschied hatte der Kadi Forsskål ein persönliches Geschenk in Form eines Briefes gegeben, den er nun auf der Brust trägt. Er ist geschrieben von einem Mann, der ebenso wie Forsskål immer das Recht auf seiner Seite haben wollte. Es ist eine Empfehlung an den Imam in Sana. Aber nicht der hohe Herrscher über das Glückliche

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Arabien wird diese Worte des Kadi lesen. Mit diesem Brief in der Innentasche reitet Forsskål nun vor einen viel höheren Imam, der bestimmt über ein viel glücklicheres Arabien herrscht. Doch das Schreiben des Kadi paßt auch für ihn. Es enthält, ebenso wie der Brief an den Dola, nur einen einzigen Satz: »Glaube nichts Schlechtes von diesem Mann.«

3.

Nun beginnen die schweren Meilen. Die Meilen, die jeder Mensch allein reitet. Umgeben von einer kleinen Karawane, aber dennoch völlig allein.

Es ist Carsten Niebuhrs Aufgabe, diese Meilen wie die anderen, die die dänische Expedition zurückgelegt hat, zu zählen. Aber er beklagt sich in seinem Tagebuch. Die Karawane hält jetzt so oft an, daß es schwer fällt, die zurückgelegten Strecken genau zu berechnen. Sie sind nicht groß. Am ersten Abend kommen sie nicht weiter als bis zu einer Herberge draußen vor dem Stadttor von Tais. An den folgenden Tagen werden die Etappen immer kleiner und kleiner. Immer wieder müssen sie in ärmlichen Kaffeehütten am Wege vor den regelmäßigen Regengüssen Schutz suchen und Forsskål ein wenig ruhen lassen; nach vier Tagen und Nächten sind sie nicht weiter als bis zum Dorf Abb gekommen. Am nächsten Morgen, dem 2. Juli, ist Forsskål so schwach, daß er auf seinem Esel nicht mehr mit den Kamelen Schritt halten kann. In dem folgenden Dorf Lauad müssen sie es aufgeben, die Karawane zusammenzuhalten, und stattdessen die Kameltreiber und ihre Tiere vorausschicken, während sie selbst langsam mit dem Kranken nachfolgen. So erreichen sie spät am Abend das Dorf Barken. Nun sind Forsskåls Gallensteinschmerzen so stark, daß er sich auch mit der größten Willensanstrengung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nicht mehr aufrecht auf seinem Esel halten kann. Während ihre normalen Tagesreisen sich früher über zehn Meilen oder mehr erstreckten, schaffen sie am nächsten Tag nur eine halbe Meile weiter zum Dorf Mensil am Fuß des Summara, des höchsten Gebirges, das sie auf dem Weg zwischen Mokka und Sana passieren müssen. In Mensil finden sie glücklicherweise an Stelle der gewöhnlichen Kaffeehütte eine gut eingerichtete Karawanserei mit Steinfußboden, in der die Expedition sogar Zimmer für sich allein bekommen kann. In der Hoffnung, daß es Forsskål etwas besser gehen wird, beschließen sie, den ganzen folgenden Tag, den 4. Juli, hier zu bleiben, und nun protestiert Forsskål nicht mehr gegen den Aufschub. Aber als Niebuhr am Morgen dieses Tages hinausgeht, um sein Astrolabium aufzustellen, trifft ihn plötzlich einer der starken Fieberanfälle. Im Tagebuch wird er als eine der »Erkältungen« erwähnt, wie sie ihn in regelmäßigen Zwischenräumen seit Beit el-Fakih heimgesucht haben. Da Forsskåls Zustand gleichzeitig kein Zeichen von Besserung zeigt, einigen sie sich, in der guteingerichteten Karawanserei zu bleiben, bis Niebuhr und Forsskål etwas zu Kräften gekommen sind. Nicht einmal jetzt sind Proteste von dem erschöpften Schweden zu hören. Dagegen widersetzen sich die Kameltreiber ihrem Beschluß mit der Begründung, daß es für sie unmöglich wäre, an dieser abgelegenen Stelle für so viele Menschen und Tiere Nahrung für mehr als einen Tag zu bekommen. Sie versichern Niebuhr, daß die große Stadt Jerim unmittelbar auf der anderen Seite des Gebirges Summara liege und daß es von Mensil nach Jerim nicht weiter sei, als von Mensil nach dem Dorf Barken, von wo sie am Tag vorher aufgebrochen waren. Da sie versprechen, Leute zu besorgen, die den kranken Forsskål über das steile und fast unüberwindliche Summaragebirge tragen, läßt Niebuhr sich zu einem Versuch überreden, Jerim bereits

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

am Abend des folgenden Tages zu erreichen. Leider hat er keine Möglichkeit, die Worte der Araber nachzuprüfen. Von Mensil nach Jerim ist es mehr als fünfmal so weit wie von Mensil nach Barken.

Nach nur einem einzigen Ruhetag brechen sie aus ihrer komfortablen Karawanserei auf. Es ist der 5. Juli 1763, ein bitteres Datum in der Geschichte der dänischen Expedition. Niebuhr und Baurenfeind reisen schon vor Sonnenaufgang, um die Morgenkühle auszunutzen, während Kramer und Berggren bei Forsskål zurückbleiben, um auf die Männer zu warten, die nach dem Versprechen der Araber den Kranken über das Summara-Gebirge tragen sollen.

Die Expedition hat sich geteilt, und die Schwierigkeiten beginnen fast umgehend. Als Niebuhr und Baurenfeind ein Stück in das Gebirge hinaufgekommen sind, bereuen sie es bitter, zu so früher Tageszeit aufgebrochen zu sein. Sie gehen auf der Schattenseite des Gebirges, und die Kälte ist durchdringend. Sie sind viel zu leicht bekleidet, und der Rest ihrer Kleidung ist zusammen mit dem übrigen Gepäck auf den Kamelen in Mensil. Niebuhr klagt im Tagebuch darüber, daß seine »Erkältung« nun so zunimmt, daß er mehrere Male anhalten und sich gegen den Felsen lehnen muß, um sich zu erbrechen. Da sie auf dem Weg von Tais nach Mensil überall reichlich Wasser gefunden haben, haben sie es sich abgewöhnt, Trinkwasser mitzunehmen. Im Summaragebirge ist jedoch kein Tropfen Wasser zu finden. Niebuhr kann nicht einmal seinen Mund ausspülen, nachdem er erbrochen hat, und nun kommen sie gleichzeitig mit dem Einsetzen der Mittagshitze über einen Paß auf die Sonnenseite des Gebirges. »Niemals habe ich solchen Durst gelitten«, ruft der bescheidene Niebuhr aus, der sonst seine Mühsalen nicht hervorzuheben pflegt. Erst gegen Nachmittag, als sie vom Gebirge heruntergekommen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

sind, treffen sie auf einem Feld einen Bauern, der ihnen seinen Wasserkrug reicht. Und schließlich erreichen sie Jerim. Trotz seines elenden Zustandes hat Niebuhr daran gedacht, unterwegs nach den Namen der Dörfer zu fragen. Seine Jemenkarte enthält die Namen von fünf Orten allein auf der Strecke von Mensil über das Summara-Gebirge nach Jerim. Bei seiner Ankunft berechnet er die zurückgelegte Strecke und wird in seinen Vermutungen bestärkt. Der Weg ist weit länger, als die Araber ihn am Tage vorher in Aussicht gestellt hatten. Wie wird es den anderen gehen? Niebuhr geht vor die Stadt Jerim und beobachtet die Bergwege des Summara-Gebirges, erfüllt mit Unruhe bei dem Gedanken an den kranken Forsskål, den sie zusammen mit Kramer und Berggren in der Karawanserei in Mensil zurückgelassen haben. Stunde auf Stunde vergeht. Erst gegen Sonnenuntergang sieht Niebuhr eine kleine Staubwolke. Es vergeht nochmals einige Zeit, dann erreicht der Zug die Stadt. Als Niebuhr seinem Freunde entgegengeht, erwartet ihn ein fürchterlicher Anblick.

In der Karawanserei in Mensil war die Situation seit den Morgenstunden verzweifelt. Den ganzen Vormittag über warten Forsskål, Kramer und Berggren vergeblich auf die Araber, die ihnen die Kameltreiber zugesagt hatten. Um die Mittagszeit war ihnen klar, daß sie sich nicht einfinden würden – ob sie nun ausblieben, weil sie überhaupt nicht bestellt worden waren, oder weil sie sich als Mohammedaner nicht dazu herablassen wollten, einen Christen zu tragen. In Mensil gibt es keine Lebensmittel mehr, weder für Menschen noch für Tiere; wollen sie bei Sonnenuntergang in Jerim sein, dürfen sie den Aufbruch nicht weiter hinausschieben. Forsskåls Schmerzen im Zwerchfell sind immer noch so stark, daß nicht die Rede davon sein kann, ihn auf einen Esel zu setzen. Es gibt nur einen Ausweg – man entlädt ein Kamel und zurrt statt des Gepäcks den Kran-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ken auf dem Tier fest. So setzt sich die Karawane in Bewegung, Schritt für Schritt unter den senkrechten Strahlen der Mittagssonne, bergauf und bergab, Schritt für Schritt durch eine Landschaft des Leidens, in der jeder sich öffnende Ausblick ein Ausblick des Leidens ist, jeder Baum am Wege ein Baum des Leidens. Von dem wolkenlosen Himmel brennen die Flammen der Äquatorsonne und vermischen sich mit der Flamme der Schmerzen im Körper des Kranken. Erst als die Sonne hinter dem Gebirge untergeht, ist der steinige Weg dieses langen Tages zu Ende. Als ihnen Niebuhr draußen vor Jerim entsetzt entgegenläuft, erkennt er seinen kranken Freund nicht wieder. Wie ein halbleerer, über ein Lasttier geworfener Sack hängt Peter Forsskål in seiner Verschnürung über dem Kamel, Reste von Erbrochenem kleben immer noch an der staubigen Flanke des Tieres, sein Gesicht ist blau und schmerzverzerrt, er ist außerstande zu sprechen, aber seine Augen sind geöffnet, er ist noch bei vollem Bewußtsein.

Langsam ziehen die Reisenden jetzt in die öffentliche Herberge von Jerim ein. Es ist ihnen nicht möglich, ein Zimmer für sich zu bekommen. Sie müssen sich in dem überfüllten Gemeinschaftsraum des Wirtshauses niederlassen. Bald drängen sich Neugierige in dichten Scharen um die Fremden, wühlen in ihren Sachen, rufen ihnen Worte zu, gewahren Merkwürdiges in ihrer Ausrüstung und Kleidung, stellen spöttische Fragen. Lachen dröhnt durch das Lokal. Nach kurzem Aufenthalt in der Herberge erkennt Niebuhr die Notwendigkeit, ein Haus zu mieten, in dem sie Ruhe finden können. Während Kramer und Baurenfeind Forsskål pflegen, begibt sich der ermattete Mann aufs neue in die Stadt. Jerim ist kaum größer als ein Dorf, es gibt nicht viele Häuser und vor allem keine leerstehenden. Lange muß Niebuhr vergeblich von Tür zu Tür gehen, dann glückt es ihm schließlich, durch Bieten von Überprei-

sen einen Mietvertrag zustande zu bringen, so daß Forsskål ein Haus hat, in dem er sterben kann.

Als er mit der guten Neuigkeit zur Herberge zurückkehrt, trifft er auf neue Schwierigkeiten. Keiner der anwesenden Mohammedaner kann dazu überredet werden, den Kranken vom Wirtshaus zum Haus zu tragen. Umgeben von einer Schar tatenloser, neugieriger Araber müssen Baurenfeind, Kramer, Berggren und der zu Tode ermattete Niebuhr nun selbst Forsskåls Feldbett nehmen und ihn durch die Straßen tragen, wo eine lärmende Volksmenge sich sofort um den Aufzug zusammenrottet. Unter Rufen und Schreien der Umstehenden müssen sie sich den Weg zum neuen Haus bahnen. Um zur Tür zu kommen, muß Kramer einige Araber beiseiteschieben. Es ist möglich, daß er dies in seiner Verzweiflung etwas zu nachdrücklich tut. Das Ergebnis ist auf jeden Fall, daß die Zuschauer sich bücken und anfangen, die Europäer mit Steinen zu bewerfen. Im letzten Augenblick glückt es ihnen, sich ins Haus zu retten und Tür und Fensterläden zu verriegeln, die noch lange von den Steinwürfen der Menge widerhallen.

Endlich findet Forsskål Ruhe. Mit einem Wachslicht neben seinem Kopf liegt er ausgestreckt in der dunklen Kammer. Das Fieber rast durch seinen Körper wie eine Brandung, Welle auf Welle treibt ihn jener Küste zu, von der keiner lebend an Land kommt. Ab und zu wird die Stille im Zimmer durch das Dröhnen eines Steines unterbrochen, der gegen die Fensterläden fliegt. Horcht Forsskål darauf? Stellt er sich zum Schluß der langen Reise dieselbe Frage wie an jenem Wintermorgen vor dem Zoll in Kopenhagen? Muß er sie überhaupt formulieren? Ertönt sie nicht von allein, fern und nah, steigend und fallend im Echo des Schmerzes?

»Warum soll das Glückliche Arabien glücklich heißen und von einem weither kommenden Schiff aufgesucht werden?«

In den folgenden Tagen würde Niebuhr sich in seinem

Tagebuch gern selbst davon überzeugen, daß es Forsskål etwas besser geht. Der ehrliche Mann wagt fast nicht, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Ihm selbst geht es immer noch sehr schlecht, und nun fangen auch Baurenfeind und Berggren an, über »Erkältungen« zu klagen. Keiner der Teilnehmer hat den Mut, in die feindlich gesinnte Stadt hinauszugehen. Niebuhr muß es aufgeben, die Bekanntschaft der Honoratioren der Stadt zu machen und Auskünfte einzuholen, und sich stattdessen damit begnügen, am Fenster von Forsskåls Krankenkammer zu sitzen und die Aussicht zu zeichnen. Erst einige Tage später wagt er sich hinaus und geht ins Marktviertel, um, wie er sagt, »etwas Ablenkung für meine sorgenvollen Gedanken zu suchen«. Einige Stunden lang wandert er durch die überdachten Straßen zwischen den Lehmhäusern, die mit Kuhdung verputzt sind. Wenn er allein ist, ähnelt er so sehr einem Araber, daß sich niemand an seiner Anwesenheit stört. Unbemerkt schlendert er in seinen Pantoffeln herum, orientiert sich über einige Preise, betrachtet die Schneider, Schuhmacher und Schmiede, die in ihren Buden sitzen und auf dem bloßen Fußboden arbeiten, bleibt ein wenig vor einem Verschneider stehen, der sich auch damit abgibt, Leute zur Ader zu lassen, oder sie kuriert, indem er mit einem rostigen Messer in ihre Gesichtshaut schneidet und danach Hornmehl in die Wunde streut.

Es ist der 10. Juli 1763. Als Niebuhr bei Anbruch der Dunkelheit ins Haus zurückkehrt, findet er Forsskål in einem neuen Fieberanfall. Obwohl die Krankheit während des langen Rittes von Tais und während der verzweifelten Reise über das Summara-Gebirge in ihm war, hat sie doch noch weitere fünf Tage gebraucht, seinen Willen zu brechen. Nun ist er zu schwach, sich gegen sie zu wehren. Gegen zehn Uhr abends fällt er in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwacht. Am folgenden Morgen um

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

halb zehn stirbt Peter Forsskål in der Stadt Jerim im Glücklichen Arabien im Alter von einunddreißig Jahren.

Noch am selben Nachmittag muß Niebuhr den Todesfall der Obrigkeit melden. Er sendet den Diener, den der Kadi in Tais Forsskål empfohlen hatte, zum Dola und zum Kadi. Der erstere will ihn nicht empfangen, der letztgenannte verweist ihn an einen Araber, von dem er glaubt, daß er der Expedition ein kleines Stück Land verkaufen wird, in dem sie den Toten begraben können. Niebuhr kauft das Land sofort, aber kurz danach muß der Handel rückgängig gemacht werden. Die Stelle liegt gleich neben einer Rinne, durch die man Wasser zur Berieselung der umliegenden Felder leitet, und die Anlieger haben dem Eigentümer des Landstückes gedroht, es ihn entgelten zu lassen, falls das Wasser in Zukunft ausbleibt oder schlecht wird, weil ein Christ dort begraben liegt. Gleichzeitig kommt ein Bote vom Dola. Er möchte umgehend mit einem Mitglied der Expedition sprechen. Niebuhr geht hin, vorbereitet auf das, was ihn erwartet und fest entschlossen, Forsskåls Beispiel zu folgen und nicht einen Schilling zu zahlen. Jetzt teilt ihm der Dola mit, daß er nach dem Gesetz des Landes beim Tode jedes Banjans oder Juden in seinem Land der Universalerbe ist. Niebuhr weiß, daß Forsskål all sein Eigentum Baurenfeind als Dank für seinen Fleiß beim Abzeichnen der eingesammelten Naturalien vermacht hat. Nun antwortet er kalt, daß der Verstorbene nicht Jude ist, sondern Europäer, und daß der Dola in Mokka, wo sie einen anderen ihrer Reisegefährten verloren, keinen Anspruch auf die Hinterlassenschaften des Verstorbenen erhoben hat. Der Sohn des Dola sagt ausgleichend, daß die Worte des Vaters nicht wörtlich zu nehmen sind, sie sollten nur heißen, daß er aufgrund des Todesfalles ein ansehnliches Geschenk erwartet. Niebuhr läßt sich nicht erschüttern. Er antwortet, daß er als Kassenmeister der Ex-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

pedition keinen Betrag ohne Quittung auszahlen kann und er den Dola darum bäte, schriftlich mitzuteilen, wieviel er wünsche. Nun werden keine weiteren Forderungen mehr gestellt. Der Dola weiß, daß sie nach Sana weiterzureisen beabsichtigen und fürchtet, daß die Sache dem Imam berichtet wird. Niebuhr geht in die Stadt, wo es ihm glückt, ein Stückchen Erde zu finden, das nicht in der Nähe von Berieselungskanälen und Feldern liegt. Dagegen scheint es unmöglich, sechs Männer zu finden, die den Toten zu Grabe tragen wollen. Niebuhr verspricht ungeheure Summen für die Arbeit und erlaubt, sie mitten in der Nacht zu verrichten, damit niemand sie bemerkt. Doch auch das hilft nichts. Erst am folgenden Tag glückt es ihm, sechs zerlumpte Kulis aufzuspüren, die sich darauf einlassen, den Toten zu tragen. In der gleichen Nacht um drei Uhr, als alle Bewohner der Stadt in tiefstem Schlaf liegen, finden sie sich ein und holen Forsskåls Sarg. Schlotternd bei dem Gedanken, entdeckt zu werden, laufen sie durch die Straßen und begraben ihn in größter Eile einige wenige Spatenstiche tief in der Erde. Nach den anstrengenden Verhandlungen des vergangenen Tages geht es Niebuhr wieder so schlecht, daß er sich nicht aufrecht halten kann. Nur Baurenfeind und Kramer sind bei der »Zeremonie« dabei. Einige Tage später erfahren sie, daß Forsskåls Leiche schon in der folgenden Nacht von einigen Arabern wieder ausgegraben wurde, die glaubten, daß man dem Toten, weil man ihn in einen Sarg legte, Kostbarkeiten mit ins Grab gegeben hätte. Die Grabräuber brechen den Sarg auf und wickeln das Leichentuch, in den die Expeditionsteilnehmer den Toten eingehüllt haben, wieder auf. Aus Enttäuschung darüber, daß sie nichts finden, lassen sie ihn neben dem offenen Sarg liegen. Der Dola erfährt von der Sache und beordert einen Juden, die Leiche wieder zu begraben. Der Jude will die Arbeit nicht ohne Bezahlung verrichten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Der Dola antwortet, daß er den Sarg als Lohn für seine Mühe behalten kann.

4.

Genau wie nach von Havens Tod schreibt Niebuhr auch diesmal einige Gedenkworte in sein Tagebuch, jetzt freilich ohne diplomatische Wendungen: »Wir sind alle sehr traurig über Herrn Forsskåls Tod, nicht allein, weil er während seiner botanischen Exkursionen und durch seinen häufigen Umgang mit einfachen Menschen von uns allen die arabische Sprache am besten beherrschte, so daß er oft als unser Sprecher auftrat, sondern auch, weil er sich im ganzen ungeheuer viel um unsere Reise kümmerte, deren glückliche Fortführung ihm sehr am Herzen lag. Selbst war er wie geschaffen für eine Reise in Arabien. Nur selten war er mißgelaunt, wenn es an Bequemlichkeiten fehlte. Er hatte sich vom ersten Augenblick an daran gewöhnt, wie die Einwohner des Landes zu leben, was unumgänglich ist, da sonst auch der gelehrteste Mann in diesen Ländern kaum Entdeckungen machen kann.«

Es ist der Reisegefährte, nicht der Wissenschaftler, dessen Niebuhr mit diesen Worten gedenkt. Er schreibt über den Verlust, der in der augenblicklichen Krise der Expedition am stärksten gefühlt wird, den Verlust des Planers und Organisators, der sich selbst nicht schonte, um anderen zu helfen, und hinter Niebuhrs Gedanken spürt man die Furcht vor der nächsten Zukunft. Wie sollen sie die Reise allein durchführen? Aber Niebuhr ist sich darüber im klaren, daß sich an diesem und den nächsten Tagen in Jerim nicht allein das Schicksal der Expedition entscheidet. Auch Forsskåls Nachruf vertieft er später dem Sohn gegenüber, und hier legt er das Schwergewicht auf den wissenschaftli-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

chen Einsatz des Verstorbenen: »Forsskål war der gelehrteste Mann der ganzen Gesellschaft und hätte, wäre er lebend zurückgekommen, vielleicht der gelehrteste Mann Europas werden können. Er war arbeitsam, er verachtete alle Gefahren, Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Seine Fehler waren seine nahezu krankhafte Freude am Wortstreit, sein Eigensinn und sein Jähzorn.«

Auch diesmal gibt es keinen Grund, Niebuhrs kurzgefaßtes Porträt wesentlich zu verbessern. Die negativen wie die positiven Züge liegen fest. Es war nicht immer leicht, mit Forsskål auszukommen. Er war kühl und selbstbewußt. Sein unbeugsamer Sinn für Gerechtigkeit machte ihn zu einem strengen Richter Leuten gegenüber, die wie von Haven versuchten, sich mit kleinen Schlichen und Schwindeleien zu behelfen; andererseits konnte er sogar einfältigen Leuten gegenüber herzliche Gefühle aufbringen, wenn sie nur von dem ehrlichen Willen erfüllt waren, ihr Bestes zu geben. Dieser Zug tritt besonders an der aufrichtigen Freundschaft hervor, die sich zwischen ihm und Baurenfeind entwickelt hatte. Forsskål war schwierig im Umgang, weil die Wahrheit bei ihm Vorrang vor allem Menschlichen hatte. Er war eigensinnig und kritisch, kompromißlos und undiplomatisch. Leuten, die anderer Auffassung waren als er, sagte er ohne weiteres seine Meinung, und bestanden sie auf ihrer Ansicht, so mußten sie unterliegen. Von Haven bestand auf der seinigen und bekam zu spüren, was das bedeutete. Forsskål kannte keine Rücksichten. Seine Anforderungen an andere waren groß, weil er auch von sich selbst enorm viel verlangte. Er war ein Mensch ohne Pausen; angespornt durch einen ruhelosen Ehrgeiz, arbeitete er sich zu Tode, damit die Wahrheit leben konnte. Die Wahrheit war nicht das Schöne und Gute. Forsskål war exakter. Die Wahrheit war die Wissenschaft und das Recht, und er diente beiden als Naturforscher und Philosoph. Niebuhrs Ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



ARABERMÄDCHEN AUS DEN KAFFEEBERGEN

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

mutung, daß er in dieser Beziehung zu den hervorragendsten Erscheinungen Europas zählte, wird von keinem einzigen Sachkundigen, weder zu seiner Zeit noch in der Zukunft, angezweifelt. Seine Vielseitigkeit erstreckte sich von der Theologie und Philosophie über Sprachwissenschaften und Ökonomie bis zur Chemie, Geologie, Zoologie und Botanik. Auf fast allen Gebieten machte er neue Entdekkungen, seine Pflanzen- und Tierbeschreibungen waren von einer bisher noch nicht dagewesenen Präzision, und das Ergebnis seiner Arbeit waren ungeheuer umfassende und kostbare Sammlungen.

Und doch arbeitet dieser durch und durch aus Wissen und Willen bestehende Organismus vergeblich. Nichts bleibt übrig. Während der ganzen Reise hat Forsskål nur den einen wirklichen Kummer, daß andere seine Entdekkungen stehlen könnten, ehe er selbst Gelegenheit findet, sie zu bearbeiten. Er will die Ehre mit niemandem teilen, er erfindet Codes und füllt seine Beschreibungen mit Abkürzungen nach einem bestimmten System. Seine Furcht ist nicht unbegründet, aber nicht die Feinde in Kopenhagen stehlen seine Ideen. Es ist der Tod. Er allein entschlüsselt seine Codeschriften und eignet sich alle Ergebnisse an. Auch diese Situation scheint Forsskål vorhergeahnt zu haben.

Wenige Monate vor dem bitteren Ende in Jerim schreibt er, wie bereits erwähnt, an Linné: »Aber sollte ich nicht leben dürfen, dann haben ich und die Wissenschaft mehr verloren, als man beschreiben kann.«

Forsskåls Worte sind prophetisch. Er darf nicht weiterleben, und die Wissenschaft verliert mehr, als man beschreiben kann. Auf jeden Fall mehr, als man in fast zweihundert Jahren hat beschreiben können. Heute ist es dank der Untersuchungen des Forschers Carl Christensen möglich, diesen Verlust zu beurteilen: Peter Forsskål erreicht die Zu-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

kunft genauso, wie er in die Erde gelegt wurde, beraubt seines Werkes, wie er seines Sarges beraubt wurde.

Als Forsskål am 13. Juli 1763 in Jerim stirbt, sind alle seine Manuskripte und der weitaus größte Teil seiner Sammlungen intakt, und wir können uns einen Überblick über ihren Inhalt bilden. Während des Aufenthaltes in Konstantinopel 1761 verpackt er eine umfassende Sammlung der während der Reise mit der *Grönland* gesammelten Pflanzen und Seetiere. Forsskål bittet inständig darum, die Kisten umgehend abzusenden, da in dem warmen Klima sonst der Alkohol verdampfen würde. Aber von Gähler hat es nicht eilig. Erst zwei Jahre später, 1763, geht der Versand nach Kopenhagen vor sich, und als sie ankommen, sind große Teile der Sammlungen vernichtet. Aus Ägypten sendet Forsskål außerdem drei große Pakete mit Pflanzen, mehrere Kisten mit Tieren in Spiritus, einige Insektensammlungen und eine Reihe ausgestopfter Vögel ab. Auch diese Sendung kommt schließlich in beschädigtem Zustand an, weil Seeräuber sich unterwegs für die Sachen interessiert haben. Aus Suez sendet er eine weitere Kiste mit Naturalien, die unterwegs verloren geht. Aus Arabien schickt er keine Naturalien. Sie liegen in jenen Kisten, die Ismael Salech zum Zollhaus in Mokka brachte, wo er, wie wir gesehen haben, veranlaßte, daß ein großer Teil von ihnen vernichtet wurde. Außerdem verursacht das warme Klima wiederum ein Verdampfen des Alkohols mit dem Ergebnis, daß mehrere Kisten mit Fischen verfaulen und ins Rote Meer geworfen werden müssen. Übrig bleiben trotz all dieser Zerstörungen nicht weniger als zwölf Kisten, die nach Forsskåls Tod von Mokka nach Bombay expediert werden. Von hier aus gehen sie an einen dänischen Kaufmann in Calcutta, der sie nach Trankebar weitersendet. Bei der Ankunft haben sie während der Transporte schweren Schaden erlitten, zahlreiche Pakete sind durch Salzwasser be-

schädigt, die Gläser mit den Tieren sind zerbrochen, der Alkohol ist verdampft oder ausgelaufen. Die Missionare in Trankebar müssen große Mengen fortwerfen und die Reste auf Kosten der Asiatischen Kompanie in neue und stärkere Kisten umpacken, die an Bord eines dänischen Schiffes nach China gebracht werden. Erst nachdem es dort gewesen ist, kehrt das Schiff nach Kopenhagen zurück, und 1766, drei Jahre nach Forsskåls Tod, kommt der letzte Teil seiner Sammlungen endlich in Dänemark an.

Samen sind leichter zu verschicken, wenn sie Forsskål auch aus anderen Gründen genau so viel Mühe bereiten wie die zoologischen Sammlungen. Forsskål sendet Samen von Konstantinopel, Kairo, Dschidda und Loheia, sorgfältig katalogisiert in Listen mit Nummern bis 347, vermutlich die gesamte Anzahl, zu denen die in Jemen gefundenen kommen. Das war allein keine kleine Portion. Dazu kommt, daß Forsskål in Wirklichkeit sechsmal so viel absendet – über zweitausend Samen. Denn natürlich realisiert er den Plan, den er während des Aufenthaltes in Marseille ausbrütete, Samen an alle bedeutenden Universitäten Europas zu senden, um Linné auf diese Weise einen Anteil an dem Ergebnis seiner Forschungen zu verschaffen. Aus Konstantinopel, Kairo, Dschidda und Loheia sendet Forsskål Samen an die Universitäten Kopenhagen (Oeder,) Uppsala (Linné), London (Miller), Paris (Jussieu), Leiden (Burman) und Montpellier (Sauvage). Er schreibt an Linné von seiner Mühe, die sechs verschiedenen Samensammlungen in Ordnung zu halten. »Das vergrößert wahrscheinlich meine Arbeit, aber es ist eine Arbeit für die Wissenschaft, und für die darf ich niemals Mühe sparen.« Da die Sendungen nach Kopenhagen und Uppsala alle in gutem Zustand ankommen, darf man vermuten, daß dies auch bei den Sendungen an die anderen Universitäten der Fall ist. Zu den Samensammlungen kommt schließlich das große Herbarium, das

Forsskål während seiner Reise anlegt und von dem man annimmt, daß es in seiner ursprünglichen Form in jedem Fall 1300 verschiedene Pflanzen umfaßt hat. Auch dieses Herbarium kommt wohlerhalten in Kopenhagen an.

Soweit Forsskåls zoologische und botanische Sammlungen. Was seine Manuskripte betrifft, so umfassen sie bei seinem Tod große Pakete, die mit einem Schiff über Bombay nach Kopenhagen gehen. Sie enthalten sein Tagebuch, Pflanzen- und Tierbeschreibungen, Abhandlungen über mohammedanische Bräuche, die Aussprache arabischer Worte in Kairo, verglichen mit der Aussprache in Jemen, die Religion der Kopten, den Aussatz, Jemens ältere Geschichte, dazu Berichte über Preise, Waren sowie Münzen und Gewichte in den durchreisten Ländern. Außerdem sendet Forsskål die schon oben erwähnten Abhandlungen aus Kairo, darunter eine »Flora Alexandrina et Cairina«, eine Abhandlung »Von der Fruchtbarkeit der Erde in Ägypten« und »Ein System oder Register von den ägyptischen Pflanzen«. Die erstere erreicht Kopenhagen, die beiden letztgenannten werden von dem Sekretär Temler in der deutschen Kanzlei als »nicht angekommen« verzeichnet.

Trotz erheblicher Schäden und Verluste unterwegs erreicht also der weitaus überwiegende Teil von Forsskåls Sammlungen und Manuskripten ihre Bestimmungsorte. Wir könnten also erleichtert aufatmen, sein Werk sollte nun in sorgfältiger Pflege sein, gesichert gegen Zerstörung und Vernichtung und bereit zur Übergabe an eine autorisierte und den wissenschaftlichen Wert ausschöpfende Bearbeitung. Doch genau das Gegenteil ist die bittere Wahrheit. Die Zerstörung, die Forsskåls unersetzliche Hinterlassenschaften bald durch Seeräuber im Mittelmeer, feindliche Zollbeamte in Mokka, Sturm auf See zwischen Bombay

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und Calcutta, Calcutta und Trankebar, Trankebar und China erleiden, sind nichts im Vergleich mit dem, was nun in Kopenhagen stattfindet.

Passenderweise beginnen wir die Übersicht wieder mit den zoologischen Sammlungen. Wie erwähnt, waren es trotz aller Widerwärtigkeiten eine recht beachtliche Anzahl Kisten, knapp zehn im ganzen, die ankamen. Diese Kisten wurden nun von Peder Ascanius, dem Direktor des Naturalienkabinetts und Professor an dem von Frederik V. errichteten »Ökonomisch-naturhistorischen Amphitheater« in Charlottenborg, in Empfang genommen. Wie man sich vielleicht erinnert, war Ascanius ein enger Freund von Kratzenstein. Sie beide hatten gemeinsam Kramer ernannt, und man kann davon ausgehen, daß beide eine frische Erinnerung an den gewaltigen Streit mit Forsskål bewahrten, den diese Ernennung ausgelöst hatte. Wie weit nun der Haß die Ursache war oder nur gewöhnliche Lässigkeit – Tatsache ist, daß Herr Ascanius die Kisten und Pakete mit den Sammlungen des Verstorbenen ungeöffnet stehen läßt, ohne sie zur wissenschaftlichen Bearbeitung weiterzuleiten, ja selbst ohne dafür zu sorgen, daß neuer Alkohol auf die vielen Hunderte von Gläsern gegossen wird. So vergehen einige Jahre. Linné in Uppsala beginnt unruhig zu werden. Er fragt ängstlich den jungen, vielversprechenden Zoologen in Dänemark, Brünnich, nach dem Zustand der Sammlungen und bekommt Anfang 1765 folgende Antwort: »Noch ist es ungewiß, welches Schicksal die Reichtümer erwartet, die der selige Forsskål auf Kosten seines Lebens erwarb. Vor einigen Jahren kamen seine Sammlungen vom Mittelmeer und aus Ägypten hierher. Ich sah die glückliche Ernte, ein leuchtendes Zeugnis seines großen Fleißes: Kisten, gefüllt mit Insekten, ausgestopften Vögeln, Gläser mit Fischen, Amphibien, Schnecken usw. in Alkohol, aber leider nur einen kurzen Augenblick lang, so

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

daß ich nichts davon näher untersuchen konnte. Sie wurden Herrn Ascanius zusammen mit einigen anderen Dingen, die von Arabien hierher gesandt wurden, überlassen. Ich weiß nicht, ob es der Fall ist, aber ich will hoffen, daß ein großer Teil, besonders der Fische, nicht von Feuchtigkeit und Witterungseinflüssen zerstört ist.« Brünnich ist sich augenscheinlich darüber klar, was vor sich geht, kann aber nichts dagegen unternehmen. Linné versucht auf dem Umweg über Michaelis eine diskrete Anfrage an Bernstorff selbst, begleitet von dem Angebot, Forsskåls Codeschrift zu dechiffrieren, wird aber höflich gebeten, sich um seine eigenen Sachen zu kümmern. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß der, dem die Wartung dieser Sammlungen anvertraut ist, sie bewußt zu Schaden kommen läßt«, sagt Bernstorff. Es geht jedoch, wie Linné fürchtet. Es geschieht nichts mit den empfangenen Kisten. Nun kommen weitere Sendungen an, die den langen Umweg über Bombay, Calcutta und China gesegelt sind. Auch diese Kisten werden beiseitegestellt. Ungeöffnet. Es vergehen noch einige Jahre. Der Alkohol verdampft aus den Gläsern, die Tiere verfaulen, die getrockneten Fische werden von der Feuchtigkeit angegriffen, die ausgestopften Vögel verwandeln sich in Kolonien von Flöhen und Motten. 1770 kann Zoëga mitteilen, daß man noch nichts unternommen hat. Nun kommt Struensee mit seinen Reformen und Reinigungsaktionen. Ascanius wird verabschiedet, und als Brünnich 1772 seinen Posten übernimmt und endlich damit beginnen kann, Forsskåls Kisten zu öffnen, sind die Sammlungen so mitgenommen, daß man einen großen Teil in den Abfalleimer werfen muß. Sowohl Brünnich wie I. C. Fabricius und Otto Fr. Müller verwenden sie als Grundlage für die Beschreibung neuer Arten, aber nach der Bombardierung Kopenhagens im Jahre 1807 werden die Kisten wieder ins Magazin gestellt und bleiben dort stehen. Fast dreißig Jahre

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lang. Ohne Pflege. Übrig von Peter Forsskåls »froher Ernte« ist heute im Zoologischen Museum nur eine Sammlung von Insekten, Fischen, Korallen und Konchylien, die letzteren von der Natur so eingerichtet, daß sie durch menschliche Stumpfheit nicht zerstört werden können. Diese Reste sind jedoch nicht in den Vitrinen des Museums ausgestellt. Man hat in den zweihundert Jahren seit der dänischen Expedition nach Arabien das dänische Zoologische Museum vom Keller bis zum Dachboden durchschreiten können, ohne ein einziges von Forsskåls Tieren ausgestellt zu finden. Was übriggeblieben ist, ist sorgfältig in abgeschlossenen Schränken und Schubladen verstaut. Ist es zu erbärmlich? Menschen sind dafür in den Tod gegangen.

Es ist zu früh, den Mut zu verlieren. Fragen wir nach dem botanischen Teil von Forsskåls Sammlungen. Da sind zunächst die zweitausend Samen, die er unter oft hoffnungslosen Verhältnissen katalogisiert, verpackt und an die sechs Universitäten in Europa versendet. Zu Anfang geht es recht gut. Linné beeilt sich natürlich, Forsskåls Samen in Uppsala zu säen. Es glückt ihm, nicht weniger als achtzig Pflanzen zum Wachsen zu bekommen. Oeder in Kopenhagen ist auch gewissenhaft, er sät seine Samen in dem von ihm selbst angelegten Botanischen Garten, und es kommen im ganzen zweihundertdreißig Pflanzen hervor. Aber dies sind nur die Samen, die Forsskål von Konstantinopel und Kairo abgesandt hat. Die späteren Sendungen gehen nicht an Oeder, sondern an Ascanius und erleiden das gleiche Schicksal wie die Tiersammlungen. Als Brünnich 1772 die sorgfältig verschlossenen und ettikettierten Tüten öffnet, sind die Samen natürlich alle abgestorben. Wie geht es mit den Samen, die Forsskål, um der Wissenschaft zu dienen, an die vier anderen Universitäten überall in Europa sandte? Carl Christensen hat die Sache untersucht. Von Miller in London kommt nicht ein Wort. Von Jussieu in Paris nicht ein

Wort. Von Burman in Leiden nicht ein Wort. Von Sauvage in Montpellier nicht ein Wort.

Forsskåls großes Herbarium mit seinen Sammlungen – bis zu 1600 verschiedene Pflanzen – gehört auch zu den Dingen, die glücklich und wohlbehalten in Kopenhagen ankommen und in Professor Ascanius Obhut gegeben werden. Auch das darf warten. Rottböll beschreibt einige Pflanzen, aber erst zwanzig Jahre nach Forsskåls Tod beginnt Martin Wahl mit der wissenschaftlichen Arbeit, als die Pflanzen von Feuchtigkeit und Insektenangriffen schon stark mitgenommen sind und mehrere von ihnen verloren gingen. Hornemann ist der Ansicht, daß das Herbarium nur ein Drittel der ursprünglichen Funde enthält. Erst einhundert Jahre später rekonstruiert Carl Christensen ein »Herbarium Forsskålii«, dessen großes Interesse in wissenschaftlichen Kreisen die bittere Erkenntnis aufwiegen muß, daß es niemals die Bedeutung erlangte, die Forsskål ihm ursprünglich zugedacht hatte.

Die Zeit ist mit anderen Dingen beschäftigt. In einer stillen Rumpelkammer legt sich der Staub über die Kisten aus dem Glücklichen Arabien. Sie stehen Jahr für Jahr und warten vergeblich, kein Forsskål kommt nach Hause und nimmt sich ihrer an. Nur einige seltene Male steigt ein Kollege die mühsam zu erklimmende Bodentreppe hinauf. Zweihundert Jahre später reisen Zoologen und Botaniker aus der ganzen Welt nach Kopenhagen, um sich über die Reste von Peter Forsskåls »Froher Ernte« zu beugen.

Nach der Zerstörung, die Forsskåls Sammlungen trifft, darf man wenigstens auf ein milderes Schicksal für seine Manuskripte hoffen. Damit ist es etwas anderes. Manuskripte sind leichter zu verschicken und aufzuheben als eine Kiste mit Tieren und Pflanzen. Sie können nicht verfaulen und den Motten zum Opfer fallen. Sie können Seegang und derbe Püffe überstehen. Aber sie können keine Gleich-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gültigkeit vertragen. Forsskåls Manuskripte treffen auf beides, Seegang und Gleichgültigkeit.

Während des Aufenthaltes in Ägypten hatte er drei größere Abhandlungen, eine über den Pflanzenwuchs um Alexandria und Kairo, eine Untersuchung der Fruchtbarkeit der Erde in Ägypten und eine ägyptische Botanik ausgearbeitet. Die beiden letzteren gehen auf der Reise verloren, die erstere erreicht ihr Ziel, um aber den Verlust vollkommen zu machen, verschwindet sie in Kopenhagen. Die vielen anderen Untersuchungen Forsskåls über Themen vom Aussatz bis zur Religion der Kopten und der Geschichte des alten Jemen werden mit Quellenangaben in Niebuhrs Schriften benutzt, aber sie werden niemals selbständig herausgegeben. Sein großes Tagebuch, das sich vom ersten Tag der Reise bis knapp zwei Wochen vor seinen Tod erstreckt, erreicht Kopenhagen vollständig, aber es wird nicht herausgegeben. Am 27. Oktober 1774 kann man in »Nya lärde Tidender« (Neue Gelehrte Zeitung) eine kleine Notiz darüber lesen: »Es verlautet in Kopenhagen, daß der jetzige Königlich Dänische Staatsminister Graf von Bernstorff jr. die Anstalt eingeschaltet hat, um Prof. Forsskåls Journal über die Reise in den Orient gedruckt herauszubringen. Eine ersehnte Neuigkeit.« Aber mit der ersehnten Neuigkeit hat es nichts auf sich. Forsskåls Tagebuch wird nicht gedruckt. Es verschwindet spurlos, wie seine Abhandlungen aus Ägypten. Das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch sind die Manuskripte für alle unauffindbar. Selbst der tüchtige Spürhund Carl Christensen gibt die Suche auf, als er während des ersten Weltkrieges seine Abhandlung über Forsskål ausarbeitet. Erst zu Beginn der zwanziger Jahre glückt es Henrik Schück, das Manuskript in der Universitätsbibliothek Kiel auszugraben. Aber es eilt immer noch nicht, und weder Carl Christensen noch Henrik Schück bekommen das Buch lebend zu sehen. 1950

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

endlich, fast hundertneunzig Jahre nach der Niederschrift der ersten Zeile, kommt Peter Forsskåls Tagebuch in Uppsala unter dem Titel »Reise ins Glückliche Arabien« heraus. Da ist seine Vielzahl von Anmerkungen über die durchreisten Länder und ihre Bevölkerung natürlich längst veraltet.

Hiermit sind wir ein gutes Stück in die sieben großen Pakete, die wohlbehalten Kopenhagen erreichten, hinabgestiegen. Der Rest besteht aus größeren zoologischen und botanischen Beschreibungen in lateinischer Sprache, die unter Verhältnissen, auf die wir noch zurückkommen, 1775, zwölf Jahre nach Forsskåls Tod, unter den Titeln *»Descriptiones animalium«* und *»Flora aegyptiaco-arabica«* herauskommen. Im Jahre danach kommt außerdem ein Band mit dreiundvierzig von Baurenfeinds Zeichnungen der Pflanzen Forsskåls heraus, *»Icones rerum naturalium«*. Die beiden erstgenannten werden heutzutage als Hauptwerke für die entsprechenden Gebiete der Wissenschaft betrachtet, aber gleichzeitig hat niemand die Möglichkeit, sie zu sehen. Aus gutem Grund. Die Herausgabe der *Flora* wurde in die Hände eines bis heute nicht zu identifizierenden, aber augenscheinlich wenig kundigen Schweden gelegt, und das 378 Seiten starke Buch wimmelt von Fehlern. Der Herausgeber hat versäumt, die Beschreibungen mit den Pflanzen zu vergleichen, was zu unaufhörlichen Mißverständnissen führt. Forsskåls Feld-Notizen, die nur als Ausgangspunkte für weitere Theorien aufgefaßt werden sollten, wurden kritiklos völlig durcheinander in rohem und unbearbeitetem Zustand abgedruckt, und selbst die Anordnung des Stoffes ist restlos inkonsequent. Forsskåls größter Einsatz wird auf ein unübersichtliches Sammelsurium reduziert. 150 Jahre später kann Carl Christensen durch Auseinanderpflücken und Umlegen des Puzzlespieles ein wirkliches Bild von dem geben, was Forsskål beim

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Sammeln des gewaltigen Materials im Sinn hatte. Es steht danach fest, daß Forsskål vierundzwanzig Familien und etwa dreihundert Arten, die noch zu Carl Christensens Zeit als neu anerkannt werden, nicht nur entdeckte, sondern auch mit beispielloser Genauigkeit beschrieb. Seine Arbeit offenbart außerdem eine gründliche Kenntnis der Morphologie der Pflanzen, er hat über ihre Metamorphose nachgedacht und ist in seinen Deutungen seiner Zeit weit voraus. Es ist sogar nicht übertrieben, ihn als einen der Begründer der Pflanzengeographie zu betrachten. Aber aufgrund der unbearbeiteten Aufbewahrung des Materials dringt nichts davon in die Öffentlichkeit, bekommt nichts Bedeutung für die Forschung der damaligen Zeit. Carl Christensen muß seine Würdigung Peter Forsskåls mit folgender melancholischer Betrachtung abschließen: »Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß eine historische Schilderung einer Person und ihrer Arbeit nur in dem Maße Interesse hat, wie sie zur Entwicklung der Wissenschaft beigetragen haben, dann ist ein Bericht über Forsskål nur von geringem Wert.«

Es bleibt nichts übrig. Das ist das endgültige Resultat der langen Abrechnung. In traurigem Maße erinnert es an das Ergebnis, das wir schon aus anderem Anlaß festgestellt haben. Auch von Havens Teilnahme an der dänischen Expedition ergab keine Ausbeute für die Wissenschaft. Die beiden ehrgeizigen und streitbaren Professoren teilen das gleiche Schicksal. Der eine ist während der ganzen Reise träge, ohne Initiative, ohne Ideen und nur an Komfort interessiert. Er hinterläßt nur ein wertloses Tagebuch von einer Sonderexpedition, die ein totales Fiasko ist. Der andere arbeitet vom Morgen bis zum Abend, interessiert sich für alles, was ihn umgibt, wirft mit funkelnden neuen Theorien und Ideen um sich, entdeckt fesselnde Probleme, wo andere nur Selbstverständlichkeiten sehen, und findet

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ihre Lösung. Er sammelt, katalogisiert und beschreibt. Er hinterläßt nicht nur ein einfaches Tagebuch. Seine Manuskripte füllen sieben schwere Pakete und seine Sammlungen fast zehn Kisten. Aber er hat nicht mehr Erfolg als der andere. Der größte Teil seiner entscheidenden Forschungen wird erst bemerkt, nachdem andere die gleiche Entdeckung gemacht haben und anerkannt worden sind. Die Einsätze sind sehr verschieden. Das Ergebnis aber ist das gleiche.

Mit einer Ausnahme. Einer Pflanze mit Namen *Forsskålea*. Peter Forsskål hat diese Pflanze selbst gefunden, aber den Namen verdankt sie Linné, der die Angewohnheit hatte, Naturforscher oder Mäzene der Naturwissenschaft durch Benennung von Pflanzenfamilien zu ehren und ihnen damit ein unvergängliches Monument zu errichten. Auch Forsskål wollte gerne durch die Verknüpfung seines Namens mit einer Pflanze unsterblich werden, und als er seinerzeit auf der dramatischen Alleinreise nach Alexandria, auf der er von Räubern überfallen wurde, eine Blume fand, die er für unentdeckt hielt, bat er Linné, sie nach dem Finder zu benennen. Das geschah in einem Brief aus Kairo vom 12. April 1762, in dem Forsskål seinen Fund beschrieb und fortfuhr: »Wenn es dem Herrn Archiater angenehm ist, soll sie, deren Kenntnis mit dem Abenteuer, von Räubers Gnaden zu leben, erkauft wurde, meinen Namen tragen.«

Linné untersuchte die Blume, deren Samen Forsskål ihm gesandt hatte, stellte aber fest, daß von einer neuen Familie, die sein Schüler angenommen hatte, nicht die Rede war, und konnte infolgedessen seinen Wunsch nicht erfüllen. Seit Linné diese Sendung in Uppsala empfing und die Samen zum Keimen gebracht hatte, waren jedoch fast zwei Jahre vergangen. Nun hört er von Forsskåls Tod in dem fernen Jerim und beschließt, sein Andenken dadurch zu eh-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ren, daß er einer anderen aus von ihm gesandten Samen gekeimten Pflanzen, die im Gegensatz zu der erstgenannten wirklich neu war, seinen Namen gibt. Forsskål hatte sie selbst auf der Samentüte *Caidbeja* genannt, weil sie bei dem Dorfe Caid Bey in der Nähe von Kairo gefunden wurde. Linné tauft sie nun *Forsskålea* und gibt ihr die beschreibenden Nebenbezeichnungen *tenacissima*, *hispida*, *adhaerens*, *uncinata*. Als Niebuhr von dieser Wahl hört, gerät er vor Zorn außer sich. Der Sohn erzählt, daß er Linné die, wie Niebuhr glaubte, herabwürdigende Kritik an dem Verstorbenen nie verziehen hat. Sowohl Carl Christensen als auch Henrik Schück versuchen, Linné von Niebuhrs Anklage reinzuwaschen. Unter anderem weisen sie darauf hin, daß einige dieser Beiworte, die besonders Niebuhrs Zorn erregten, der Pflanze ursprünglich von Forsskål selbst gegeben wurden. Wir können hier kaum die Auffassung der beiden Forscher teilen. Erstens haben wir nicht allein Carsten Niebuhrs Aussagen, sondern gleichzeitig die einer Reihe von anderen Zeitgenossen, die wie Beckmann und Lindberg alle den gleichen Standpunkt einnehmen – wohl weil man damals wußte, daß der große Linné nicht selten in seiner Namensgebung zwischen dem Charakter der Pflanze und dem Wesen des Menschen, nach dem sie benannt war, eine Übereinstimmung zu schaffen versuchte. Außerdem hätte Linné ja ebenso gut eine andere Pflanze als gerade diese mit den fatalen Beiworten wählen können. Entscheidend ist jedoch, daß Linné mit seiner Wahl Peter Forsskål eine so treffende Charakteristik gibt, daß sie unmöglich auf reinem Zufall beruhen kann. Niebuhr war also nicht grundlos beleidigt. Selbst wenn Linné kaum absichtlos gewählt hat, so ist damit doch nicht gesagt, daß seine Charakteristik so herabwürdigend aufzufassen war, wie Niebuhr glaubte. Er braucht nicht entschuldigt zu werden. Er hat die Wahrheit getroffen. Er kannte Peter Forsskål.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Er wußte, daß dieser Mann nicht mit Rosen und Orchideen zu ehren war. Es wuchsen auch keine vornehmen Blumen auf dem verlassenen Grab vor Jerim. Das Gedenken an Forsskål sollte keine Erinnerung an Wohlgeruch und Schönheit sein, es sollte eine Erinnerung sein, die ätzte, eine Erinnerung, die versengte. Die vier Beiworte *tenacissima*, *hispida*, *adhaerens* und *uncinata* bedeuten hartnäkkig, wild, starrköpfig und borstig. Die einzige lebende Erinnerung an Peter Forsskål, gestorben in Jerim im Glücklichen Arabien, die Pflanze *Forsskålea*, ist eine Brennessel.

5.

Peter Forsskåls Krankheit und Tod haben zu einem Zeitpunkt, an dem ohnehin kein Tag zu verlieren war, weitere Verspätungen in den Reiseplan der Expedition gebracht. Jetzt bleibt kaum noch ein Monat bis zum Auslaufen der englischen Schiffe aus Mokka, und sie haben noch nicht den halben Weg nach Sana zurückgelegt. Niebuhr, Baurenfeind, Kramer und Berggren brechen darum schon am Tage nach Forsskåls Begräbnis aus Jerim auf, um die Reise durch die Berge fortzusetzen. In Anbetracht der Umstände wirkt ihr Entschluß, weiterzureisen, heroisch; aber es ist keine heldenmütige kleine Schar, die nun die letzten Etappen, die sie von dem großen Endziel der Reise noch trennen, zu überwinden versucht. Die Geschehnisse in Jerim haben sie alle zu Tode erschreckt. Wenn es Forsskål, der ohne Zweifel der stärkste von ihnen war, so elend ergehen konnte, was hatten sie dann selbst zu erwarten? Niebuhr hat schon seit ein paar Monaten an regelmäßigen Fieberanfällen gelitten, und in der letzten Woche ist es mit Baurenfeind und Berggren steil bergab gegangen. Wann setzt das Fieber ernsthaft ein? Heute? Morgen? In einer Wo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

che? Unter welchen Leiden sollen sie ihre letzten Stunden in diesem unglückseligen Glücklichen Arabien zubringen, in dem der Tod ihnen vielleicht nicht einmal ein Grab gönnt?

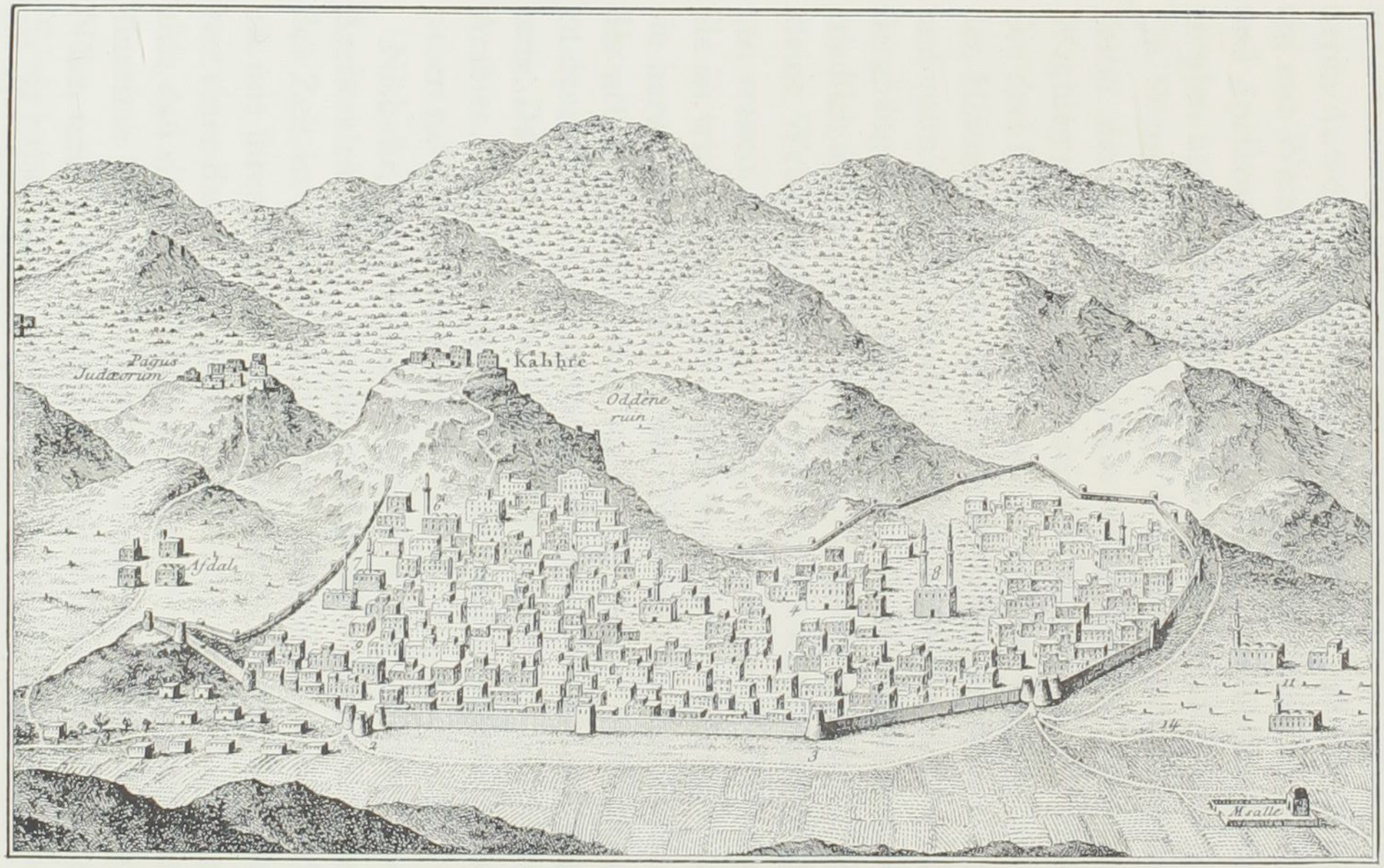
Besonders Carsten Niebuhr ist tief betroffen. Mit Forsskål hat er den Menschen verloren, der ihm von allen Expeditionsteilnehmern am nächsten stand. Nachdem von Haven versagt hatte, war es ihre gemeinsame Arbeit, die dem großen Unternehmen ein zu verantwortendes Ergebnis sichern sollte. Mehr als ein Jahr lang war Forsskål außerdem praktisch der Leiter der Expedition gewesen. Er war es, der mit den Arabern verhandelte, er machte die Pläne und sicherte ihre Durchführung. Nun steht Niebuhr der großen Verantwortung allein gegenüber, ohne andere Hilfe als Baurenfeind und Kramer, beide älter als er selbst, aber schwach, ohne Initiative und nicht in der Lage, sich auf Arabisch zu verständigen. Die Aussichten scheinen hoffnungslos. Niebuhr kommen ernsthafte Zweifel, daß irgendeiner von ihnen jemals zurückkehren wird, und diese Zweifel sind die Ursache für einen anderen Kummer. Wenn die ganze Expedition jetzt zu Grunde geht, was soll aus ihren Papieren werden? Wer soll sich um die Kisten mit Forsskåls Sammlungen kümmern? Niebuhr führt nun sieben Pakete mit Forsskåls hinterlassenen Manuskripten bei sich; dazu kommt sein eigenes Tagebuch, das längst mehr als tausend Seiten umfaßt, seine Landkarte, seine astronomischen Tabellen, außerdem Baurenfeinds Zeichnungen von Landschaften, Städten, Trachten, Pflanzen und Tieren. Wer soll sich um dieses Material kümmern und es nach Kopenhagen bringen, wenn keiner überlebt? Und was wird man zu Hause sagen, wenn die ganze Expedition hier zwischen diesen Bergen, ohne ein einziges Ergebnis zu hinterlassen, verschwindet?

Der Sohn schreibt: »Dies war der einzige Zeitpunkt der

Reise, an dem mein Vater der Schwermut nachgab und alles treiben ließ. Er befand sich zum Schluß in einem Zustand der stumpfen Resignation, die nicht selten Europäer in den heißen Ländern ergreift, wenn sie von Krankheiten und Kummer betroffen werden.« Niebuhrs Mutlosigkeit ist auch in der äußeren Geschichte der Expedition nach dem Aufbruch aus Jerim mehrfach zu spüren. Plötzlich sind die Zwischenräume zwischen den Namen auf seiner Landkarte auffallend lang, und er reitet dicht an den Dörfern Hoddafa und Dháfar vorbei, ohne sie aufzusuchen und die himjaritischen Inschriften zu kopieren, von denen man ihm erzählt, und die im übrigen das Ziel mehrerer Expeditionen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts werden. Als sie am Abend des 13. Juli nach ihrer ersten Tagereise von Jerim in Damar ankommen, zieht der sonst so genau rechnende Kassenmeister nicht in die öffentliche Herberge, sondern mietet ein Haus für den ganzen Monat, nur damit die Expedition eine ganze Nacht in Frieden zubringen kann, eine Vorsichtsmaßregel, die sich jedoch als nicht ganz überflüssig erweist, da sie auch hier einem gewaltigen Steinbombardement der Bevölkerung ausgesetzt sind. Schlimmer ist noch, daß sie Berggren, der am nächsten Morgen zu krank ist, um die Reise fortzusetzen, seinem Schicksal überlassen, während sie selbst weiterreiten.

Ohne Organisation und Zusammenhalt, verdrossen und verschlossen, jeder für sich in seine eigenen Gedanken vertieft, legen Niebuhr, Kramer und Baurenfeind nun die letzten Etappen ihrer langen Reise zurück. Kaum beachten sie den Anhang von neugierigen Arabern, die sie unter dem Vorwand, Dr. Kramer konsultieren zu wollen, begleiten. Die Regenzeit hat begonnen. Jeden Nachmittag ziehen Gewitterwolken über die Berge und durchnässen ihre Kleidung und ihr Gepäck. Gebeugt und stumm sitzen sie auf ihren Eseln, während das Fieber in der Haut brennt und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



TAIS NACH EINER ZEICHNUNG VON NIEBUHR

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

der Regen herunterströmt. Da, am Abend des 16. Juli, als es nicht hoffnungsloser aussehen kann, klärt es sich auf, die Sonne bricht hervor, und sie reiten an einigen größeren Anwesen vorbei, umgeben von weitgestreckten Gärten mit Weintrauben und Bäumen mit Walnüssen, Birnen und Aprikosen, die schon reif sind. Die Blätter der Bäume tropfen nach dem Regen, und es sieht aus, als hätten auch die Wasserpfützen auf dem Weg etwas von der roten Farbe des Sonnenunterganges abbekommen. Noch eine Wegbiegung, dann öffnet sich die Landschaft vor ihnen. Die drei Männer halten an und sehen über das Tal mit all den Häusern. Der Rauch der Feuerstellen steigt nach oben und vermischt sich mit dem Wasserdampf, der noch an den Berghängen hängt, alles ist still, ein Bienenfresser sitzt friedlich auf einem Zweig im Vordergrund. Es dauert eine kleine Weile, ehe die müden Reisenden ihren eigenen Augen trauen. Die Stadt unten im Tal ist kein Fiebertraum. Sie ist wirklich wie der frische Erdgeruch in der Luft um sie herum, das Geräusch der Tropfen von den Bäumen, der grüne Bienenfresser, der immer wieder auffliegt und zu demselben Zweig zurückkehrt. Es ist keine Luftspiegelung. Das ist Sana. Das ist die Hauptstadt des Glücklichen Arabien. Nach einer Reise von zwei und einem halben Jahr haben sie es wirklich erreicht.

Niebuhr, Kramer und Baurenfeind haben immer noch die Araberkleidung an, die sie seit Ägypten tragen. Im Laufe der Zeit ist sie so zerfetzt und schmutzig geworden, daß sie mit ihren von der Krankheit gezeichneten Gesichtern fast einer Bande verhungerter Räuber gleichen. Sie einigen sich, daß sie in diesen Lumpen nicht in die Stadt des Imam einreiten können, und gehen zu einer Kaffeehütte in der Nähe, um die Kleidung zu wechseln. Die beste Kleidung, die sie haben, sind einige türkische Trachten, die sie sich in Konstantinopel anschafften. Sie passen nicht besonders gut

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

in diese Gegend, aber sie sind sauber und ohne Risse. Nach dem sie sich gewaschen und den Bart gestutzt haben, ziehen sie die saubere Kleidung an und setzen erfrischt ihren Weg fort. Bald danach kommt ihnen ein vornehmer Araber entgegengeritten. Er hält vor ihnen an und stellt sich in ausgesuchten Redewendungen vor. Er ist Schreiber bei Fakih Ahmed, dem Staatsminister des Imam. Er erzählt ihnen, daß sie bereits seit längerer Zeit erwartet wurden, und als das Gerücht über ihre Ankunft die Stadt früh am Tage erreichte, hatte der Imam ihn gebeten, ihnen zum Willkommen entgegenzureiten und ihnen zu sagen, daß Seine Hoheit ihnen ein Landhaus zur Verfügung gestellt habe, in dem sie sich aufhalten könnten, so lange sie Lust hätten.

In dieser Nacht schläft die dänische Expedition zum ersten Mal seit langer Zeit wieder in richtigen Betten, und als sie am folgenden Tag beim Morgenkaffee sitzen, kommen die Willkommensgeschenke des Imam an. Es ist ein ganzer Aufzug, fünf lebende Schafe, drei Kamele, bepackt mit Feuerung für die Küche, eine Menge Wachslichte, Säkke mit Reis und allen Arten von Gemüsen. Gleichzeitig bittet der Imam zu entschuldigen, daß er sie erst in zwei Tagen empfangen kann. Er hat viel damit zu tun, seinen Truppen den Lohn auszuzahlen. Niebuhr beklagt in seinem Tagebuch diesen Aufschub. Er denkt an die englischen Schiffe. Da es eine Unhöflichkeit wäre, vor der Audienz beim Imam in den Straßen von Sana herumzuspazieren, bedeutet dies zwei tatenlose Tage in ihrem Landhaus. Aber gerade das gibt ihnen Gelegenheit, ein wenig zu Kräften zu kommen. Die Laune hebt sich, und nun kommt wahrhaftig auch Berggren aus Damar an. Der starke Schwede sieht etwas triefäugig aus. Er gibt zu, daß diese Etappe anstrengender war als der Krieg in Preußen. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Reise nach Sana fortzuset-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

zen. Beim Anblick seines Zustandes wollten die Leute ihm einfach kein Obdach geben. Sie fürchteten, er könnte ihnen unter den Händen sterben. Stattdessen schenkten sie ihm sogar einen Esel zum Weiterreisen, nur um ihn los zu werden.

Die Expedition ist wieder vollständig, abgesehen von den beiden Teilnehmern, die Sana nie zu sehen bekamen. Niebuhr geht in der vornehmen Umgebung spazieren, ißt Weintrauben und nimmt Ferien sowohl von den sorgenvollen Gedanken über die Vergangenheit, als auch von den Kümmernissen der Zukunft: »Seit langem hatten wir kein so behagliches Unterkommen mehr. Das Haus bestand aus lauter schönen Zimmern und lag in einem Garten mit Obstbäumen aller Art, die wild zu wachsen schienen. Es war ein Garten in arabischem Stil mit Springbrunnen und Bassins, in dem man Schatten und keine Spaziergänge sucht.«

Zwei Tage später, am 19. Juli, werden sie wie verabredet beim Imam in Audienz empfangen. Schon am Vormittag kommt Fakih Ahmeds Schreiber und führt sie zum Palast, wo große Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen worden sind. Der sonnenerfüllte Hofplatz ist zum Bersten voll mit Pferden, Dienern und Beamten, und erst als der Oberstallmeister des Imam ihnen mit einem großen Knüppel in der Hand einen Weg bahnt, glückt es den Expeditionsteilnehmern, den Eingang zu erreichen. Es ist Carsten Niebuhr, der jetzt die Expedition leitet. Hier ist die Schilderung des Treffens zwischen dem Bauernsohn aus dem feuchten Marschland, der sich selbst unterrichtete, und seiner königlichen Hoheit, dem Imam über das Glückliche Arabien, erzählt von dem Bauernsohn selbst in der Form, wie er nie müde wurde, sie zu wiederholen:

»Die Audienz fand in einem großen, rechteckigen Saal mit gewölbter Decke statt. In der Mitte war ein Springbrunnen, dessen Wassersäule vierzehn Fuß in die Luft stieg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Hinter dem Bassin war eine Erhöhung und hinter dieser eine weitere Erhöhung, auf der der Thron des Imam stand. Der ganze Fußboden sowohl um das Bassin als auch auf den Erhöhungen war mit persischen Teppichen belegt. Der Thron selbst bestand nur aus einer viereckigen, mit Seidenstoffen bedeckten Erhöhung, auf der drei große Polster angebracht waren, eines dahinter und eines an jeder Seite des Imam, alle mit sehr kostbaren Stoffen bezogen. Der Imam selbst war in einen hellgrünen Mantel mit weiten Ärmeln gekleidet. Auf beiden Seiten der Brust waren große goldene Schleifen an den Mantel geheftet. An seiner rechten Seite standen seine Söhne, an seiner linken seine Brüder. Vor ihm auf der Erhöhung stand sein Staatsminister Fakih Ahmed, und eine Stufe tiefer nahm die dänische Expedition nun Aufstellung. Parallel zu den Wänden bis hin zur Tür standen vornehme Araber in zwei langen Reihen.

Wir wurden direkt zum Imam hingeführt, um seine rechte Hand außen und innen und die Kleidung über seinem einen Knie zu küssen. Das erste und letzte ist allgemein üblich, wenn man einem arabischen Fürsten gegenübersteht. Dagegen ist es ein außerordentlich hoher Ehrenbeweis, wenn sie einem Ausländer die Hand zum inwendigen Kuß reichen. Im ganzen Saal herrschte eine tiefe Stille. Aber immer in dem Augenblick, in dem einer von uns die Hand des Imam berührte, rief ein Herold einige Worte, die ungefähr »Allah bewahre den Imam« bedeuten mochten. Sein Ruf wurde von allen Anwesenden aufgenommen, die die Worte mit der vollen Kraft ihrer Lungen zu wiederholen schienen. Da ich der erste war und nur daran dachte, meine Komplimente in einem möglichst vollendeten Arabisch hervorzubringen und die große Prachtentfaltung zu betrachten, derengleichen ich an keiner anderen Stelle in Arabien begegnet bin, kann ich nicht leugnen, daß ich bei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

diesem gewaltigen Lärm etwas erschrak, besonders, da man genau in dem Augenblick zu rufen begann, in dem ich die Hand des Imam berührte. Ich faßte mich jedoch schnell wieder, und als man auch rief, wenn meine Reisegefährten die Hand des Imam ergriffen, fiel mir ein, daß es bei dieser Zeremonie ungefähr auf gleiche Weise vor sich ging wie zu Hause, wo wir auch einen Mann mit Hurra-Rufen hochleben lassen.«

Carsten Niebuhr fällt es schwer, den Dialekt in Sana zu verstehen, und er muß während der nachfolgenden Unterhaltung mit dem Imam einen Dolmetscher haben. Da er im Hinblick auf das Motiv der Reise nicht gerne auf Einzelheiten eingehen will, erzählt er, daß sie Dänen sind und durch das Rote Meer reisten, weil es der kürzeste Weg zur dänischen Kolonie Trankebar ist. Unterwegs haben sie die weitgestreckten Länder des Imam, die für ihre Schönheit und ihren Reichtum berühmt sind, besuchen wollen. Niebuhr erzählt nichts davon, daß sie das Vergnügen mit dem Leben zweier ihrer Begleiter bezahlen mußten, daß der Aufenthalt in Mokka sie fünfzig venetianische Dukaten kostete und die Bevölkerung in Jerim und Damar sie mit Steinwürfen empfing. Er sagt, daß er die Sicherheit, mit der sie auf den Wegen des Imam reisen konnten, sowie die Gastfreundschaft, mit der sie überall empfangen wurden, nur loben kann. Dann gibt er den anderen ein Zeichen und zeigt seine Seltenheiten vor, in erster Linie das Vergrößerungsglas und das Fernrohr. Die erprobten Zirkusnummern werden für eine Extravorstellung hervorgeholt. Der Imam sieht Leute, die auf dem Kopf gehen ; sieht eine Laus sich in ein Ungeheuer verwandeln. Niebuhr zeigt ihre Barometer und ihre Kompasse, einige von Baurenfeinds Zeichnungen, einige Kupferstiche, Landkarten und Seekarten. Zum Schluß überreicht er dem Imam und Fakih Ahmed Geschenke, bestehend aus Uhren und verschiedenen

von Forsskål hinterlassenen Physikinstrumenten. Alles wird gnädig angenommen. Als sie wieder ins Haus mit dem Garten und den Springbrunnen zurückgekehrt sind, bekommt jeder der Teilnehmer einen Beutel, der neunundneunzig Komassi oder drei Speziestaler in Kleingeld enthält. Der Kassenmeister macht sich Gedanken über dieses merkwürdige Geschenk: »Es wirkte merkwürdig, daß der Imam uns ausschließlich in Scheidemünzen Geld schickte, aber da man auf dem Markt alles bar kaufen mußte, lag vielleicht eben darin eine Aufmerksamkeit von Seiten des Arabers; man wollte uns die Mühe abnehmen, die großen Münzsorten zu wechseln.«

Nach der Audienz beim Imam haben die Teilnehmer die Erlaubnis, frei in der Hauptstadt herumzugehen, und Niebuhr beginnt sofort mit der Ausarbeitung eines Grundrisses der Stadt. Das Gerücht von ihrer Ankunft hat sich längst bei allen Einwohnern herumgesprochen, und er wird bei seiner Arbeit derart von Neugierigen gestört, daß er Winkelmessungen mit Astrolabium und Kompaß ganz aufgeben muß. Stattdessen kehrt er zu seiner alten Methode aus Ägypten zurück und schreitet die Straßen von dem einen Ende zum anderen ab, während er so tut, als hätte er nichts besonderes vor. Als der Stadtplan gezeichnet ist, versucht er sich einen Überblick über den Handel der Stadt zu verschaffen, eine Arbeit, die er in alten Tagen zusammen mit Forsskål ausführte. Er besucht das umfangreiche Marktviertel und beschreibt die besonderen Gäßchen, in denen mit Feuerung, Holzkohle, Eisen, Weintrauben, Korn, Butter, Salz und Brot gehandelt wird. Das letztere wird, wie nahezu überall in Arabien, nur von Frauen verkauft. Da ist außerdem ein besonderer Markt, auf dem alte Kleidung gegen neue eingetauscht wird, es gibt Hütten mit türkischen, indischen und persischen Waren. Es gibt Wurzeln und Medikamente, getrocknete und frische Früchte wie

Birnen, Aprikosen, Pfirsiche und Feigen. Es gibt Handwerkerstraßen mit Schmieden, Schuhmachern, Sattelmachern, Schneidern, Hutmachern, Steinmetzen, Goldschmieden, Buchbindern und Schreibern. Überall findet man einen Überfluß an frischem Obst und Gemüse, allein an Weintrauben zählt er bis zu zwanzig verschiedene Sorten.

Die Hauptstadt des Glücklichen Arabien übertrifft alle Erwartungen. Sana ist wirklich ein Paradies auf Erden. Dazukommt, daß die dänische Expedition nach der Audienz von allen Personen der Obrigkeit außerordentlich wohlwollend empfangen wird, keiner erpreßt Geld von ihnen, keiner wirft Steine an ihre Fenster, der Imam selbst hat ihnen sein Landhaus überlassen. Sie wohnen besser als zu jedem anderen Zeitpunkt der Reise, und nun sendet der Imam ihnen eine Einladung, ein ganzes Jahr als seine Gäste in der Stadt zu bleiben. Sana ist das Hauptziel ihrer Reise, sie haben früher in Kairo ein ganzes Jahr in einer Hauptstadt zugebracht, so daß eigentlich nichts sie daran hindern sollte, die großmütige Einladung des Imam dankbar anzunehmen. Nach Ablauf des Jahres werden die englischen Schiffe nach Mokka zurückgekehrt und aufs neue bereit sein, die Expedition nach Indien weiterzubringen, von wo aus sie über Trankebar nach Hause reisen können. Die Vorteile sind durchaus einleuchtend. Sie entgehen einer überstürzten, gewagten Rückreise und hätten stattdessen ein langes und friedliches Jahr in Sana, wo sie unter den denkbar besten Bedingungen zu Kräften kommen und Studien treiben können, ohne daß es sie einen Pfennig kostet. Trotzdem zögert Niebuhr nicht einen Augenblick. Seine Antwort an den Imam ist eine Absage.

Er hat selbst das Gefühl, seine Haltung erklären zu müssen, und im Tagebuch zählt er zur Verteidigung seines Entschlusses, sogleich nach Mokka zurückzukehren, nicht weniger als fünf Gründe auf. Erstens sind beide Professoren

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

tot, keiner wäre imstande, Studien über Sprache und Naturwissenschaften zu machen. Zweitens hat Niebuhr selbst nun genug Beobachtungen für die ausführliche Ausarbeitung einer Landkarte des Jemen gesammelt. Drittens hat er von verschiedenen Leuten gehört, die Opfer der Grausamkeit des Imam geworden sind. Viertens haben sie bereits große Schwierigkeiten mit den Dolas in Mokka und Tais gehabt und wollen sich diesen nicht noch einmal aussetzen; und fünftens fürchten sie den Einfluß des schlechten Klimas auf ihre Gesundheit.

So viele Worte. Wenn die guten Gründe so zahlreich sind, zählt in der Regel nur einer wirklich. So liegt die Sache auch hier. Niebuhr hat nur einen Grund, die Geste des Imam abzuweisen und Hals über Kopf aus Sana zu flüchten, und der kommt nur indirekt in seiner Aufzählung zum Ausdruck. Sie fürchten sich. Sie haben von Haven und Peter Forsskål sterben sehen. Auf die gleiche Art, plötzlich und unerklärlich, ohne daß Kramer etwas ausrichten konnte. Sie sind sich darüber klar, daß sie mit der gleichen Krankheit im Blut herumgehen, und sie haben Angst, das gleiche Schicksal zu erleiden. Und nicht genug damit. Wenn sie alle zusammen in Sana sterben, werden die Papiere und Sammlungen der Expedition keine irdische Chance haben, Kopenhagen zu erreichen. Das ganze Unternehmen wird vergeblich gewesen sein. Das Risiko ist augenfällig. Niebuhr geht es noch immer schlecht, der fleißige Baurenfeind hat seit Wochen nicht einen Strich zu Papier gebracht. Berggren ist von Fieberanfällen ausgehöhlt, und nach der Ankunft in Sana hat auch Kramer angefangen, über diese merkwürdige »Erkältung« zu klagen. Das ist der wahre Hintergrund für Niebuhrs drastischen Entschluß. Sie können es sich nicht leisten, ihr eigenes Leben und damit die Ergebnisse der Expedition um eines Extrajahrs in Sana willen aufs Spiel zu setzen. Es würde

viel angenehmer für sie sein, sich in ihrem komfortablen Haus im Garten mit den Springbrunnen auszuruhen, statt sich, krank und ermattet wie sie sind, auf eine gewagte Rückreise nach Mokka zu begeben. Es ist möglich, daß sie es nicht erreichen. Es ist möglich, daß die englischen Schiffe, wenn sie ankommen, bereits abgesegelt sind. Aber es ist, wenn man alles in Betracht zieht, ihre einzige Chance, die Ausbeute der mehr als zweijährigen Arbeit zu retten. Der Tod hat sie nacheinander beiseite gewinkt und ihnen allen das Gleiche ins Ohr geflüstert. Wollen sie vor ihm fliehen, müssen sie auch aus dem Glücklichen Arabien fliehen.

Die englischen Schiffe lichten in der ersten Augusthälfte den Anker. Die Audienz beim Imam findet am 19. Juli statt. Es bleiben also nicht viel mehr als vierzehn Tage. Niebuhrs ursprünglicher Plan ging davon aus, Sana bereits am 20. Juli, am Tag nach der Audienz also, zu verlassen. Aber das Programm zeigt sich bald als zu knapp. Nun entstehen neue Verzögerungen. Erst soll eine große Abschiedsaudienz beim Imam inszeniert werden. Es wird eine Wiederholung der Zeremonie bei der Ankunft, aber diesmal gibt es nicht nur Geschenke in Form von Scheidemünzen. Niebuhr als Leiter der Expedition bekommt Gewänder überreicht, wie sie nur von den vornehmsten Arabern getragen werden. Außerdem versieht der Imam die dänische Expedition mit den für ihre Reise notwendigen Kamelen und Eseln, und schließlich überreicht er ihnen ein Geldgeschenk von zweihundert Speziestalern. Niebuhr ist etwas im Zweifel darüber, inwieweit es sich gehört, so viel Geld anzunehmen, aber der Gedanke an die fünfzig venetianischen Dukaten für den Dola in Mokka, der immer in seinem Bewußtsein dämmert, läßt es ihn dankend behalten. Im übrigen wird diese Abschiedsaudienz kein Erfolg für ihn. Mitten in der großen Prachtentfaltung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

und der Überreichung der wertvollen Geschenke bekommt er einen Fieberanfall, und man kann sich einen Begriff von seinem Zustand in diesen Wochen machen, wenn man im Tagebuch liest, daß dieser Anfall den äußerst höflichen Mann dazu zwingt, mitten während der Feierlichkeiten den Imam um Erlaubnis zu bitten, nach draußen gehen und sich etwas in den Schatten setzen zu dürfen, um wieder ein wenig zu Kräften zu kommen.

Nach der Audienz beim Imam zeigen sich neue Hindernisse. Es dreht sich um die zur Verfügung gestellten Kamele. Einige Zwischenhändler wittern eine Gelegenheit für Trinkgelder, und eine Reihe kostbarer Tage vergeht damit, Mißverständnisse aufzuklären und die Betrüger in ihre Schranken zu weisen. Erst am 26. Juli ist die kleine Karawane reisefertig.

Wieder muß eine bittere Entscheidung getroffen werden. Niebuhr hat die Wahl, die Rückreise entweder auf der gleichen Route zu machen, der sie auf dem Hinweg folgten, dem Hauptweg über Tais, oder den viel schlechteren Weg durch die unsicheren und fast unbewohnten Berggegenden hinunter über Mofhak und Samfur nach Beit el-Fakih zu nehmen. Niebuhr entschließt sich kaltblütig für den letzteren. Er ist bedeutend länger als der erste und nicht so bequem, aber er zieht es vor, in elenden Kaffeehütten zu übernachten, statt weitere Beschwerlichkeiten mit den Dolas in Jerim und Tais zu bekommen. Er will gern einen weiten Umweg reiten, um einem Wiedersehen mit diesen Gegenden zu entgehen. Außerdem wird es für seine Jemen-Karte von großem Wert sein, daß er Gelegenheit bekommt, eine Kontrollinie direkt von Sana nach Beit el-Fakih zu legen.

Nun beginnt der Wettlauf der vier fieberkranken Männer mit der Zeit, um Mokka pünktlich zu erreichen. Die Wege erweisen sich bald als die anstrengendsten, die Nie-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

buhr im ganzen Jemen erlebt hat. In forcierten Tagesmärschen rücken sie über Mofhak vorwärts. Der Regen schüttet hernieder, die Kamele waten durch einen See von Lehm und herabstürzenden Steinen. Am 30. Juli sind sie bis etwa vor das Dorf Halesi gekommen. Da bleibt der erste der Kameltreiber stehen. Es ist unmöglich, weiterzukommen. Sie müssen nach Sana umkehren. Niebuhr springt von seinem Esel und läuft zu dem Treiber hin. Auf einer Strekke von mehreren Ellen Länge hat der Regen eine steile Kluft in den schmalen Weg längs des Felsabhanges gewaschen. Es ist ausgeschlossen, die Kamele hinüberzuführen. Die übrigen Araber kommen dazu. Alle sind sich einig, daß nichts zu machen ist. Es gibt keinen anderen Weg nach Beit el-Fakih, sie müssen umkehren und nach Sana zurückreiten. Für Niebuhr wäre dies gleichbedeutend mit noch einem Jahr in Jemen. Er steht stumm da und sieht über die Kluft hin, dann wendet er sich um und befiehlt den Arabern, Steine von den Berghängen zu sammeln und das Loch damit auszufüllen. Niebuhr ist keine autoritäre Persönlichkeit. Die Araber zucken über seine Worte die Schultern und verweigern den Gehorsam. Es würde mindestens zwei Tage dauern, die Kluft zu füllen, sagen sie. Niebuhr geht zu Kramer, Baurenfeind und Berggren. Sie müssen selbst anfassen. Den Rest des Tages schleppen die vier kranken Männer Steine in die Kluft, während die Araber zusehen. Erst als ihnen aufgeht, daß es den Europäern wirklich glükken wird, das Loch zu füllen, beginnen sie, einer nach dem anderen, zu helfen, und gegen Abend können die Kamele hinübergehen. Nach Sonnenuntergang erreichen sie Samfur, wo die Verwirrung und Ermattung so groß ist, daß Niebuhr seinen Kompaß verliert.

Am nächsten Morgen stürzt der Tropenregen aufs neue herunter. Sie setzen die Reise mit Tagesanbruch fort und müssen im Laufe des Tages den Fluß Sehan nicht weniger

als zwölfmal passieren. Selbst sind sie ohnehin so naß, daß es keine Rolle spielt, aber es vergeht jedesmal viel Zeit mit dem Herüberbringen der Kamele, und am Abend sind sie nicht weiter gekommen als bis Hadsjir.

Am nächsten Morgen ist der 1. August. Sie haben erst ein Drittel des Weges nach Mokka zurückgelegt. Niebuhr wartet nicht lange mit der Schlußfolgerung. Es geht zu langsam. Das Tempo muß heraufgesetzt werden. Die Ruhepausen werden eingeschränkt und die Tagesmärsche verdoppelt. Am gleichen Abend erreichen sie Beit el-Fakih.

Niebuhr sieht diese Stadt, in der sie es vor so kurzer Zeit so gut hatten, mit Wehmut wieder. Hier ist der Weg, der durch die Wüste nach Loheia führt, wo er die Abende damit verbrachte, zusammen mit Baurenfeind Violine zu spielen, während Forsskål und von Haven versöhnt zusammen auf der Lehmbank saßen und zuhörten. Hier ist ihr Hauptquartier, zu dem er nach seinen einsamen Ritten durch die Wüste zurückkehrte und erfuhr, daß der Rest der Expedition zusammen mit Forsskål Ferien machte und ihn oben in den Kaffeebergen erwartete. Stumm und todmüde reiten die vier Männer in die Stadt und erkennen Haus für Haus wieder. Das alles hier ist noch unverändert, aber den Frühling in Tehama gibt es nicht mehr.

Während der letzten Etappen sind sie aus dem Regengebiet herausgekommen. Stattdessen legt sich die Wüstenhitze als zusätzliche Bürde über Menschen und Kamele. In Beit el-Fakih bewilligt Niebuhr einen Ruhetag, aber nur unter der Bedingung, daß man bei Sonnenuntergang aufbricht und die kühlen Nachtstunden zur Fortsetzung des Rittes nach Mokka ausnützt. Nun ist Niebuhr auf bekannten Strecken und kann das Tempo noch etwas steigern. Am Morgen des 3. August erreichen sie Zebid, wo der Dola ihnen Lebensmittel und frische Kamele gibt. Am folgenden Abend reisen sie in Richtung auf

Sjerdsje weiter, das sie um Mitternacht erreichen. Sie sind schneller als berechnet; nach einer Stunde Ruhe in der Kaffeehütte gibt Niebuhr wieder das Zeichen zum Aufbruch, und bei Sonnenaufgang des 4. August haben sie Mausjid erreicht. Das Dorf liegt ganz an der Küste. Als die Sonne draußen im Roten Meer untergeht, das nun röter ist als jemals vorher, sitzen sie wieder auf den Eseln. Er schreibt: »Um neun Uhr morgens, den 5. August, vollständig ermattet von der Reise, ritten wir wieder in Mokka ein.«

Aber Niebuhr, Kramer, Baurenfeind und Berggren sind noch nicht am Ziel. Mit ihren letzten Kräften reiten sie zum Hafen. Ein Blick genügt. Die englischen Schiffe sind abgesegelt.

6.

Um sich ein genaues Bild von dem verzweifelten Tempo zu machen, mit dem die vier Männer von Sana nach Mokka reiten, um die Manuskripte und Sammlungen der Expedition zu retten, braucht man nur die ungefähre Anzahl der Tagesreisen auf Hinweg und Rückweg nach den verschiedenen Datumsangaben in Niebuhrs Tagebuch zu vergleichen.

Die Expedition verließ Mokka am 9. Juni und kam am 17. Juli in Sana an. Die Reise hatte also achtunddreißig Tage in Anspruch genommen. Hiervon müssen fünfzehn Tage abgezogen werden, an denen sie mit dem Dola in Tais streiten, und sieben Tage, die Forsskål braucht, um in Jerim zu sterben. Übrig bleiben sechzehn Reisetage zwischen Mokka und Sana. Wenn auch einige wegen Forsskåls Krankheit stark verkürzt werden, ist die Vergleichsgrundlage doch brauchbar, teils, weil das Tempo auf der ganzen Reise hinauf immer so schnell wie möglich war, teils, weil sie auf der Rückreise vier Kranke sind

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

statt nur zwei auf dem Hinweg. Jetzt verlassen sie Sana am 26. Juli und kommen in Mokka am 5. August an. Aber da die letzte Ankunft am Morgen stattfindet, müssen wir bei Berechnung der Tagesmärsche in Wirklichkeit mit dem Datum des 4. August rechnen. Sie legten, mit anderen Worten, den Rückweg in neun Tagesmärschen zurück, während der Hinweg sechzehn Tage in Anspruch genommen hat. Dazu kommt, daß der Weg über Beit el-Fakih bedeutend länger ist als der Weg über Tais. Trotz Regengüssen und Fieberanfällen, trotz Flußüberquerungen und Wegausbesserungen reiten sie also auf der Heimreise doppelt so schnell wie bei der Hinreise, und da ein Kamel immer das gleiche Tempo hält, bedeutet dies in der Praxis doppelt so lange Tagesmärsche.

Die Anstrengungen waren unmenschlich hart, und nun müssen sie den Preis bezahlen. Zu ihrer Müdigkeit kommt die plötzliche Umstellung von der leichten Bergluft in Sana auf die schwere Tropenwärme in Mokka. Nur drei Tage, nachdem sie, gefühllos vor Ermattung, in Mokka eingeritten sind, muß Niebuhr sich mit hohem Fieber ins Bett legen. Zwei Tage später kommt die Reihe an Baurenfeind. Am Tage darauf sind Kramer und Berggren außer Gefecht gesetzt. Knapp drei Monate nach von Havens Tod liegt der Rest der dänischen Expedition in demselben Haus mit denselben Symptomen.

Ein Trost in dem allgemeinen Elend ist es, daß Niebuhr am Tage nach der Ankunft auf alle Fälle die englischen Kaufleute aufgesucht und festgestellt hat, daß der eine von ihnen, Scott, sich immer noch in der Stadt aufhält. Wir sehen aus dem Tagebuch, daß er sich sehr um die Kranken kümmert. »Er bringt uns alle Arten von europäischen Erfrischungen, die, zumal uns selbst nur arabische Eßwaren zur Verfügung stehen, nützlicher sind als alle Medizin«, sagt Niebuhr. Noch wichtiger ist aber, daß Scott sie im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Hinblick auf die Schiffe beruhigen kann. Nur drei von ihnen sind nach Indien gesegelt. Da sich die Bezahlung der Waren, die er den Arabern verkauft hatte, verzögerte, konnte das vierte Schiff noch nicht ablegen. Daß sie es nicht im Hafen sahen, hatte seinen Grund darin, daß er es, um die Wartezeit auszunützen, mit einer Kaffeeladung nach Dschidda gesandt hat. Von dort erwartet er es in den letzten Augustwochen zurück.

Die Berechnung des Engländers trifft zu. Am 20. August liegt das Schiff wieder in Mokka. In der Zwischenzeit ist es den Teilnehmern der dänischen Expedition immer schlechter gegangen. Als sie am folgenden Tag, dem 21. August 1763, das Glückliche Arabien verlassen, kann nur Carsten Niebuhr sich aufrecht halten. Kramer, Baurenfeind und Berggren müssen an Bord getragen werden.

Es stehen immer noch einige Zahlungen der arabischen Kaufleute aus, und erst am Nachmittag des 23.August kann der Schiffer John Martin unter Segel gehen. Er hat keine Waren von Mokka an Bord, weil man in Indien nicht an Kaffee interessiert ist. Seine Ladung besteht praktisch aus der Bezahlung für die Waren, die er hierher brachte. Das ist nicht wenig. Es handelt sich um 250 000 Speziestaler in bar. Außer all diesem Silber ist der Rest der Schiffsladung von verschwindend geringer Bedeutung. Ein Dutzend Kisten mit Schalentieren und getrockneten Fischen. Sieben Pakete mit verschiedenem Geschreibsel. Eine Mappe mit gepreßten Pflanzen. Aber natürlich segelt John Martin wegen solcher Bagatellen einen Zweimaster nicht quer über den Indischen Ozean.

Mit einem schwachen Nordwind braucht er zwei Tage für die Straße zwischen Afrika und Arabien. Niebuhr, der sich von der Meeresluft erfrischt fühlt, nimmt seine Messungen wieder auf. Er legt die Polhöhe bei Kap St. Antonii fest und beantwortet mit Hilfe von regelmäßigen Lo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

tungen die Frage von Professor Michaelis, inwieweit daran zu denken sei, daß an dieser Stelle eine Landverbindung zwischen Afrika und Arabien existiert hat, mit einem Nein.

Am 26. August hat der Wind an Stärke zugenommen. Bald verschwindet sowohl die afrikanische als auch die arabische Küste hinter ihnen. Nun zeigt sich auch Kramer an Deck; mit Baurenfeind und Berggren dagegen sieht es nicht gut aus. Carsten Niebuhr schreibt: »Herrn Kramers Zustand scheint von dem Augenblick an, da er an Bord des Schiffes kam, besser zu werden. Aber Herrn Baurenfeind ging es schlechter, er wurde täglich kränker und schon am 27. war er so schwach, daß er mir nicht mehr antworten konnte, wenn ich eine Frage an ihn richtete. Er fiel zu diesem Zeitpunkt in einen so tiefen Schlaf, daß es mir nicht möglich war, ihn zu wecken, wenn ich ihm etwas zu essen oder ein wenig Medizin geben wollte, und in diesem Schlaf ging er am 29. August elf Uhr vormittags von uns. Es wäre überflüssig, etwas zum Lob dieses Künstlers zu sagen. Die vielen Ansichten von Städten und Trachten, besonders die zahlreichen Zeichnungen von Naturalien, die er für Herrn Forsskål ausführte, werden ausreichend von seiner Tüchtigkeit und seinem Fleiß berichten. Ich bin nur sehr traurig darüber, daß er nicht das Glück hatte, nach Dänemark zurückzukehren, um seine Zeichnungen selbst in Kupfer zu stechen, denn in erster Linie war er Kupferstecher. Wie erwähnt, war unser Diener Berggren auch sehr krank an Bord gekommen. Er hatte früher bei einem schwedischen Husarenoberst in Pommern im Krieg gegen Preußen gedient. Er hatte eine sehr kräftige Gesundheit und hielt anfangs die mit einer Reise nach Arabien verbundenen Strapazen für nichts Besonderes. Doch war auch er nicht stark genug, sie zu ertragen. Er starb am Tage nach Herrn Baurenfeind, am 30. August; beider Leichen wurden im Meer versenkt.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Knapp eine Woche nach der Abreise aus dem Glücklichen Arabien ist die dänische Expedition nur noch ein Schatten ihrer selbst. Von den sechs Männern, »von deren Fleiß und Tüchtigkeit man sich unter Gottes Segen einen glücklichen Erfolg sowohl in Bezug auf die Förderung der Wissenschaft als auch einer näheren Deutung der Heiligen Schrift« versprach, sind nur Niebuhr und Kramer noch am Leben. Zu Hause in Kopenhagen ahnt man natürlich nichts von den Begebenheiten, die ihren Abschluß mit den beiden Bestattungen in dem sonnenglitzernden Indischen Ozean finden. Allmonatlich diktiert Bernstorff Briefe und Befehle an Männer, die längst tot sind. Es vergeht fast ein Jahr, ehe ihn die traurige Neuigkeit erreicht. Mittwoch, den 1. August 1764, findet man in »Det kongelige allene priviligerede Adresse-Contoir« (Das königlich privilegierte Ankündigungs-Organ) drei Notizen unter der Rubrik »Verschiedene Neuigkeiten«. Die erste und letzte ist ganz kurz. In der ersten liest man, daß »Seine Majestät diese Stadt verläßt, um nach Bregentved zu reisen.« Die letzte enthält nur einen einzigen Satz. »Einer ist hier wegen Schulden aus der Stadt entwichen.« Zwischen diesen beiden Lokalbegebenheiten findet man folgenden ausführlichen Bericht:

»Man kann leider nur mit allzu großer Sicherheit den Liebhabern der Wissenschaft und nützlicher Untersuchungen vermelden, daß die von Seiner Königlichen Majestät mit so hohen Kosten und großer Sorgfalt ausgesandte und von verschiedenen Gelehrten, aber insonderheit von dem berühmten Herrn Hof-Rat Michaelis mit so reichlichen Anweisungen unterrichtete und versehene Arabische Reise-Gesellschaft, nachdem sie in einer Zeit von acht Monaten das ganze Glückliche Arabien durchreist und überall mit jedem nur möglichen Fleiße alle vorkommenden Merkwürdigkeiten untersucht und gesammelt hat, mit der Erlaub-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nis des Allmächtigen das beklagenswerte Schicksal hatte, daß ihre sämtlichen Mitglieder nacheinander von zum Teil gefährlichen Krankheiten überfallen wurden und schließlich drei von ihnen, nämlich die Herren Professoren von Haven und Forsskål den 25. Mai und 11. Juli vergangenen Jahres und auch der Maler Baurenfeind und zum Schluß ein begleitender schwedischer Bedienter vom Tode fortgerissen wurden. Worauf die noch übrig gebliebenen zwei, Herr Ingenieur-Lieutnant Niebuhr und Medicus Kramer, keine andere Rettung für ihr Leben wußten, als sich unverzüglich am 23. August vergangenen Jahres von Mokka nach Bombay in Ostindien zu begeben.«

Zu dem Zeitpunkt, da diese Notiz in der Rubrik »Verschiedene Neuigkeiten« abgedruckt wird, ist die Nachricht nicht vollständig. In der Zwischenzeit ist mit Erlaubnis des Allmächtigen noch ein Todesfall eingetreten, welcher der Liste der anderen hinzugefügt werden muß. Abgesehen hiervon spiegelt die Notiz ziemlich genau die Reihe jener Begebenheiten wider, die damit endet, daß Niebuhr und Kramer Baurenfeind und Berggren im Meer verschwinden sehen, das kurz vorher auch die letzten Kaps des Glücklichen Arabien verschlungen hat. Die eigentliche Expedition ist vorbei. Sie haben das Ziel erreicht. Niebuhr konnte seine Landkarte ausarbeiten, Forsskål konnte sein Herbarium anlegen. Es ist ihnen dank des weitblickenden Entschlusses in Sana und der nachfolgenden nahezu unmenschlichen Strapazen geglückt, die Sammlungen und Papiere der Expedition zu retten. Sie sind bis auf weiteres in Sicherheit. Die Reise ist wie geplant durchgeführt, und ihr Opfer war vielleicht nicht ganz vergeblich.

Aber eine Frage ist immer noch unbeantwortet. Sie wurde am allerersten Tag der Reise von Peter Forsskål formuliert, als er in seinem Tagebuch sich selbst fragt, warum das Glückliche Arabien ›glücklich‹ zu nennen ist. Seit-

dem spüren wir diese Frage nur indirekt, am deutlichsten, als die Expedition in Loheia an Land geht, wo sie von milder Landschaft, einem angenehmen Klima und freundlichen Menschen empfangen werden. Niebuhr und Baurenfeind holen die Violinen hervor an den lauen Abenden, Forsskål und von Haven vergessen ihre Streitigkeiten. In Loheia gab es keine Zweifel. Und dann kommt das Frühjahr in Tehama mit Niebuhrs Streifzügen durch die Wüste, Ferientagen in den Kaffeebergen, mit der Entdeckung des Balsam-Baumes. Es besteht kein Grund, über den merkwürdigen Namen nachzugrübeln. Das Land heißt ganz einfach so, weil es des Glückes eigenes Land auf Erden ist. Alle Tagebücher und Briefe drücken das gleiche aus. Von Haven sagt es und erklärt, zwei Jahre lang bleiben zu wollen. Drei Monate später ist er tot. Peter Forsskål sagt es und verspricht sich die größten wissenschaftlichen Ergebnisse. Drei Monate später wird er in Jerim zum Sterben geschleppt. Nur ein halbes Jahr nach der Ankunft in Loheia sieht Niebuhr in Sana ein, daß es gleichbedeutend mit dem Tode ist, wenn die Überlebenden darauf bestehen, im Glücklichen Arabien zu bleiben.

Wie ist das zu verstehen? Ist das Glück nur da, wo der Tod ist? Oder ist dort kein Glück, wo es keinen Tod gibt? Soll die ganze Geschichte der alten dänischen Expedition wirklich in diesen Alltagsheroismus einmünden? An dem Nachmittag, an dem Carsten Niebuhr an Deck des englischen Schiffes steht und die Küsten Arabiens hinter dem Horizont versinken sieht, ist die große Frage immer noch unbeantwortet, und er selbst weiß immer noch nicht, warum das Glückliche Arabien glücklich zu nennen ist. Er wird es niemals wissen. In diesem Punkt verläuft die Expedition ergebnislos. Aus den Papieren ist zu ersehen, daß man die Frage stellte. Aber an keiner einzigen Stelle ist zu lesen, daß sie beantwortet wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Und doch lag die Lösung auf der Hand. Von Haven hätte sie finden können, wenn er gewollt hätte. Das wäre eine ausgezeichnete Arbeitsteilung gewesen. Forsskål hatte sein Herbarium zusammengestellt, Niebuhr machte seine Landkarte und von Haven hätte entdecken können, warum das Land das Glückliche Arabien hieß. Nicht weil er sich für Poesie interessierte. Die Frage, warum das Land das Glückliche Arabien hieß, kann nicht als Poesie aufgefaßt werden. Es ist eine ganz sachliche und exakte Frage. Sie kann auf rein sprachlichem Wege gelöst werden, und von Haven hätte sie lösen können, nicht weil er poetisch interessiert, sondern weil er Philologe war.

Warum ?

Weil das Ganze auf einem Mißverständnis beruht, weil der Name »Glückliches Arabien« ein Übersetzungsfehler ist. Das Wort »Jemen«, das auch heutzutage den zweiten Namen des Landes darstellt, ist an der ganzen Geschichte schuld. Auf arabisch bedeutet »Jemen« ursprünglich die rechte Hand oder die rechte Seite. Aber wenn die Araber die Himmelsrichtungen bestimmen wollen, haben sie sich seit urdenklichen Zeiten nach Osten gewendet, so, wie wir in Europa es natürlich finden, zuerst nach Norden zu blikken. Wenn ein Araber vor dem »Zentrum der Welt« steht, dem Heiligen Stein in Mekka, wendet er immer das Gesicht nach Osten. Auf diese Weise ist das Wort »Jemen«, das ursprünglich »rechts« bedeutete, zu der gleichzeitigen Bedeutung »Süd« gekommen. Jemen ist also ganz einfach das Land, das zur Rechten liegt, nach Süden zu. Nun wird, wie bekannt, bei den Arabern die rechte Seite als viel vornehmer angesehen denn die linke. Während die letztere auch heutzutage als die unreine bezeichnet und als minderwertig betrachtet wird, hat das Wort »rechts« oder »jemen« die Bedeutung glücklich oder segenbringend bekommen. Jemen wird dadurch bei einer falschen Übersetzung

zu Εὐδαίμων Ἀραβία, was zu *Arabia Felix*, was zu *L'Arabie Heureuse*, was zu *Das Glückliche Arabien* wird. In Wirklichkeit bedeutet das Wort nur Süd-Arabien.

Das Ganze beruht auf einem Mißverständnis. Carsten Niebuhr erfährt es niemals, und doch paßt es so gut zu seiner Situation an dem Nachmittag, als er auf dem Deck des englischen Schiffes steht und die Küsten des Glücklichen Arabien im Meer versunken sind. Ist das Ganze ein Zufall, oder verbirgt sich eine Absicht dahinter? Wir wissen es nicht. Diese Art Übersetzungsfehler sind nicht so leicht auszurotten. Wir wissen nur, daß Carsten Niebuhr von diesem Tage an niemals mehr die Bezeichnung Glückliches Arabien in seinen Papieren anwendet. Er nennt das Land Jemen. Nach dem, was er in Jemen erlebt hat, kann dieses Land nie mehr des Glückes eigenes Land auf Erden werden. Aber auch nicht das Gegenteil. Er schreibt in sein Tagebuch: »Ich hoffe, daß unser trauriges Beispiel weder Europas Monarchen davon abschrecken wird, auch in Zukunft ähnliche Expeditionen zu unterstützen, oder die Gelehrten davon, sich diese vorzunehmen. Hätten wir uns nur alle besser vor Erkältungen in acht genommen und uns im ganzen gesehen gleich von Beginn an bemüht, mehr in Übereinstimmung mit den orientalischen Sitten zu leben, hätten die verschiedenen Mitglieder der Expedition nur mehr Vertrauen zueinander gehabt und nicht nur Mißtrauen, und hätten nicht alle möglichen Streitereien die Reise so mit Verdrießlichkeit erfüllt, so wären wir vielleicht alle glücklich nach Europa zurückgekommen.«

Wenn Carsten Niebuhr das Wort glücklich anwendet, hat es einen anderen Klang. Er hält nichts von Phrasen. Er hält nichts vom »Glücklichen Arabien«. Er hat es vielleicht nie getan. Aber für Peter Forsskål und von Haven gibt es keinen Zweifel. Die beiden glaubten jeder für sich an das »Glückliche Arabien«, obwohl es wohl nicht das gleiche

Land war. Für den ersten sollte es die Grundlage für neue wissenschaftliche Triumphe, für Ruhm und Ehre, für eine lebenslängliche Pension vom dänischen König sein. Für den letzteren war es auf jeden Fall Geld. Viel Geld. Sie glaubten so stark an dieses Land des Glückes, daß sie sogar einen Krieg gegeneinander begannen, um es ganz für sich allein zu erobern. Der letztere trachtete dem ersteren nach dem Leben. Der erstere atmete erleichtert auf, als der andere starb. Beide schafften es gerade noch, von den Früchten im Lande des Glückes zu kosten, dann starben sie plötzlich als die beiden ersten der Expeditionsteilnehmer. Der eine hinterläßt fast nichts, und sein Streben hat keinerlei Erfolg. Der andere hinterläßt ein Riesenwerk, und sein Streben hat keinerlei Erfolg. Sie waren beide ausgezogen, das Glück zu suchen. Der Name des einen ist für die Nachwelt verknüpft mit einer Tüte Arsenik, der des anderen mit einer Brennessel.

Zwischen diesen beiden steht der Sohn eines Marschbauern. Er war weder Professor noch Doktor, er wollte nicht Leiter der Expedition sein. Er war ein Niemand. Den schmeichelhaftesten Angeboten gegenüber bestand er darauf, ein Niemand zu bleiben. Auf seinem Esel durch Tehama reitend, findet er, daß auch die Wüste das Leben des Menschen als ein Nichts definiert. Als die traurigen Überreste der Expedition aus dem Glücklichen Arabien getragen werden, geht dieser Mann als einziger aufrecht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

7. Kapitel

Carsten Niebuhrs Heimfahrt

1.

Auf dem Indischen Ozean ist während des ganzen Jahres Sommer. Hin und wieder geht der Tropenregen senkrecht und brausend auf das träge, bleierne Meer nieder, und man kann den Eindruck gewinnen, der eine oder andere Himmelsgott sei auf die absurde Idee gekommen, den Ozean sauber zu waschen. Aber das dauert selten länger als einige wenige Stunden. Dann klart es wieder auf, die Wolken zerstreuen sich, der Himmel sinkt zurück in das unveränderliche Türkisblau, ein Schwarm fliegender Fische, groß wie ausgewachsene Heringe, glitzert wie eine Handvoll ins Meer geworfener Münzen. Auf zwölf Stunden Sonne folgen zwölf Stunden Dunkelheit. Jeden Tag zu genau der gleichen Zeit wird der Tag in einem Meer von Opferblut geschlachtet. Es gibt keine Dämmerung. Im Verlauf eines Augenblicks ist es Nacht. Nicht einmal der Mond legt einen Lichtstreifen über das Wasser. Das ist unmöglich, denn er steht im Zenit. Man muß den Kopf ganz zurücklegen, um die verbeulte Fratze, die da oben zur Schau hängt, sehen zu können, während Sirius und Orion sie kühl umkreisen und von allen Seiten abschätzen. Am nächsten Morgen ist es wieder Sommer. Die Decksplanken brennen unter den nackten Füßen der Seeleute, der Teer kocht in den Fugen der Planken. Nur der Monsun bringt etwas Abwechslung in die Szenerie, obwohl auch er ziemlich monotone Gewohnheiten hat. Die eine Hälfte des Jahres bläst er aus Südwest, die andere Hälfte aus Nordost. Einsam jagt er zwischen Afrika und Asien hin und her. Auf dem Indischen

Ozean ist das ganze Jahr Sommer, aber der Monsun fährt darüber hin und beachtet es nicht, er ist immer unterwegs, und das Glück ist immer dort, wo er nicht ist.

Als Kapitän John Martin im August 1763 vor Mokka den Anker lichtet, bläst der Monsun noch aus Südwest. Er kann also vor einem leichten und problemlosen Wind ostwärts nach Indien segeln. Aber zu diesem Zeitpunkt hat der Monsun nicht mehr viel Kraft. John Martin hat unterwegs mehrere Tage lang Windstille, und erst drei Wochen später, am 11. September 1763, erreicht er Bombay mit den 250 000 Speziestalern, den zwölf Kisten alten Gerümpels und den zwei todkranken Passagieren namens Carsten Niebuhr und Carl Christian Kramer.

Bei den Engländern in Bombay treffen die beiden kranken Männer die geordneten Verhältnisse an, welche die Sieger in dem eben erst beendeten Kolonialkrieg mit Frankreich zusammen mit ihrem Whist und ihrem Whisky in die entferntesten Gegenden der Erde exportieren konnten. Zum ersten Mal seit Konstantinopel können Niebuhr und Kramer wieder europäische Kleidung anziehen. Sie werden in einem komfortablem Haus einquartiert und von einem tüchtigen englischen Arzt behandelt. Es glückt Carsten Niebuhr, mit einem dänischen Kaufmann in Calcutta in Verbindung zu kommen und Forsskåls kostbare Kisten nach Trankebar weiterexpedieren zu lassen, womit auch dieses drückende Problem seine Lösung gefunden hat. Das Klima in Bombay ist im Vergleich zu der fürchterlichen Hitze in Mokka frisch und kühl, und unten im Hafen liegen die zahlreichen großen Schiffe, bereit, sie nach London mitzunehmen, sobald der Monsun sich dreht. Alles scheint endlich in Ordnung zu kommen.

Aber es kommt nicht zur Verwirklichung des Planes; die Hilfe kam zu spät. Gegen Ende des Jahres 1763, als der Monsun wieder nach Afrika bläst, ist Kramers Zustand so

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

elend, daß von Aufbruch keine Rede sein kann, und zu Beginn des neuen Jahres, am 10. Februar 1764, stirbt auch der letzte von Carsten Niebuhrs Reisegefährten. Wir kennen die näheren Umstände dieses Todesfalles nicht. Niebuhr schreibt im Tagebuch nur, daß auch Kramer »das Zeitliche segnen mußte«, und er fügt in diesem Fall auch keine Gedenkworte über den Verstorbenen bei, wie er es beim Tod der anderen getan hat. Nicht Unwillen muß der Grund sein. Es war einfach nichts zu sagen. Wir wissen, daß das Verhältnis zwischen den beiden Männern zum Schluß nicht ganz harmonisch gewesen ist. Niebuhr erwähnt in einem Brief an von Gähler, daß Kramer verlangt, von ihm mit »Herr Doktor« angeredet zu werden. Zwischendurch erwägen sie auch, auf getrennten Wegen nach Hause zu reisen. Doch auch das besagt im Grunde nur, daß die Situation gespannt war. Ein Schiff nach dem anderen ist ohne sie nach London abgesegelt. Auch Niebuhr hat als Reaktion auf die Anstrengungen in Jemen sicher seine weniger umgänglichen Tage gehabt. Weit mehr entschleiert ein anderer Satz in dem Brief an von Gähler. Niebuhr schreibt hier, daß »es nicht schaden könnte, wenn man auch des Herrn Doktors Forschungen zu sehen verlangte. Es kann ja sein, daß er wichtige Dinge beobachtet hat.«

Diese anscheinend unschuldige Bemerkung ist in Wirklichkeit sarkastisch gemeint. Man muß nur von einem einzigen Umstand wissen, den Niebuhr nicht erwähnt: Carl Christian Kramer hinterläßt kein einziges Wort. Es ist diesem rätselvollen Menschen tatsächlich geglückt, die lange Reise von Kopenhagen nach Bombay ohne einen Brief, ohne eine Notiz durchzuführen. In der Fülle von Dokumenten über die arabische Reise im dänischen Reichsarchiv in Kopenhagen findet sich nicht ein Wort von Kramers Hand. Hätten wir nicht seine Unterschrift auf einigen von den Briefen, die andere absenden, so könnten wir daran

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

zweifeln, ob der Mann überhaupt diese Reise mitgemacht hat. Er ist uns bei seinem Tod in Bombay so unbekannt wie damals, als er sich in Kopenhagen zur Expedition meldete. Er macht fast die ganze Reise mit, aber seine einzige Botschaft an die Zukunft sind ein paar gute Ratschläge über die »Richtige Pflege von Kanarienvögeln«. Das Wichtigste, was über diesen stummen Dänen gesagt werden kann, ist eben, daß man nichts sagen kann. Er muß im Besitz einer ungewöhnlichen Fertigkeit im Umgehen von Schwierigkeiten gewesen sein, er vermochte die Dinge nicht ernsthaft zu sehen – oder er war einfach phantasielos. Es gibt im Fall Carl Christian Kramer nur die beiden Möglichkeiten. Ein großer und seltener Lebenskünstler. Oder ein Narr.

Von den sechs Männern, die an einem Januarmorgen vor vier Jahren Kopenhagen verließen, ist nur Carsten Niebuhr noch am Leben. Er schreibt in sein Tagebuch: »Von unserer zahlreichen Gesellschaft ist nun außer mir niemand übrig geblieben. Wenn ich mir die vorgeschriebene Rückreise über Basra und nach Norden durch die Türkei vorstelle, habe ich mindestens so viele Mühsalen zu erwarten, wie wir sie von Ägypten bis Bombay ausgestanden haben. Ich habe also nur geringe Hoffnung, Europa jemals wiederzusehen. Trotzdem halte ich es für das Wichtigste, dafür zu sorgen, daß ich gesund werde. Denn wenn ich auch noch sterbe, ist es sehr ungewiß, ob meine Papiere jemals nach Europa kommen.« Anstatt sein Leben aufs Spiel zu setzen, indem er auf dem Landwege reist, will er vorerst Kräfte sammeln, um, wie längst geplant, mit dem Schiff nach London zu reisen. Als Kramer stirbt, besteht dazu jedoch bis auf weiteres keine Möglichkeit. Der Monsun ist nach Afrika auf Reisen gewesen und bläst nun aufs neue zurück nach Asien; erst in einem halben Jahr wird sich wieder eine Schiffsgelegenheit nach London finden. Niebuhr muß in Bombay bleiben; im März fühlt er sich gesund genug, eine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Reise nach Norden zu machen, um die große Hafenstadt Surat zu sehen und zu beschreiben. Er bricht am 24. März mit einem englischen Schiff auf, das dort Ware laden und mit dieser nach China weitersegeln soll. In Surat unterrichtet sich Niebuhr über den Handel der Stadt und beschreibt die großen Festlichkeiten mit Prozessionen von Elefanten und Palankinen in den Straßen. Nach viertägigem Aufenthalt reist er mit dem englischen Schiff nach Bombay zurück. Aufs neue ändert er seine Pläne. Er will nach China. Er mietet an Bord eine Kajüte, um, wenn das Schiff einige Wochen später seine Reise von Bombay nach dem Fernen Osten fortsetzt, mitzufahren.

Aber Niebuhr hat abermals die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wirt ist seine Krankheit, und nun kehrt sie zurück und wirft alle seine Berechnungen über den Haufen. Er ist zu früh aktiv geworden. Auf dem Rückweg von Surat fühlt er sich wieder »erkältet«, und in Bombay hat er einen noch stärkeren Fieberanfall als seinerzeit in Jemen. Am 20. April geht das Schiff nach China ab, aber Niebuhr liegt zitternd im Bett und kann nicht mitreisen.

Auch diesmal glückt es ihm, den Anfall durchzustehen, aber nun will er die Warnung nicht mehr überhören. Als er wieder gesund ist, ändert er seine gesamte Lebensweise. Ein halbes Jahr lang ißt er nichts anderes, als Reis und Wasser und einige Früchte, und führt sein Leben mit peinlichster Regelmäßigkeit. Das bedeutet jedoch nicht, daß er die Arbeit ruhen läßt. In den nun folgenden Monaten legt er den Grund für seine große Beschreibung von Bombay. Er schildert die geographische Lage der Stadt, ihre Geschichte und Regierungsform, ihr Klima und ihren Handel, ihre Religion und das Kastensystem. Er vertieft sich in das indische Alphabet und den indischen Kalender und reist dreimal zur Elefanta-Insel hinaus, auf der er detaillierte Beschreibungen von Tempeln ausarbeitet. Zu dieser Arbeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gehören acht Tafeln, auf denen er, da kein Baurenfeind mehr hilft, selbst Reliefs und Säulen wiederzugeben versucht. Besonders faszinieren ihn die Hindus, deren genügsame Lebensweise seinen eigenen Idealen so nahe liegt, besonders jetzt, da ihn die Krankheit gezwungen hat, seine Nahrung nach Prinzipien zu vereinfachen, die den ihren fast gleichen. Er schließt seine Schilderung der Hindus mit der ketzerischen Betrachtung ab: »Wir Europäer pflegen sie Heiden zu nennen und Götzenanbeter, und diese Namen geben zu erkennen, daß wir nicht besonders hoch von ihnen denken. Aber jeder, der Gelegenheit gehabt hat, sie näher kennenzulernen, wird finden, daß sie sanftmütige, rechtschaffene und fleißige Menschen sind und vielleicht von allen Nationen das Volk, daß am wenigsten anderen zu schaden versucht.«

In Bombay macht er auch zum ersten Mal die Bekanntschaft der geachteten Parsen, den Resten der persischen Bevölkerung, die sich nicht unter den Islam beugen wollten, sondern sich zum Mazdaismus bekannten und darum vertrieben wurden, als die Araber 652 die Reiche der Sassaniden stürzten. Niebuhr schildert ihre besonderen Bestattungssitten. Bekanntlich legen sie ihre Toten auf hohe Türme, wo die Leichen von Geiern gefressen werden, eine Sitte, die auch heutzutage in abgelegenen Städten Persiens beobachtet werden kann. Vor den Toren Bombays befindet sich ein Turm, aber als Niebuhr eines Nachmittags zu ihm hinauskommt, um ihn näher zu betrachten, erfährt er, daß er nicht hinein darf. Der Turm ist gerade geschlossen worden, und Niebuhr notiert in seinem Tagebuch die Erklärung: »Eine junge und schöne Frau starb plötzlich und wurde darin begraben, und man sagt, daß sie auf diesem Friedhof noch einen Besuch ihres Geliebten empfing.«

Während der Arbeit an der großen Bombay-Beschreibung ist es Herbst 1764 geworden. Nun spürt Niebuhr, wie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

es mit seiner Gesundheit bergauf zu gehen beginnt. Neben der routinemäßigen Sammlung von Auskünften findet er Kraft und Zeit, Englisch zu lernen. Ihm imponiert die liberale Regierung der Engländer in Bombay, persönlich dankt er es ihrer Gastfreundschaft, immer noch am Leben zu sein, und das alles zusammen bewirkt, daß er in diesen Monaten den Grund einer leichten Anglomanie legt, die ihn nicht mehr verläßt. Gleichzeitig mit der Besserung seines Gesundheitszustandes wächst auch seine Reiselust, und zum Schluß begräbt er die alten Pläne, über London direkt nach Hause zu fahren. Carsten Niebuhr mietet keine Kajüte an Bord der englischen Schiffe, die sich nun wieder bereit machen, Bombay zu verlassen. Er will die ursprünglichen Pläne so verwirklichen, wie sie in dem Befehl an die Expedition, den er seinerzeit von Bernstorff entgegennahm, festgelegt waren. Zwar hatte Bernstorff sich niemals vorgestellt, daß sie von einem einzigen Mann allein realisiert werden sollten. Niebuhr will sie allein wahr machen, auf Biegen oder Brechen. Niebuhr will über Land nach Hause reisen.

Die letzten Wochen vergehen mit Vorbereitungen. Als erstes beschließt er, alle Manuskripte von Forsskål und von Haven zusammen mit Baurenfeinds Zeichnungen und dem größten Teil seiner eigenen Papiere mit einem Schiff nach London zu senden, damit, wie er sagt, »nicht alle Früchte der Reise verloren gehen, falls ich unterwegs ausgeplündert werde oder sterbe.« Als nächstes unterrichtet er von Gähler über seine Pläne, damit der Gesandte dafür sorgen kann, daß, wenn er nach Basra kommt, Geld für ihn bereitliegt. Schließlich muß er sich in einer ganz anderen Frage entscheiden. Als Ersatz für den verstorbenen Berggren hat Carsten Niebuhr während seines Aufenthaltes in Bombay einen sechzehnjährigen Negersklaven gekauft: »Der Junge war von afrikanischen Eltern geboren, die Katholiken wa-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ren, und ich ließ ihn bei einem katholischen Pfarrer im Christentum unterweisen, weil ich die Absicht hatte, ihn über China mit nach Dänemark zu nehmen. Aber als ich mich entschloß, über Basra zu gehen, zog ich es vor, ihm in Bombay die Freiheit zu geben. Ich befürchtete, daß die Mohammedaner ihn mir rauben würden. In der Türkei ist es nicht allgemein üblich, daß Europäer Sklaven haben, und man hätte vielleicht gesagt, ich wollte einen Jungen, der von mohammedanischen Eltern geboren wurde, nach Europa mitnehmen, um ihn zum Christen zu machen.« Statt des jungen Negers stellt Niebuhr einen nicht mit Namen erwähnten dänischen Diener ein, der aus Trankebar kommt, und geht danach an Bord eines kleinen englischen Kriegsschiffes, das der Ostindischen Handelsgesellschaft gehört und westwärts nach der Hafenstadt Maskat in das südöstliche Arabien segeln soll.

Es ist der 8. Dezember 1764. In der Zeit, die Carsten Niebuhr in Bombay verbracht hat, war der Monsun noch einmal in Afrika, von wo er wieder nach Asien zurückkehrte, um sich nun aufs neue zum afrikanischen Kontinent zu wenden. Mit diesem Wind im Rücken segelt er nun hinaus in den ewigen Sonnenschein des Indischen Ozeans. Weder er noch der Wind wollen an den Küsten, an denen es während des ganzen Jahres Sommer ist, bleiben. Der Monsun hat wieder Sehnsucht nach Afrika. Carsten Niebuhr hat die lange Reise begonnen, die ihn, wenn alles gut geht, nach Kopenhagen führen soll.

2.

Als seinerzeit die dänische Expedition nach Arabien vorbereitet wurde, sollte Professor Michaelis unten in Göttingen eine Liste über die gelehrten Fragen ausarbeiten, die

die Teilnehmer unterwegs zu beantworten versuchen sollten. Der beharrliche Professor begann auch sofort mit der Formulierung eines Fragekataloges, aber die Arbeit schwoll an, und als die Expedition Dänemark mit dem Kriegsschiff *Grönland* verließ, war er noch weit von der Fertigstellung entfernt. In der folgenden Zeit gelingt es ihm, einzelne der Fragen in Briefen an Forsskål und Niebuhr zu stellen, aber die lange Liste selbst läßt noch auf sich warten. Als sie endlich vorliegt, umfaßt sie einhundert Fragen, die zusammen über sechshundert mit vornehmer Handschrift geschriebene Seiten füllen, wie aus dem Exemplar, das immer noch im Reichsarchiv aufbewahrt wird, hervorgeht. Das schwere Werk wird nun der Expedition nachgesandt, kommt aber erst in Bombay in Niebuhrs Besitz, zu einem Zeitpunkt, als die Reise in Jemen längst mit dem Tode aller übrigen Teilnehmer ihren Abschluß gefunden hat.

Unter den hundert Fragen des Professors, die alle möglichen Themen berühren, findet Niebuhr auch die Bitte, zu untersuchen, inwieweit die Sterne im Orient weniger klar leuchten als in den nordischen Ländern. Auf der Seereise von Bombay nach Maskat macht er sich daran, diese Angelegenheit zu studieren. Wenn es ruhiges Wetter ist, stellt er sein Astrolabium auf Deck und beim Messen der Höhe, in der die verschiedenen Sterne über dem Horizont in Sicht kommen, stellt er fest, daß ihre Leuchtkraft hier nicht geringer ist als zu Hause, eher umgekehrt. Am Tage ruht er sich unter dem Sonnensegel auf dem Vordeck aus, hört auf das regelmäßige Rauschen des Bugwassers und sieht, wie »ganze Heere« von Delphinen das Schiff umspielen.

Am Weihnachtsabend nähern sie sich der Küste bei Maskat. Hier wird es windstill, das Wasser ist zu tief zum Ankern, und durch den starken Strom werden sie auf die gefährliche Klippenküste zugetrieben. Am nächsten Tag weht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ein kräftiger Wind auf Land zu, und in der folgenden Zeit muß die Mannschaft Tag und Nacht arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff auf den Felsen zu Brennholz zerschlagen wird. Erst eine Woche später ist die Situation gerettet, und am 3. Januar 1765 laufen sie in den Hafen von Maskat ein, in dem sie mit arabischen Dhauen zusammen ankern, die bis zur Reeling mit Datteln beladen und teilweise mit früheren französischen Söldnern bemannt sind, zersplitterten Resten des besiegten Kolonialheeres, die das grausame Schicksal tragen, unter Mohammedanern zu dienen.

Von Maskat aus segeln die englischen Kriegsschiffe weiter nach Norden in den Persischen Golf, aber Niebuhr bleibt an Land, weil er erfahren hat, daß in Kürze ein anderes englisches Schiff aus Bombay folgt, das gleichfalls über Maskat nordwärts segelt. Es kommt ein paar Wochen später an, als Niebuhr mit der Zusammenstellung von Auskünften für seine Beschreibungen und Landkarten fertig ist. Da er sich für eine Reise über Land immer noch nicht stark genug fühlt und in Kürze keine weiteren Schiffe, die nach Norden in den Golf wollen, erwartet werden, verläßt er am 18. Januar Maskat mit dem neuen englischen Schiff, das Kurs auf Buschehr in Persien nimmt.

Nach dem ruhigen Sommerwetter im Indischen Ozean erlebt Niebuhr den Persischen Golf mit seinem temperamentvollen Wechsel. »Niemals habe ich innerhalb einer so kurzen Zeit so große Veränderungen gesehen, wie es bei dieser Reise der Fall war. Bald hatten wir Windstille, sofort danach wütenden Sturm; oft drehte der Wind sich plötzlich von der einen in genau die entgegengesetzte Himmelsrichtung. Ich will mich nicht über die Gefahren verbreiten, in denen wir uns während dieser Umstände befanden. Seeleute sind denselben sehr oft ausgesetzt, und es wäre ein wenig ungerecht, wenn wir anderen auf unseren seltenen

Seereisen über Gefahren und Unannehmlichkeiten jammern würden.«

Auf dieser Seereise kreuzt die Expedition eine von Dänemark ausgehende Forschungsreise späterer Zeit. In seinem Tagebuch gibt Carsten Niebuhr die folgende Schilderung der Ziele dieser späteren Expedition, der Inseln Bahrein und Failaka:

»Die Insel Bahrein soll in früherer Zeit so dicht bewohnt gewesen sein, daß man die Ruinen von 365 Städten und Dörfern zählen konnte. Nun gibt es dort nur eine einzige Stadt mit einigen Festungswerken, und man findet zusammen nicht mehr als 50 Dörfer, die meist sehr arm sind. Die übrigen wurden vermutlich während der vielen Kriege verlassen, in denen Fremde die Insel eroberten. Die Perlenfischerei bei Bahrein ist dagegen noch berühmt. Die Einwohner sind alle Schiiten und ihre Sprache ist Arabisch. Verschiedene Leute haben mir außerdem versichert, daß man ziemlich weit von der Küste entfernt auf zwei Faden Tiefe herrlich frisches Quellwasser findet, und daß die Fischer dort oft Trinkwasser holen, indem sie auf den Grund tauchen und ihre Ziegenledersäcke füllen. Weiter nördlich liegen mehrere unbewohnte Inseln, und nicht weit von der Stadt Koweit ist die bewohnte Insel Feludsje, die den Arabern gehört. Bei d'Anville heißt sie Peluche. Die meisten der Einwohner sind ursprünglich aus Bahrein und ernähren sich auch heute vor allem von der Perlenfischerei.«

Die Schreibweise ist, wie hieraus hervorgeht, bei der letztgenannten Insel etwas unsicher. Niebuhrs Form scheint die richtige zu sein, weil die Aussprache Feludsje noch heute unter den Einwohnern der Insel anzutreffen ist. Daß er jedoch auch die Form Failaka gekannt hat, wird durch Nachschlagen in seinen astronomischen Tabellen bewiesen, in denen die Inseln unter den Bezeichnungen »Feludsje« oder »Felicha« aufgeführt ist. Aus den Tabellen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

geht außerdem hervor, daß sie auf neunundzwanzig Grad fünfundvierzig Minuten nördlicher Breite liegt. Niebuhr hat diesen Wert nicht selbst gemessen, sondern ihn aus Berechnungen anderer übernommen. Er bedauert, daß seine Gesundheit ihm keine nähere Erforschung erlaubt, und drückt die Hoffnung aus, daß er, wie er selbst sagt, »dies meinen Nachkommen überlassen kann.« Das konnte er.

Mit der Beschreibung der Inseln schließt die erste Etappe der Seereise durch den Persischen Golf. Am Abend des 4. Februar 1765 kommt Niebuhr in Buschehr, der Hafenstadt von Schiras, an. Hier erfährt er, daß man eine Karawane mit Mauleseln auszurüsten im Begriff ist, die durch die Kalkberge bis Schiras ziehen soll, und da es von dort nur noch eine Tagesreise bis zu den berühmten Ruinen von Persepolis ist, entschließt Niebuhr sich, die Möglichkeit auszunützen und mitzureisen. Vor der Abreise verabschiedet er seinen dänischen Diener, der sich als völlig untauglich erwiesen hat und sich den bevorstehenden Strapazen nicht unterziehen will. Statt seiner stellt er einen Mohammedaner aus Buschehr an und macht sich für die neue Reise bereit.

Es ist eine kleine zerlumpte Schar, die am 15. Februar die Hafenstadt verläßt, um ins Land zu reisen. Die Karawane besteht ausschließlich aus Kleinhändlern und armenischen Flüchtlingen, die sich vor dem Bürgerkrieg in Sicherheit zu bringen versuchen. Es ist nur ein einziges Kamel in dem ganzen Zug, der sonst aus Eseln und Maultieren besteht, und Niebuhr ist der einzige, der ein Pferd reitet. Der Einfachheit halber gibt er sich als Engländer aus. Seit dem Aufenthalt in Bombay trägt er immer europäische Kleidung. Nun bedauert er, nicht zu seiner arabischen Kleidung zurückgekehrt zu sein. Die engen Hosen stören ihn beim Reiten, und mit der fremdartigen Ausrüstung zieht er die Aufmerksamkeit der anderen Reisenden

auf sich. Die kleinste Kleinigkeit, die er unternimmt, wird zum Gegenstand langer Diskussionen. Als sie eines Abends ein Dorf erreichen, sendet er seinen Diener aus, um Futter für das Pferd zu suchen, und beginnt in der Zwischenzeit, das Abendessen vorzubereiten: »Ich schlachtete ein Huhn und hatte hierbei zufällig das Gesicht nach Westen gewendet. Sofort kam ein Armenier zu mir und erinnerte mich daran, daß ein Christ immer sein Gesicht nach Osten wenden müßte, sowohl beim Beten als auch beim Schlachten eines Huhnes. Andere meinten dagegen, daß ich mein Gesicht nach Mekka wendete, damit mein Diener, der Mohammedaner war, auch von dem geschlachteten Huhn essen könne. Als ich so erfuhr, daß man meine religiösen Gefühle danach wertete, wie ich mich verhielt, wenn ich einem Huhn den Kopf abschnitt, zog ich es vor, mich in Zukunft nicht mehr mit dieser Beschäftigung abzugeben.«

Nach einigen Tagesreisen kommt die bunte Karawane in die Berge, wo der Weg schlechter wird als einige jener Fußsteige, die Niebuhr vorher in Jemen kennenlernte. Trotz Flüchen und Peitschenschlägen gehen die Esel nur langsam vorwärts, und an einigen Stellen stehen die Felsen so eng, daß die Lasten abgepackt werden müssen, damit die Tiere hindurchkommen können. Oft genug kommen sie an Skeletten von Eseln vorbei, die vor Entkräftung zusammengebrochen sind. Auch einer ihrer eigenen Esel bricht zusammen. Niebuhr sieht, wie sein Besitzer sofort hingeht und das Fell abzuziehen beginnt, um es danach in kleinen Stücken an seine Kameraden zu verkaufen. Diese machen sich auf der Stelle Schuhe aus den Stücken, in dem sie Löcher in die Ränder stechen und eine Schnur hindurchziehen.

Oben in den Bergen ist es kälter geworden, und nun setzt auch der tägliche Regenschauer ein. Leider hat Niebuhr sein Zelt in Buschehr zurückgelassen: »Ich wußte, daß die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

meisten Reisenden arme Menschen waren, und hatte keine Lust, als reicher Mann aufzutreten.« Außerdem rechnete er damit, daß man – wie in Jemen – unterwegs in Kaffeehütten übernachten könnte. In dem dünnbevölkerten Bergland gibt es jedoch keine Häuser; Abend für Abend müssen sie unter offenem Himmel schlafen, obwohl sie bereits nach dem Regen des Tages triefnaß sind und im Laufe der Nacht noch mehr Regen erwarten müssen.

Nach acht Tagen unter solchen Bedingungen glückt es ihm eines Abends, ein Haus zu finden, das er sofort mietet, um endlich eine Nacht im Trockenen und in Frieden zubringen zu können. Es wird jedoch kein Erfolg. Mehr als jemals vorher muß Niebuhr in dieser Nacht seinen Sinn für Situationskomik zu Hilfe nehmen:

»Im Dorf Romchun, das auf einem hohen Berg nicht weit von der Ankunftsstelle der Karawane lag, mietete ich ein Haus, um den Rest des Tages und die folgende Nacht geschützt vor dem heftigen Unwetter zuzubringen. Ich ließ etwas Feuerholz holen und lud einige Armenier ein, die Bequemlichkeit mit mir zu teilen. Bald danach kamen jedoch auch viele Frauen und Kinder hereingelaufen. Zu Anfang freuten sie sich, wenn ich ihnen erlaubte, innerhalb der Tür Platz zu nehmen. Aber als ich zwischendurch das Haus verließ, tauschten die Männer den Platz mit den Frauen, und bei meiner Rückkehr fand ich einen ganzen Harem um die Feuerstelle gelagert. Während der Reise von Buschehr hatten die Frauen ihre Gesichter sorgfältig verborgen und sich von allen Fremden ferngehalten. Es wäre daher sehr unhöflich gewesen, wenn ich mich nun zu ihnen gesetzt hätte; andererseits konnte ich sie natürlich nicht vom Feuer vertreiben. Ich versuchte deshalb, in einer anderen Ecke des Hauses Feuer zu machen, aber hier rauchte es so stark, daß es nicht auszuhalten war. Dann versuchte ich, ein anderes Haus zu bekommen, aber das

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

war unmöglich. Ich mußte also Geduld haben und draußen warten, während meine weiblichen Reisegefährten ihre Kleidung an meinem Feuer trockneten. Während der Nacht mußte ich praktisch das ganze Haus den Frauen und Kindern überlassen. Es war ein gewaltiger Sturm mit Schnee, Hagel und Regen. In den Fensteröffnungen war kein Glas, das Dach war so undicht, daß das Wasser überall hindurchrieselte, kurz gesagt, ich mußte die Nacht über meine Matratze von der einen Stelle zur anderen schleppen, ohne einen trocknen Platz finden zu können. Mittendrin ertönte plötzlich ein derartiger Lärm, daß er das Tosen des Unwetters draußen vollständig übertönte. Das Haus lag an einem steilen Berghang, und ich befand mich, ohne es zu wissen, gleichsam in seiner ersten Etage. Im Stall neben der Kammer, in der ich lag, stand mein Pferd. Und das war durch die Fußbodenbretter gebrochen und auf den Besitzer des Hauses gestürzt, der in seinem Schlafzimmer darunter fest schlief.«

Nach einer achttägigen Reise in einem Tempo, das sie täglich kaum ein Drittel jener Strecken weiterbringt, die von der dänischen Expedition in Jemen zurückgelegt wurden, erreicht die Karawane schließlich am 4. März die sagenhafte Stadt Schiras. Carsten Niebuhr nimmt Aufenthalt bei dem einzigen Europäer der Stadt, einem englischen Händler, der, wie sich zeigt, im Besitz weitreichender historischer Kenntnisse ist, von denen Niebuhr im Hinblick auf seine bevorstehende Erforschung von Persepolis profitieren kann. Nur ärgert es ihn, daß er, weil er bei dem Engländer wohnt, weiterhin europäische Kleidung tragen muß: »In anderen Städten konnte ich in meiner orientalischen Kleidung vollständig unbemerkt herumgehen, und es bekümmerte mich nicht, inwieweit man mich als Europäer oder Orientalen, vornehm oder gering, ansah, wenn ich nur Beobachtungen anstellen konnte.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

In Schiras gibt es keine Schwierigkeiten. Niebuhr wird äußerst höflich vom Gouverneur der Stadt empfangen, der ihm sogar versichert, daß jedem Übeltäter, der ihn belästigen sollte, sofort das Haupt abgeschlagen werde. Niebuhr zweifelt nicht an seinen Worten. Am gleichen Tag, an dem die Audienz stattfindet, hatte der Gouverneur einen Schlachter ergreifen lassen,weil er verdorbenes Fleisch verkaufte. Die Strafe war kurz und klar. Der arme Teufel mußte einen ganzen Tag auf dem Markt der Stadt mit den Ohren an einen Pfahl genagelt stehen.

3.

Carsten Niebuhr war nicht der erste Europäer, der die Ruinen der Königsburg Persepolis, die Alexander nach dem Sieg über die Perser in Brand steckte, aufgesucht hat. Vor ihm waren bereits der deutsche Arzt Engelbert Kämpfer, der römische Reiseschilderer Pietro della Valle und der französische Historiker Jean Chardin dort gewesen, aber im Vergleich mit Niebuhrs Studien sind ihre Beschreibungen nur lose hingeworfene Skizzen. Sie zeigen andere Wege zu den Ruinen, aber darüber hinaus sind ihre Untersuchungen ohne Wert für die wissenschaftliche Erforschung dieser Stätte, die, wie sich bald zeigen soll, den Schlüssel für die Geschichte Persiens, ja zur ganzen Assyriologie unserer Zeit birgt. Es ist Niebuhrs Schicksal, diesen Schlüssel auszugraben. Nach Alexanders Versuch, die Herrlichkeiten auszulöschen, ist Niebuhr der erste, der sie ernsthaft zu rekonstruieren versucht.

Für Carsten Niebuhr wird das Aufsuchen der Ruinen das größte Erlebnis der Reise. Sie überstrahlen sogar die Pyramiden in Ägypten, sie sind das Juwel seiner Reise, wie der Sohn sagt. Niebuhr hat die Beschreibungen seiner Vorgän-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ger durchgeackert und nähert sich nun dem Ort selbst mit größten Erwartungen. In der Nacht vor der letzten Tagesreise schließt er kein Auge, schon vor Sonnenaufgang steht er auf, sattelt seinen Esel und nimmt die letzten Meilen in Angriff, die ihn noch von Persepolis trennen. Es ist am Morgen des 13. März 1765. Am Tage davor hat er Schiras verlassen. Er reist allein mit einem ortskundigen Diener, der ihn in die öden und menschenleeren Berge führt: »Der größte Teil des Weges ist steil und steinig, die fruchtbaren Felder liegen unbebaut, sogar die Bäume scheinen über die vielen Stammeskriege zu klagen, die diese Gegend verwüstet haben, weil die Berieselungsanlage, die früher ihren Wurzeln Wasser gab, nun vollständig verfallen ist.«

Nach einigen Stunden Ritt verlassen sie den Hauptweg nach Isfahan und reiten mehr östlich, direkt auf die Königsburg zu. Der Führer protestiert, sie müssen erst ein Logis für die Nacht suchen, aber Niebuhr wehrt sich gegen jeden weiteren Aufschub des großen Augenblicks: »Obwohl ich wohl wußte, daß in der Nähe der Ruinen kein Dorf war, in dem ich mein Quartier aufschlagen konnte, hatte ich mir aus dem, was ich gelesen und gehört hatte, eine solche Vorstellung von den Resten der Persepolis gemacht, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie sofort aufzusuchen und mich erst danach nach einem Logis umzusehen.«

Es vergehen noch einige Stunden, bis sie ankommen. Niebuhr bleibt stehen. Unter ihm liegt Persepolis, als reichte ihnen der Berg die Ruinen in seiner hohlen Hand entgegen. Nicht ein Mensch ist zu sehen zwischen den Ruinen von Xerxes' und Dareios' zerstörten Palästen, aber der Sonnenuntergang im Westen breitet einen rötlichen Glanz über die unzähligen schlanken Säulen, als ständen sie noch im letzten züngelnden Feuerschein von Alexanders Schei-

terhaufen. Während die Dunkelheit hereinbricht, macht Niebuhr einen ersten Rundgang durch die Ruinen. Überwältigt von Begeisterung betrachtet er die Säulen, die fast unzerstörten Reliefs, die Mauern, die mit Zeichen bedeckt sind wie ein Sandstrand nach einem Zug von Regenpfeifern. Er ist außerstande, zu sehen, was es alles gibt, aber ihm ist klar, daß hier Arbeit genug ist für viele Wochen. Erst als es so dunkel geworden ist, daß er nichts mehr sehen kann, kehrt er zu seinem Esel zurück, der an einem der Portale des Perserkönigs festgebunden ist, weckt den Diener und reitet zusammen mit ihm zum Dorf Merdast, das eine Stunde entfernt südlich der Ruinen liegt. Trotz des späten Zeitpunktes glückt es ihm, freundliche Menschen zu finden, die ihm eine Kammer in einem kleinen Haus geben, in dem die seltenen Reisenden zu übernachten pflegen. Es gibt kein Laken auf dem Bett, aber das spielt keine Rolle. In dieser Nacht schläft er wie ein Stein.

In dieser Kammer wohnt Carsten Niebuhr ungefähr einen Monat. Jeden Tag steht er mit Sonnenaufgang auf, sattelt den Esel und reitet hinauf zu den Ruinen, wo er von acht Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags, bis das Licht zu schwinden beginnt, arbeitet. Er entwirft die Grundrisse, zeichnet Reliefs ab, führt Detail-Studien aus. Die Stelle liegt sehr hoch, es herrscht ein kühles Bergklima, im Westen sind die Gipfel noch mit Schnee bedeckt und leuchten gegen den dunklen persischen Himmel, und jeden Morgen, wenn er zu den Ruinen hinaufkommt, sind die Wasserpfützen auf dem Marmorfußboden des Palastes zu Eis gefroren, das langsam auftaut, während die Sonne am Himmel emporsteigt. Die weitaus meiste Zeit ist er allein. Nur hin und wieder kommen einige herumziehende Kurdenfamilien, die mit ihrer Ziegenherde die verlassenen Felder aufsuchen, um die Tiere grasen zu lassen. Wenn sie den merkwürdigen Menschen entdecken, der in europäischer Klei-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dung zwischen den Ruinen herumgeht, kommen sie zu ihm, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Obwohl er ganz allein ist, hört er nie eine Drohung, niemals ein unfreundliches Wort. Die Kurden benutzen die Gelegenheit zu einer kleinen Unterhaltung, sehen sich höflich seine Zeichnungen an, wundern sich darüber, daß ein Mensch so neugierig sein kann, daß er so weit in der Welt herumreist, nur um zu sitzen, zu zeichnen und zu schreiben. Zum Schluß verkaufen sie ihm ein wenig Milch und Ziegenkäse. Danach ist die Unterhaltung vorbei. Die Bauern kehren in ihr Dorf zurück. Niebuhr beugt sich wieder über König Xerxes' Inschriften.

Unten im Dorf geht es genau so zu. Es ist kein anderer Reisender in der Herberge. Wenn einige seltene Male ein Fremder an die Tür klopft, ist es meist ein »armer Handwerker, der mit seinen kümmerlichen Geräten von Dorf zu Dorf zieht, um Arbeit zu suchen.« Bei der Heimkunft nach der Arbeit des Tages kauft Niebuhr etwas Gemüse, Reis und Butter, vielleicht ein Huhn, und macht sich ein Pilaw. Die Bauern hatten sich bald an diesen einsamen Europäer gewöhnt. Wenn er an Feiertagen in seiner Kammer sitzt und Reinzeichnungen ausführt, kommen sie aus Merdast und den umliegenden Dörfern zu Besuch. Er zeigt ihnen seine Arbeiten, und als sie ihr Nauruz-Fest feiern wollen, nennt er ihnen das Datum für die genaue Tag- und Nachtgleiche. Es fällt zwei Tage vor den Zeitpunkt, den die Bauern der Überlieferung nach für das Fest angesetzt haben, aber sie richten sich nach der Anweisung des Fremden und feiern ihr Fest zu dem von ihm angegebenen Datum. Selbstverständlich wird er eingeladen und nimmt die Einladung dankend an. Er ist immer noch der Sohn eines Marschbauern. Er fühlte sich nicht zu gering, als der Imam von Sana ihn zur Audienz bat; warum sollte er sich nun zu vornehm fühlen?

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

In Persepolis sieht Carsten Niebuhr auch die jungen Mädchen wieder, die in Zwischenräumen auf seiner langen Reise auftauchen, als begleiteten sie ihn unsichtbar von Ort zu Ort und gäben sich nur hin und wieder zu erkennen, bald als Sklavinnen auf einem türkischen Fahrzeug, bald als Tänzerinnen in Kairos Straßen. Diesmal haben sie die Gestalt von einigen jungen Bauernmädchen aus der Umgebung von Merdast angenommen. Der Neumond ist wieder hervorgekommen. Ramadhan ist vorbei, das große Beiramfest soll gefeiert werden. Niebuhr arbeitet diesmal während der Festtage zwischen den Ruinen. Eines Nachmittags sieht er überrascht eine Schar Frauen und junger Mädchen zu ihm heraufkommen: »Sie kamen von den umliegenden Dörfern, teils auf Eseln, teils zu Fuß. Nur die wenigsten von ihnen hatten ihr Gesicht verschleiert. Vielleicht wollten sie nur ein wenig zwischen den Ruinen spazierengehen, vielleicht wollten sie den merkwürdigen Fremden sehen, der in ihre Gegend gekommen war.«

Es zeigt sich bald, daß keine der beiden Erklärungen völlig zutrifft. Die jungen Mädchen wollen nicht nur zwischen den Ruinen spazierengehen, und sie wollen auch nicht nur den merkwürdigen Fremden ansehen. Beides interessiert sie nicht sonderlich. Sie kommen mit einem anderen und größeren Anliegen. Sie haben gehört, daß dieser Europäer schreiben kann, und nun sehen sie deutlich auf den Papieren, die auf den Marmorblöcken liegen, daß dieses Gerücht der Wahrheit entspricht. Sie sind an den Richtigen gekommen. Er kann ihnen helfen. Das ist der Kern der Sache. Die jungen Mädchen sind aus den umliegenden Dörfern gekommen, um Carsten Niebuhr darum zu bitten, einige Schriftzeichen auf kleine Zettel zu schreiben, die sie als Schutz gegen Krankheit und Kinderlosigkeit in ihre Amulette legen können.

Wieder ist Carsten Niebuhr wie einer von ihnen. Er legt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

seine Kopien von Inschriften in Keilschrift zur Seite und schreibt mit seiner Tuschfeder einige arabische Schriftzeichen auf Papier, das er den Mädchen zureicht, die es mit ihrem sanften Lächeln entgegennehmen und in ihre Amulette legen. Was sind es für Worte, die er schreibt? Wir wissen es nicht. Wir müssen uns damit begnügen, uns die Szenerie vorzustellen: Niebuhr, der über die Arbeit gebeugt sitzt, die Frauen, die ernsthaft jeder kleinsten Bewegung der Tuschfeder folgen.

»Zwischen diesen bescheidenen Menschen lebte ich in genauso großer Sicherheit wie in jedem europäischen Dorf«, sagt Niebuhr im Tagebuch über die Bevölkerung der Gegend. Das gute Verhältnis und die erfolgreiche Arbeit zwischen den Ruinen haben ihm neuen Mut zu der Reise gegeben, und am 27. März 1765 schreibt er in seiner Kammer unten in Merdast einen Brief in seinem unglaublichen Französisch und sendet ihn über Schiras an von Gähler in Konstantinopel. Der Brief, der sich immer noch im Reichsarchiv befindet, wirft ein Streiflicht auf seine Situation. Er braucht in erster Linie Geld. Als Gegenleistung für die Ausgaben kann er dem dänischen König reiche Dekkung versprechen. Er schreibt an von Gähler: »J' espère que ce voyage vaudra plus que ne coutera tout celui de Bombay jusqu'à la Mediterranée. Jamais je n'ai été plus pauvre qu'à présent, parce que j'ai été necessité d'en emprunter. Toute ma confiance dans ce long et penible voyage est en vous et en Monseigneur le Baron de Bernstorff et je suis sur que vous ne m'abandonnez pas après avoir tant souffert. Si notre grand Roi me commande encore d'aller à Tadmor, Baalbeck, toute le Terre Sainte, même dans la haute Egypte, et si on n'est pas content du premier voyage à ce fameux Djebel el-Mokateb, je suis toujours prêt à suivre les commandements de Sa Majesté.«*

*) »Ich hoffe, daß diese Reise (nach Persepolis) mehr wert sein wird, als die

In Bombay hat Niebuhr endlich Bernstorffs ärgerlichen Brief über von Havens Fiasko auf der Sinai-Halbinsel empfangen. Nun bietet er an, die unglückselige Reise noch einmal zu machen. Er will sogar nach Palästina reisen, er will den Nil hinaufziehen, wenn es sein soll. Nach mehr als vier Jahren »langer und mühseliger Reise« ist sein Erlebnishunger immer noch unersättlich. Aber genau wie bei den China-Plänen in Bombay hat man den Eindruck, daß er auch diesmal seine Kräfte überschätzt. Der Aufenthalt in Merdast bei Persepolis ist kein reines Idyll. Ein großer Teil der Keilschriften, die er zwischen den Ruinen kopiert, sind so hoch auf den Mauern angebracht, daß er sie nur klar sehen kann, wenn sie seitlich von der Sonne bestrahlt werden. Aber der marmorartige Stein, in den die Texte eingemeißelt sind, ist sehr blank und reflektiert stark. Das wirkt sich auf seine Augen aus. Weil Niebuhr darauf besteht, die Arbeit trotz der Schmerzen fortzuführen, geht es ihm ernsthaft schlecht. Eines Morgens erwacht er in seiner Kammer unten in Merdast und kann nicht mehr sehen. Den ganzen langen Tag muß er schneeblind auf seinem Bett zubringen. Am nächsten Morgen, als das Augenlicht zurückgekehrt ist, geht er wieder hinauf zu den Ruinen. Die Sonne scheint auf die Mauern und auf das weiße Papier. Niebuhr setzt sich hin und fährt mit seiner Arbeit fort, wo er aufgehört hatte.

Dann folgt die zweite Warnung. Sein Diener, der lange

ganze Reise von Bombay zum Mittelmeer kosten wird. Ich war nie so arm wie zu diesem Zeitpunkt, zu dem ich sogar genötigt war, Geld zu leihen. All mein Vertrauen während dieser langen und beschwerlichen Reise ist bei Ihnen und bei Seiner Exzellenz Baron von Bernstorff, und ich bin sicher, daß ich nicht von Ihnen enttäuscht werde, nachdem ich so viel ausgestanden habe. Wenn unser großer König mir noch befiehlt, nach Tadmor (der alte aramäische Name für die Stadt Palmyra), Baalbeck (Tempelstadt im Libanon), durch das ganze Heilige Land oder sogar nach Oberägypten zu reisen, und wenn man nicht zufrieden ist mit der ersten Reise zu dem berühmten Djebel el-Mokateb, so bin ich jederzeit bereit, den Befehlen Seiner Majestät zu folgen.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gekränkelt hat, ist den Strapazen und dem anstrengenden Bergklima nicht mehr gewachsen; eines Abends stirbt er – Anfang April – in Merdast. Carsten Niebuhr, der sich inzwischen daran gewöhnt hat, daß der Tod neben ihm Ernte hält, opfert der Episode nicht viele Zeilen in seinem Tagebuch, aber es geht daraus hervor, daß der Tod des Dieners ihn dazu veranlaßt hat, über seine eigene Situation nachzudenken: »Wenn mein Diener gesund und munter geblieben wäre, hätte ich mich gerne noch länger bei den Ruinen aufgehalten. Aber meine Augen haben so viel Schaden genommen und meine Gesundheit war im ganzen so schwach, daß ich das Äußerste nicht wagen möchte. Ich ließ mir den Tod meines Dieners eine Warnung sein; am siebenten April reiste ich nach Schiras zurück.«

Obwohl Niebuhr früher als beabsichtigt zurückreisen muß, hinterläßt er doch nicht viel ungetane Arbeit in Persepolis. Im Reisetagebuch legt er seine Resultate vor. Er kam in Merdast am Abend des 13. März an, und im Laufe der vierundzwanzig Tage, die er sich bei den Ruinen aufhielt, konnte er eine detaillierte Beschreibung von dreiundvierzig Seiten ausarbeiten. Er berichtet im einzelnen über die Lage der Gebäude, entwickelt und begründet Theorien über ihre verschiedenen Zwecke, schildert Statuen und Reliefs und versucht die Darstellungen zu deuten. Hierzu kommen nicht weniger als neununddreißig Tafeln mit Grundrissen, Ansichten, Wiedergaben von Reliefs und Statuen, Profilen und Säulen, Basen und Kapitälen und umfassende Kopien von Inschriften.

Da dies Buch nicht vorgibt, ein wissenschaftlich exakter historischer Bericht zu sein, ist hier nicht der Ort für ein detailliertes Eingehen auf die ungeheure Arbeit, die Carsten Niebuhr in Persepolis leistete. Man darf aber doch hoffen, daß seine Beschreibungen zu gegebener Zeit von Sachkundigen aufgenommen und mit den späteren Ergeb-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nissen der wissenschaftlichen Forschung verglichen werden. Dann wird sich sicher zeigen, daß der Unterschied zwischen der Persepolis Niebuhrs und der unserer Tage nicht annähernd so groß ist, wie der Zeitabstand vermuten läßt.

In einem einzigen Punkt aber müssen wir auf Einzelheiten eingehen. Es handelt sich um Niebuhrs Kopien der Keilschriften. Keine andere Arbeit, die er sonst während seiner langen Reise leistete, muß er so teuer bezahlen wie diese Stücke weißen Papieres, auf die er mit äußerster Sorgfalt Hunderte und aber Hunderte der unbegreiflichen Zeichen schreibt. Doch sie sind den Preis wert. Von Havens Einsatz ist eine Enttäuschung, und Forsskåls Sammlungen gehen zu Grunde, aber dank dieser Stücke Papier hat die alte dänische Expedition trotzdem eine Bedeutung bekommen, die auch heute noch Geltung besitzt.

Weder Kämpfers, Chardins oder Pietro della Valles Kopien der Keilschriften auf Persepolis waren ausreichend genau, als daß die zeitgenössischen Wissenschaftler sie zu ihren Versuchen einer Entzifferung benutzen konnten. Niebuhr ist der erste, dem es glückt, die einzelnen Buchstaben auseinanderzuhalten. Er ist sogar imstande, ein Keilschriftalphabet von zweiundvierzig verschiedenen Buchstaben aufzustellen. Schließlich stellt er fest, daß sich fast überall auf den Ruinen drei parallele Kolonnen mit Keilschrift befinden, und die beiden letzten bestehen immer aus weitaus mehr Zeichen als die Schrift in der ersten. Er sammelt und ordnet sie sorgfältig auf seinen Tafeln, aber lesen kann weder er sie, noch ein anderer Mensch seiner Zeit.

Nun kommt jedoch der dänische Bischof Münter. Dieser merkwürdig ruhelose Vielwisser wurde im selben Jahr geboren, in dem die dänische Expedition von Kopenhagen abreiste. Er wuchs heran und wurde ein großer Bewunderer Niebuhrs, wie er gleichfalls ein enger Freund von Jo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

hannes Ewald war. Er beugt sich über Niebuhrs Papiere und zeigt hier zwei Dinge auf. Erstens, daß die beiden letzten der drei Kolonnen denselben Text haben müssen wie die erste. Wenn diese aus weit weniger Zeichen besteht als die beiden anderen, ist der Grund wahrscheinlich darin zu suchen, daß sie auf altpersisch abgefaßt ist. Zweitens eliminiert er alle die Stellen in den drei Kolonnen, in denen die gleichen Gruppen von Keilinschriften vorkommen, die aller Wahrscheinlichkeit nach »König« bedeuten.

Das ist der erste Schritt. Man ist sich nun darüber klar, wo in den Texten Personennamen für Könige zu suchen sind, und da eine Reihe dieser Namen von vornherein bekannt sind, erleichtert dies die Arbeit für Münters Nachfolger, den deutschen Orientalisten und Sprachforscher Grotefend, in höchstem Maße. Er ist sich bald darüber klar, daß Niebuhrs Inschriften von zwei Königen stammen müssen, die Vater und Sohn waren. Durch Versuche und Vergleiche entdeckt er, daß die in den beiden Namen angewendeten Zeichen genau passen, wenn man annimmt, daß die Gedenkzeichen Darius I und Xerxes betreffen. Im Jahre 1802 dechiffriert er die Zeichen, die in den beiden Namen vorkommen; ein weiterer Schritt, wenn auch nur ein kleiner.

Dann kommt der Mann mit den Siebenmeilenstiefeln. Rasmus Kristian Rask geht wie gewöhnlich seine eigenen Wege. Er ist ein Mann von Niebuhrs Art, aber im Format eines Genies. Er war selbst im Osten, er hat selbst Keilschriften gesehen, in Persien und an anderen Stätten. Er ist nicht daran interessiert, sich mit Königsnamen und anderen Rätseln herumzuschlagen. Er ist kein Kreuzworträtsellöser, er ist Grammatiker. Im Jahre 1826 gibt er eine dänische Abhandlung heraus mit dem Titel: »Über Alter und Echtheit der Zendsprache und des Zend-Avesta.« In dieser zeigt er alle die altpersischen Stellen in Carsten Niebuhrs

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

altpersischen Kolonnen auf, in denen ein Genitiv Pluralis steht; alle diese Worte müssen notwendigerweise die Endung *-anam* haben. Hiermit ist Rasmus Rask den zwei wichtigen Buchstaben m und n auf die Spur gekommen, die alle anderen vergeblich zu bestimmen suchten. Dieser Genitiv Pluralis ist epochemachend. Der Rest ergibt sich von selbst. Das Rätsel der Keilschrift ist gelöst. Zwei Männer, beide aus demselben kleinen Land, haben der Menschheit eine der ältesten Weltsprachen zurückgegeben.

Über all dies schweigt Carsten Niebuhr natürlich. Die meisten der Entdeckungen werden erst lange nach seinem Tod gemacht, und als er am 7. April 1765 von Merdast aufbricht und mit seinen angegriffenen Augen zum letzten Mal Persepolis in der Sonne liegen sieht, wagt er nicht einmal zu glauben, daß es ihm glücken wird, seine Papiere nach Kopenhagen zu bringen.

4.

In Schiras bleibt ihm Zeit, sich von den Anstrengungen zu erholen. Wegen der unruhigen Verhältnisse im Land gehen nur selten Karawanen nach Buschehr ab, und Niebuhr hat über einen Monat Zeit, seine Augen nach der Entzündung, die das Ergebnis der Arbeit in Persepolis war, zu schonen. Nach drei Wochen fängt er wieder langsam an, sich nach draußen zu wagen und mit der Beschreibung der Stadt zwischen Bergwein, Rosenwasser und schattenreichen Gärten zu beginnen. Mit Rücksicht auf seine kranken Augen verläßt er jedoch das Haus erst nach Sonnenuntergang. Der Wind rauscht in den Kronen der Platanen, einige Regentropfen fallen zur Erde. Es ist wieder Frühling geworden, aber die Nacht in Schiras ist immer sehr dunkel, und der Wein in Schiras schmeckt bitter; eben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

in dieser Umgebung saß einmal ein Mann, der auch Astronom und Mathematiker war, und schrieb Verse über den Wein und die dunkle Nacht.

Wo jetzt vom Sturme zerfetzt
die Rosen hängen am Strauch,
Wo zart die Nachtigall bittet: Sei, Rose, mir hold,
Dort unterm Busch laß still dich nieder
– bedenkend:
Wie viele Rosen blühten
und wieder vergingen zu Staub.

Aber Carsten Niebuhr interessiert sich nicht für Gedichte und erwähnt Omar Khajjams Namen auch nicht. Nun hat er anderes zu tun. Am 14. Mai haben sich genug Reisende zusammengefunden, um eine ausreichend große Karawane nach Buschehr zu bilden. Wieder geht es ostwärts durch die Berge, und als sie nach unten zur Küste kommen, wird die Hitze so stark, daß sie genau wie die Karawane in Jemen dazu übergehen müssen, während der Nacht zu reisen. Wegen seiner Augen ist Niebuhr dankbar für diese Veränderung. Nun reitet er dahin, unter Sternschnuppen und Zodiakallicht, umgeben von phosphoreszierenden Insekten, aber all das tut den Augen nicht weh. Er schreibt in sein Tagebuch: »Am 28. Mai kamen wir in Buschehr an, krank und ermattet, aber doch glücklich.«

Die Hitze im Unterland zehrt an seinen Kräften, die Reise hat die Augenentzündung wieder hervorbrechen lassen, und er möchte schnell von Buschehr fortkommen. Am Tage der Ankunft in der Stadt erfährt er, daß ein englisches Schiff segelklar nach Basra im Hafen liegt. Leider kommt der Rest der Karawane, die sein Gepäck und seine Papiere mit sich führt, erst am folgenden Tag an, und da ist das englische Schiff bereits abgesegelt. Stattdessen glückt es Niebuhr, Platz auf einem kleinen holländischen Fahrzeug zu bekommen, das zur Insel Kharg bestimmt ist, wo er das

englische Schiff einzuholen hofft. Am 31. Mai erreichen sie die Insel. Ein Zollbeamter zuckt die Schultern. Das englische Schiff ist vor einer Stunde weitergesegelt.

Das Pech kostet Niebuhr zwei Monate unfreiwilligen Aufenthalt auf Kharg in der wärmsten Sommerzeit. Wegen des Seekrieges zwischen den Persern und einem arabischen Scheich ist das Fahrwasser um die Insel so unsicher, daß sich die Schiffahrt nach Basra andere Wege suchen muß. Anfang Juli bekommen sie zwar den Besuch eines indischen Schiffes, dessen Kapitän Niebuhr freie Reise nach Basra anbietet, aber da Niebuhr am liebsten mit einem kleineren Fahrzeug den Euphrat hinaufsegeln will, damit er sich die Dörfer am Ufer notieren kann, lehnt er das Angebot des Inders dankend ab. Diesmal hat er Glück. Drei Tage später erfährt er, daß das Schiff kurz nach der Abreise von Kharg durch den persischen Despoten Scheich Soleiman aufgebracht wurde.

Wieder war Niebuhr nur einen Schritt von der Katastrophe entfernt, aber die Situation ist noch nicht gerettet. Nun kommen die gefürchteten Südwinde des Persischen Golfes mit warmer Feuchtigkeit. Obwohl Niebuhr auf seiner Terrasse schläft, ist sein Laken jeden Morgen so naß, daß er es auswringen muß, ehe er es zum Trocknen auslegt. Tag für Tag späht er mit seinen kranken Augen zum Horizont. Der Krieg zwischen den Persern und dem arabischen Scheich ist vergessen, aber noch immer kommen keine Schiffe. Der Juni ist mit Warten vergangen, und nun vergeht der ganze Juli. Schließlich, am 31., kann er mit einem kleinen Fahrzeug nach Basra kommen. Der Wind weht immer noch aus Süden, und es dauert nur zwei Tage und Nächte, die Mündung des Euphrat zu erreichen. Hier beginnt die langsame Flußsegelei zwischen den weitgestreckten Dattelfeldern, die, durch hohe Dämme gegen Überschwemmungen geschützt, zu beiden Seiten liegen. Genau wie in Ägypten be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

müht sich Niebuhr, die Namen jedes einzelnen passierten Dorfes zu erfahren. Allein auf der Strecke vom Persischen Golf bis Basra enthält seine Reisekarte nicht weniger als zweiundneunzig Dörfer, und jeder Name ist sowohl in europäischer als auch in arabischer Schrift wiedergegeben.

Nun kommt Niebuhr in die feuchte Hölle von Basra. Es ist die schmutzigste Stadt, die er im Orient gesehen hat, sagt er und schildert die Kloaken auf den Straßen, Menschen und Kamele, die vom Hitzschlag getroffen umfallen und erst weggeschleppt werden, wenn der Gestank zu aufdringlich wird, Milliarden von Fliegen, die von den Herrlichkeiten aufsummen und sich auf Lippen und Augen setzen. Niebuhr ist jedoch nicht auf Vergnügungsreise, er hat seine Arbeit. Er schreibt die jüngere Geschichte der Stadt auf, fertigt einen sorgfältigen Plan ihrer Straßen an, zählt nicht weniger als dreiundsiebzig verschiedene Viertel und führt ihre Namen sowohl in europäischer als auch in arabischer Schrift an. Dann kommt die Reihe an den Handel der Stadt, die fünfundzwanzig verschiedenen Dattelsorten und deren Namen, die Schiffahrt auf dem Euphrat, die Befestigung der Stadt. Solche Arbeit kann nicht in zwei bis drei Tagen erledigt werden. Als Niebuhr schließlich fertig ist, hat er sich fast vier Monate in der Stadt aufgehalten.

Mit diesem Bericht greifen wir den Begebenheiten voraus. In der Zwischenzeit ist eine entscheidende Veränderung eingetreten. Carsten Niebuhr ist verschwunden. Es ist bezeugt, daß er Anfang August in Basra ankommt und bei dem holländischen Konsul die Geldsumme abhebt, die von Gähler aus Konstantinopel dorthin geschickt hat; aber danach wird er plötzlich unsichtbar, und die Person, die in seiner Gestalt die Stadt vier Monate später wieder verläßt, heißt nicht Carsten Niebuhr.

Es wurde erwähnt, daß die dänische Expedition schon seit der Abreise aus Kopenhagen von allen großen europäi-

schen Hauptstädten mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Zu Hause in Dänemark empfing Bernstorff regelmäßig Berichte über ihre Tätigkeit, die er sofort an Michaelis weitersandte, der seinerseits mit den hervorragendsten Wissenschaftlern der damaligen Zeit in Verbindung stand. Obwohl diese Berichte oft lange unterwegs waren, hatte man doch Verbindung mit den Reisenden. Praktisch wußte das ganze gebildete Europa, was vor sich ging. Die Tragödien in Jemen sind nicht nur in Universitätskreisen bekannt. Noch im Sommer 1765 verfolgt die Weltpresse Carsten Niebuhrs Heimreise. Am 3. Juni dieses Jahres finden wir eine Notiz in der »Gazette d' Utrecht«, die über seine Ankunft in Buschehr berichtet: »Es ist hier ein dänischer Wissenschaftler angekommen, der damit rechnet, nach Bagdad, Diarbekr und Aleppo weiterzuziehen. Der Gelehrte ist der einzige Überlebende der Gesellschaft von fünf Männern, die vor vier Jahren von Seiner Königlichen Dänischen Majestät ausgesandt wurden, um längs der arabischen Küste am Roten Meer Forschungen vorzunehmen.«

Niebuhrs Zeit war genau darüber unterrichtet, was vorging. Die Augen der Welt waren – den Möglichkeiten der Nachrichtenübermittlung entsprechend – auf ihn gerichtet. Und plötzlich wird er unsichtbar. Seit der Abreise aus Basra, die gegen Ende November 1765 stattfindet, bis zum 6. Juni 1766, sieht er nicht einen einzigen Europäer. In Basra legt er außerdem die europäische Kleidung, die er seit Bombay trägt, ab und wechselt zu seinen arabischen Gewändern über. Aber nicht genug damit. Diesmal geht er einen Schritt weiter in seinen Bestrebungen, genau wie ein Araber zu leben. Er hätte diesen Schritt gerne früher getan, aber erst jetzt läßt es sich machen, weil er allein ist. Er wechselt den Namen und nennt sich Abdallah. Das ist Arabisch und heißt »Gottes Diener«. Er wählt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

diesen Namen, weil er sowohl von Christen als von Mohammedanern benützt wird. Die Verwandlung wird nun mit der größten Konsequenz durchgeführt. Nicht einmal sein eigener Diener erfährt, daß er in Wirklichkeit Carsten Niebuhr heißt. Über ein halbes Jahr lang lebt, spricht und ißt er als Araber unter Arabern. Schon in Schiras hatte er, ärgerlich über seine europäische Kleidung, geschrieben, daß es ihm gleichgültig sei, als armer Orientale angesehen zu werden, wenn er nur Beobachtungen machen könnte. Für Niebuhr wie auch später für T. E. Lawrence ist die arabische Kleidung wie die Tarnkappe im Märchen, die ihren Träger unsichtbar macht. Beide haben im Orient den Drang nach Anonymität erlebt und ihm nachgegeben; jenen Drang, der auch in dem orientalischen Sprichwort von dem Manne, der seine Identität zu verlieren wagt, zum Ausdruck kommt. Der Name ist nur eine Binde vor den Augen, der wahre Beobachter war immer ein Mensch, der sein eigenes Leben verloren hatte.

Carsten Niebuhr vermeidet von nun an sorgfältig alles, was die Aufmerksamkeit auf seine Person lenken kann. Sogar seine Berichte an von Gähler aus dieser Periode sind selten und kurz, und da viele von ihnen unterwegs verloren gehen und der Rest erst mit jahrelanger Verspätung ankommt, beginnt man in Kopenhagen und Konstantinopel unruhig zu werden. Mehrere Monate lang ist Bernstorff davon überzeugt, daß Niebuhr dasselbe traurige Schicksal erlitten hat wie seine Reisegefährten, und von Gähler, der eben die Hinterlassenschaften von Forsskål, Baurenfeind und Kramer zugunsten ihrer Erben verauktioniert, kann ihn nicht trösten. Ein rätselhaftes Dunkel hat sich über die Expedition gebreitet. Niebuhr ist und bleibt verschwunden. Nur dank seiner Tagebücher sind wir imstande, ihn Schritt für Schritt auf seiner Reise im Verborgenen zu begleiten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Es war Niebuhrs Absicht, von Basra weiter nach Aleppo in Syrien zu ziehen, und der kürzeste Weg dorthin geht direkt durch die Wüste. Wegen der zahlreichen Räuberstämme dort ist er jedoch so gefährlich, daß er nur von großen, schwerbewaffneten Karawanen zurückgelegt werden kann. Doch der Handel von Basra ist durch Bürgerkriege so sehr zurückgegangen, daß sich niemand mehr die Ausrüstung solcher Karawanen leisten kann. Niebuhr muß stattdessen über Bagdad reisen, und am 28. November geht er an Bord eines Flußbootes, auf dem er eine kleine Kajüte gemietet hat. Leider muß er sie mit einem kranken Türken teilen, der ihm viel Mühe macht. Sonst herrscht ein ausgezeichnetes Verhältnis zwischen ihm und den Passagieren. Wenn der sonderbare Abdallah sein Astrolabium am Ufer aufstellt, stellen sie sich im Kreis um ihn herum und schützen ihn mit ihrer langen Kleidung vor dem Nordwind und dem Staub. Da der Euphrat nicht genau in Nord-Südrichtung verläuft, hat Niebuhr große Schwierigkeiten, die zurückgelegten Abstände für seine Karte festzulegen. Dazu kommt, daß sie gegen den Strom segeln und oft von Gegenwind und Ebbe zurückgehalten werden. Die meiste Zeit muß das Boot vom Ufer her gezogen werden, und nicht selten läuft es auf Grund, so daß alle Matrosen ihre Kleidung ablegen und ins Wasser hinauswaten müssen, um es wieder aus dem Schlamm zu befreien. Am schlimmsten ist es jedoch dort, wo die Bauern einen Damm quer durch den Fluß gebaut haben, um Wasser für ihre Felder zu stauen. Hier können Tage vergehen, ehe die Matrosen einen Durchstich gemacht haben, der groß genug ist, sie hindurchzulassen. Während der Nacht gehen sie dicht am Ufer vor Anker und bekommen des öfteren Besuch von Räubern. Eines Nachts muß Niebuhr einen Warnschuß auf einen Dieb abfeuern, der sich in seine Kajüte eingeschlichen hat. An den Tagen, an denen das Boot am Ufer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

entlanggezogen wird, sind sie gleichfalls leichte Beute für die feindlich gesinnten Wüstenstämme. Der Schiffer bringt Niebuhr dazu, sich mit einem Gewehr bewaffnet auf das Vordeck zu setzen. Er erzählt den lahmgelegten Banditen, daß dieser Abdallah ein sehr vornehmer Herr aus Bagdad ist, und läßt ihn gnädig Tadel an die Sünder austeilen.

So glückt es, die verschiedenen Hindernisse auf dem Weg zu überwinden, und einen Monat nach der Abreise von Basra erreichen sie endlich die große Stadt Lemlum. Hier hat Niebuhr genug von dem jammernden Türken und von der langsamen Flußsegelei; er beschließt, zusammen mit einem armen mohammedanischen Pfarrer den Rest des Weges nach Bagdad über Land zurückzulegen. Er mietet ein Pferd von einem Scheich, der ihn aufs gröbste zu bestehlen versucht, und reitet nach Norden. So kommt er nach Meshed Ali und von dort aus weiter auf Eselsrücken nach Hilla, von dort macht er einen Abstecher nach Kerbela, und kommt von da mit einer Karawane von zweihundert Pilgern wieder zurück nach Hilla.

Eines Abends hält er seinen Esel bei einigen Lehmhügeln am Ufer des Euphrat an. Die Luft ist ruhig, der Fluß liegt wie erstarrtes Blei in der flachen Ebene, draußen nach Westen hin glüht noch ein Bergkamm gegen den tiefen Himmel. Niebuhr steigt vom Esel, bleibt kurze Zeit auf der Stelle stehen und stellt sich vielleicht einen Augenblick lang die enormen Stadtmauern vor. Zehn Meilen messen sie im Umkreis, und die Tore sind gewaltige Märkte mit Geschäften und Kontoren. Hier liegen die Banken mit ihrem vollentwickelten Kredit- und Hypothekensystem, die zur schnellen Finanzierung von Kriegen, Schiffahrt, Bergwerken und Wasserbauwerken imstande sind. Hier liegen die Bibliotheken mit ihren Wetterwarten, ihren klaren Bassins im Innenhof, ihren kühlen Laubengängen aus verwittertem Gestein, hier liegen weiter unten die leuchtenden

Kaianlagen mit Waren aus allen Teilen der Erde, eine Orgie von Farben, Handel mit Granatäpfeln, Dattelsirup, Hirseaquavit und Sesamwein, dem Lärm des dichten Menschengewimmels, Arme und Reiche, Priester und Freudenmädchen, Soldaten, die die Wüste von Indien bis zum Mittelmeer durchstreift haben, Astronomen, die mit den Bahnen der Himmelskörper vertraut sind, Ingenieure, für die es eine Kleinigkeit war, plangeometrische Konstruktionszeichnungen mit den dazugehörigen Berechnungen des Flächen- und Kubikinhaltes auszuführen. Wo ist das alles jetzt hin? Eine Eule seufzt traurig über den Sümpfen am Fluß, und Niebuhr wagt aus Furcht vor Schlangen, die sich in dem ellenhohen Gras verbergen, nicht, die Lehmhügel näher zu erforschen. Trotzdem bleibt er stehen und läßt die Gedanken zurückwandern. Hier lag das alte Babylon.

5.

Aufbruch auf Aufbruch. Meile auf Meile. Der Fluß, der erstarrt in der Ebene zwischen den Bergen liegt. Der Morgen, der vor dem Kopf des Pferdes das Gras beugt. Die Fahrt hinauf ins Land, der Zug durch die Jahrtausende, Aufbruch und Anabasis, Sumerer und Assyrer, Kassiter und Hethiter, Seleukiden und Sassaniden, Alexander und Darius. Blutig ist der Himmel bei Sonnenaufgang und -untergang, aber am blutigsten ist er an den weißen Mittagsstunden, da die Streitwagen in einer Staubwolke zusammenstoßen. Aufbruch auf Aufbruch. Meile auf Meile. Knirschende Radnaben und bellende Hunde, Lanzen, Buckelschilde und Streithelme, Frauen, die gebären, Könige, die einbalsamiert werden. Der Wind führt ihre Rufe fort, der Sand vergißt ihre Fußspuren. Erde wird zu Rosen, und Rosen werden zu Erde.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Ein junges Mädchen läßt eines Nachmittags in Verwirrung einen Tonkrug zur Erde fallen, und lange danach, wenn sie selbst zu Erde geworden ist, wird ein seltsam verzierter Randscherben hervorgekratzt, wird numeriert und mit einem weißen Etikett versehen auf ein blankgeputztes Glasregal gelegt. Die Geschichte ist alt und gierig. In ihrer einen Hand hält sie Millionen namenloser Schicksale, die Wanderung des Volkes, die Angst der Sklaven und die Niederlage der Könige, mit der anderen Hand reicht sie uns den Scherben eines Kruges.

Aufbruch auf Aufbruch. Lagash geht zu Grunde. Ummas Großreich stürzt zusammen. Die Akkader werden geschlagen, die Gutäer zerstören das Reich Ur, das Reich Elams wird abgelöst von dem Reich Larsa, das abgelöst wird von Babylons Großreich, das sich unter die Kassiter beugt, die mit Assur kämpfen. Das letzte geschieht ungefähr 1750 Jahre vor dem Beginn unserer augenblicklichen Zeitrechnung. Eine entsprechende Anzahl von Jahren nach diesem Beginn kommt ein zweiunddreißigjähriger Reisender in das Land, in dem der Fluß wie erstarrtes Blei in der gelben Leichenfarbe der Ebene liegt. Er ist allein. Er nennt sich Abdallah. Er muß seine entzündeten Augen vor dem Sonnenlicht schützen und er sieht auf einem Pferderücken nach nichts Besonderem aus. Sonst wirkt er durchaus nicht wie ein Schwächling. Er ist klein und gedrungen gebaut, aber zäh. Durchweg wortkarg, zurückhaltend, ein wenig phantasielos vielleicht, aber ausdauernd, gleichmäßig, humorbegabt und von einer Charakterstärke, die an Langweiligkeit grenzt. Über Assyrer oder Babylonier weiß er, ehrlich gesagt, nichts, aber er hat die Inschriften kopiert, die anderen die Möglichkeit geben, etwas zu erfahren. Er versteht auch nichts von Ruinen, er ist weder Historiker noch Archäologe, er ist immer noch nur Landvermesser. Aber er ist der erste, der diese Gegenden genau vermißt und sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

damit für den Strom von Historikern und Archäologen, die seiner Spur folgen, öffnet.

Am Weihnachtsabend 1765 ist er als erster Europäer in die Heilige Stadt Meshed Ali eingeritten, in der die Goldkuppeln über dem Grab des Kalifen in der Abendsonne leuchten. Einige Zeit später kommt er nach Erbil, dem alten Arbela, wo Alexander eine seiner härtesten Schlachten gegen den Perserkönig ausfocht, und zu Beginn des Jahres 1766 finden wir ihn allein mit einem arabischen Eseltreiber auf dem Weg nach Bagdad.

Man ersieht aus seinem Tagebuch, daß es eine lustige Reise war: »Mein Eseltreiber verfügte über so viele liederliche Schimpfworte, daß ich auf meiner ganzen Reise nichts Entsprechendes gelernt hatte. Im Gegensatz zu anderen Arabern, die niemals über ihre Frauen oder Töchter sprechen, drückte dieser Mensch jeden Augenblick den Wunsch aus, daß seine eigenen Weibsleute, Mütter und Großmütter bis ins fünfte oder sechste Glied einschließlich, auf die schändlichste Weise mißbraucht werden sollten.« Dann ist Schluß mit der Unterhaltung, am Abend des 9. Januar 1766 reitet Niebuhr in Bagdad ein. Er schildert die Häuser ohne Fenster, die kleinen Plätze, von der Sonne wie Backöfen erwärmt, und die Windstürme, die Kühle in die dunklen Räume hinunterblasen. Danach folgt die übliche Arbeit, eine Beschreibung der jüngeren Geschichte der Stadt, hier einschließlich einer Zeittafel über die letzten achtundvierzig Paschas, und ein Plan der Straßen und Befestigungsanlagen. Als ein Monat damit vergangen ist, spürt er wieder unmittelbar in seiner Nähe die Gegenwart des Todes. Auch in Bagdad hat er keine Karawane nach Aleppo gefunden. Dagegen soll eine große Handelskarawane nach Damaskus abgehen. Er erwägt einige Tage lang mitzuziehen, ändert aber im letzten Augenblick seinen Entschluß und schreibt einige Zeit später in seinen Reisebe-

richt: »Ich blieb also in Bagdad und hatte Grund, mich über diesen Entschluß zu freuen, denn kurz vor der Ankunft in Damaskus wurde die ganze Karawane ausgeplündert, alle ihre Waren gingen verloren, darunter auch eine Kiste mit Papieren, die ich ihr mitgegeben hatte.«

Dann folgt wieder Aufbruch auf Aufbruch. Statt nach Damaskus zu reisen, setzt er seine Reise am Tigris entlang nordwärts fort. Der Weg ist hier etwas sicherer, glaubt er, und hat gleichzeitig den Vorteil, daß er über eine Reihe größerer Städte führt statt der wenigen Dörfer in der Wüste zwischen Bagdad und Damaskus. Diesmal reitet Niebuhr zusammen mit dreißig Juden; die meisten sind ärmlich und schlecht gekleidet, alle waffenlos. Sie reiten auf Eseln, während Niebuhr für sich selbst ein Pferd und für seinen Diener und sein Gepäck zwei Maultiere gemietet hat.

Am 3. März verläßt die verwahrloste Karawane Bagdad. Die Regenzeit hat wieder eingesetzt, die Nebenflüsse des Tigris sind angeschwollen, und da es nur wenige Brücken gibt, wird der Übergang jedesmal ein neues Problem. In dem Dorf Altun-kupri gerät Niebuhr in eine kritische Situation: »In den letzten Tagen und Nächten hatte es so stark geregnet, daß die ganze Karawane durchnäßt und völlig ermattet war. Trotzdem zog sie sofort durch die Stadt hindurch und lagerte auf einem offenen Feld auf der anderen Seite des Flusses, der ›Der kleine Zâb‹ heißt. Alle rieten mir, der Karawane sofort zu folgen, da sie glaubten, daß der Fluß im Laufe der Nacht so hoch steigen und dann so kräftig zu strömen beginnen würde, daß ich ihn am nächsten Morgen nicht ohne großes Risiko würde passieren können. Gewöhnlich pflegte ich bei der Planung meiner Reise immer dem Rat der Eingeborenen zu folgen, aber da man in der folgenden Nacht mehr Regen erwartete, dachte ich dieses Mal nur an die Bequem-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

lichkeiten, die mich in einem richtigen Haus erwarteten, in dem ich vor Regen geschützt übernachten und meine tropfnassen Kleider trocknen könnte. Ich sandte also nur das Maultier mit dem Gepäck auf die andere Seite hinüber und blieb selbst mit meinem Diener zurück.«

Es ist der 12. März 1766. Ein Jahr ist bereits vergangen, seit Niebuhr in Persepolis arbeitete, ein neuer Ramadhan ist zu Ende. Am Abend geht er in der Stadt herum und sieht dem Beiramfest zu. Überall sind Schankstätten eingerichtet, und auf dem Markt treten Säbelschlucker, Schlangenbändiger und Fechter auf. Niebuhr unterwirft sich sogar einmal einer arabischen Massage, die in einem schonungslosen Durchklopfen aller Muskeln des Körpers besteht. Sie erscheint ihm sehr geeignet zur Beschleunigung des Blutumlaufes nach einer langen Tagesreise zu Pferde. Während der Nacht setzen neue Regengüsse ein, aber Niebuhr liegt in einem richtigen Haus in einem richtigen Bett und merkt nichts. Erst am nächsten Tag beginnt der Ernst des Lebens wieder:

»Am Morgen des 13. März sah ich sofort, daß der Fluß während der Nacht tatsächlich so hoch gestiegen war, daß ich nur unter Lebensgefahr hinüberkommen konnte, und ich wünschte, ich könnte bleiben, wo ich war. Aber da ich mein Astrolabium und mein übriges bescheidenes Gepäck mit der Karawane über den Fluß geschickt hatte, mußte ich notwendigerweise folgen. Meine Reisebegleiter waren bereits vor mehr als einer Stunde aufgebrochen. Ich wagte das Risiko und reiste ihnen allein, zusammen mit dem Diener und dem Pferdepfleger, die beide große Angst hatten, nach. Im Laufe des Tages holten wir schließlich die Karawane ein, aber dieser Ritt war wirklich recht gefährlich. Unterwegs kamen zuerst ein, dann zwei kurdische Scheiks auf mich zugeritten, und alle sahen sie aus, als hätten sie große Lust, mich auszuplündern. Aber

da sie nur mit Lanzen bewaffnet waren, während ich Feuerwaffen hatte, und da ich ihre Fragen über meine Reise beantwortete, ohne zu zeigen, wie ängstlich ich war, wagten sie doch nicht, mich anzugreifen.«

Aufbruch auf Aufbruch. Am 16. März halten sie am Ufer des großen Zâb. Die Situation scheint hoffnungslos. Wegen der Regenzeit ist der Fluß so tief, daß es unmöglich ist, ihn zu durchschreiten, und an dieser Stelle sind keine anderen Boote zu finden außer einigen elenden Flößen, die den Jesidi gehören, den sogenannten Teufelsanbetern, die in einem Dorf am anderen Ufer des Flusses wohnen. Niebuhr hat in seinem ganzen Leben noch keine kümmerlicheren Fahrzeuge gesehen. Jedes besteht aus zweiunddreißig aufgeblasenen, an ein Bretterfloß gebundenen Schafshäuten, und ihre Eigner sehen nicht vertrauenerweckender aus. Unterwegs war in der Karawane viel darüber gesprochen worden, daß man in Gegenwart der Jesidi nicht fluchen und auch den Namen des Teufels nicht aussprechen darf; es gäbe viele Beispiele dafür, daß sie aus Ärger ihre Flöße umgeworfen hätten, so daß die Reisenden Gut und Leben verloren. Angesichts dieser Schiffe, des breiten, reißenden Stromes und der Schiffer, die wissen, daß sie wegen ihrer Religion bei allen anderen Menschen verhaßt sind, die sich aber nun als Herren der Situation fühlen, angesichts der Angst, die aus den Gesichtern der Juden spricht, muß Niebuhr einräumen, daß er selbst auch von Befürchtungen nicht frei ist. Es stehen nur wenige Flöße zur Verfügung, und um die ganze Karawane über den Fluß zu bringen, müssen sie mehrere Male hin- und zurückfahren. Alle wollen die ersten sein und hoffen, hinüberzukommen, solange die Boote noch einigermaßen intakt sind; keiner will so viel bezahlen, wie die Schiffer verlangen. Es gibt heftige Streitereien, und Niebuhr kann wahrhaftig sagen, daß er auf der ganzen Reise seit Bagdad seine Reise-

gefährten nicht so hemmungslos fluchen gehört hat wie an dieser Stelle, an der sie den Namen des Satans nicht erwähnen wollten. Er selbst hält es für besser, sich nicht mit den Leuten anzulegen, denen er sein Leben anvertrauen will. Er bezahlt dem Schiffer, was dieser verlangt, und gibt ihm sogar ein besonderes Trinkgeld, damit er ein Floß, bei dem noch alle Schaffelle einigermaßen prall sind, herbeischafft. Dann beginnt die Überfahrt. Alle Lasttiere der Karawane müssen selbst hinüberschwimmen, nachdem Sattel und Gepäck abgenommen wurden. Einer der Schiffer zieht sich aus, bindet sich ein aufgeblasenes Schaffell um den Oberkörper und schwimmt über den Fluß, wobei er drei oder vier Pferde oder Maultiere hinter sich herzieht. Die Esel bereiten größere Schwierigkeiten. Sie müssen jeder ein paar aufgeblasene Schaffelle auf den Rücken bekommen, und der Mann, der sie schwimmend hinüberbringt, kann nicht mehr als zwei Tiere auf einmal nehmen. Ein Esel wird vom Fluß fortgerissen und ertrinkt. Der Besitzer fängt an, über den Mann zu fluchen, der ihn in Obhut genommen hat, dreht sich dann zu seinen beiden anderen Tieren um und findet sie mit durchschnittenem Hals auf der Erde.

Während all dies passiert, ist Niebuhrs Floß bereitgemacht. Gepäck und Sättel sind auf das zerbrechliche Fahrzeug hinuntergetragen worden, und nun bekommt er selbst den Bescheid, hinunterzugehen und sich flach über das Ganze zu legen. Niebuhr tut, wie man ihm sagt, und der nackte, langhaarige Teufelsanbeter beginnt das Floß vom Land fortzustoßen. Der Rest ist eine Frage des Sinnes für Humor. Niebuhr ist sich darüber klar, was von ihm verlangt wird. Wie immer, wenn sich die Situation zuspitzt, sucht er Zuflucht zu seiner trockenen Bauernironie: »Der Fluß wirbelte davon, und ich sah es als gegeben an, daß ich zusammen mit meinem Teufelsanbeter in die Wellen

geschleudert werden würde, und dennoch kamen wir mit Gottes Hilfe auf das entgegengesetzte Ufer.«

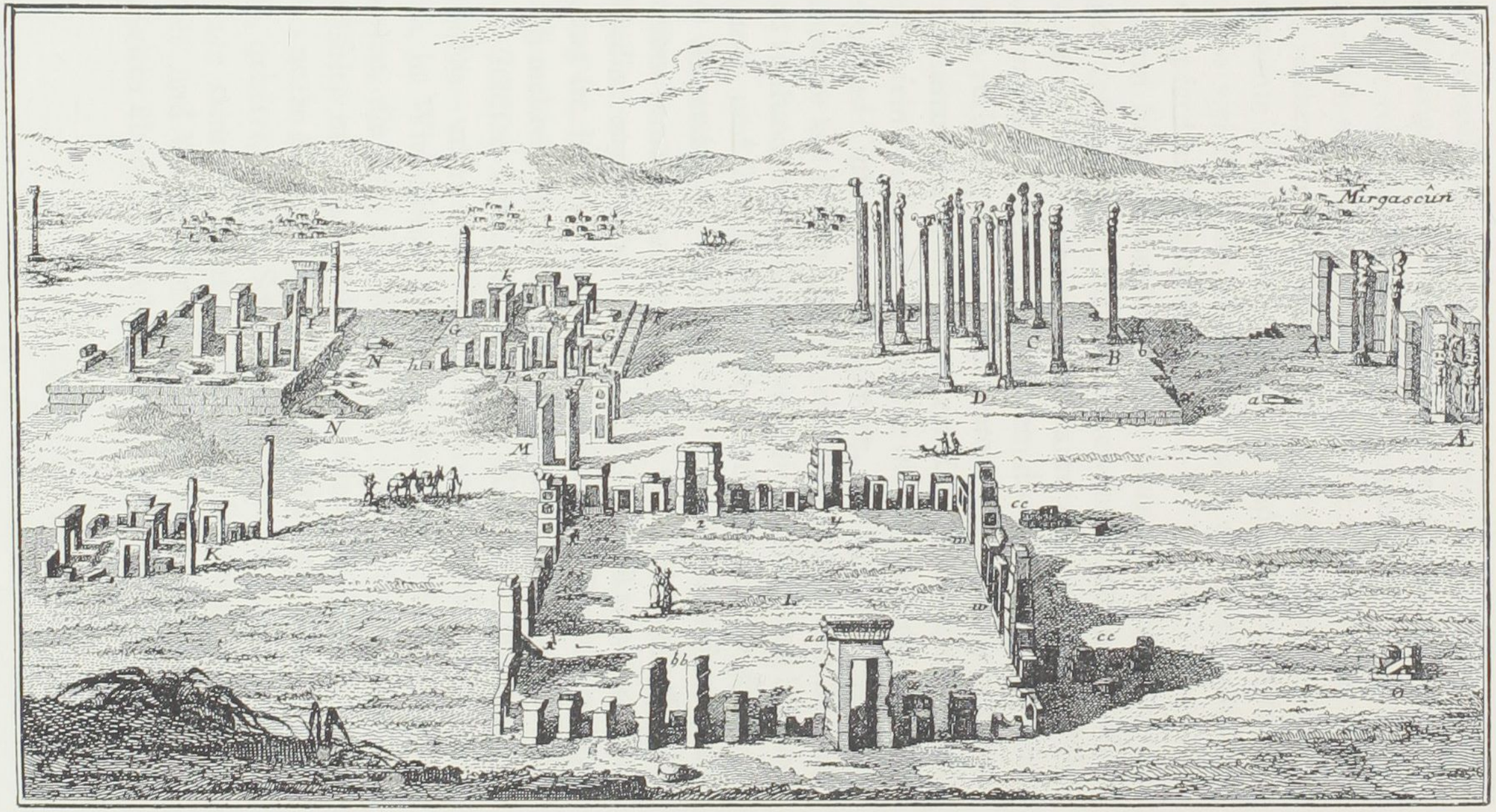
Nachdem die Karawane mit heiler Haut über den Fluß Zâb gekommen ist, bereitet der Rest des Weges nach Mossul keine größeren Schwierigkeiten. Nun kommen sie zwischen fruchtbare Kornfelder, und die Dörfer werden häufiger, obwohl sie immer noch sehr ärmlich sind. Niebuhr zeichnet der Ordnung halber eines der geringsten unter ihnen und trägt es in seine Landkarte ein. Es sind die Reste des ehemals strahlenden Ninive.

Am 18. März 1766 kommt die Karawane in Mossul an. Zum ersten Mal seit der Abreise aus Basra sucht Niebuhr einige Europäer auf. Aber das Ergebnis seines Besuches ist so enttäuschend, daß es ihn nicht zur Wiederholung verleitet. Es handelt sich um Missionare, an die er sich in der Hoffnung wendet, daß sie ihm bei Beschaffung einer Unterkunft behilflich sind. Als er ihnen erzählt, daß er Däne und Protestant ist, und als sie außerdem erfahren, daß er die Frechheit hatte, mit einer Karawane, die ausschließlich aus Juden bestand, hierher zu reisen, betrachten sie ihn als einen Heiden und schlagen ihm die Tür vor der Nase zu. So muß er mit einem Zimmer zum Tigris hin in einer öffentlichen arabischen Herberge vorlieb nehmen. Hier sitzt er abends und sieht der Schiffahrt zu. Sie besteht ausschließlich aus den wohlbekannten Flößen, die mit dem Strom von Mossul nach Bagdad geschickt werden. Kein Fahrzeug geht den umgekehrten Weg. In Bagdad werden die aufgeblasenen Schaffelle von den Flößen losgebunden und mit Eseln nach Mossul zurückgesandt, während der Rest des Floßes als Brennholz verkauft wird.

Die Arbeit in Mossul dauert nicht länger als drei Wochen. Als Niebuhr gegen Ende der dritten Woche von einer großen Karawane hört, die sich darauf vorbereitet, die Stadt zu verlassen, um über Mardin nach Aleppo in Syrien

zu ziehen, beschließt er, mit ihr zu reisen, obwohl sie ihn durch die Wüste führen wird und nicht den interessanteren Weg durch die Berge. Ebenso wie seinerzeit vor der Abreise mit der großen Karawane von Kairo macht er auch diesmal ein Verzeichnis seiner Ausrüstung, die sich in den vergangenen vier Jahren kaum geändert hat. Wir finden seine Ledersäcke mit Töpfen wieder, die Teller und Trinkbecher aus verzinntem Kupfer, seine kleine, fellbezogene Holztruhe mit Kräutern, seine Reiselaterne und sein Ochsenfell, das ihm als Tisch dient und wie ein Beutel zusammengeschnürt werden kann. Außerdem ist er dazu übergegangen, etwas Branntwein in einem Ziegenfellbeutel bei sich zu haben. Er mischt ihn in zweifelhaftes Trinkwasser, das nicht besonders gut schmeckt, weil er gehört hat, daß es für die Gesundheit gut sein soll. Auch sein Vorrat an Lebensmitteln hat sich seit Ägypten nicht sehr geändert. Er besteht immer noch aus Reis, Backpflaumen, Aprikosen und Kaffeebohnen, an der Sonne getrocknetem Fleisch und flüssiger Butter, die einst von Haven so großen Kummer bereitete. Außerdem führt er einen Beutel Mehl mit sich, so daß er immer frisches Brot backen kann. Ehe er die größeren Städte verläßt, sucht er sich außerdem mit etwas Dickmilch zu versorgen, die er in einem Lederbeutel herumschleudert und jeweils um so viel auffüllt, wie Wasser abgelaufen ist, bis er schließlich so viel Käse hat, wie er braucht: »Wenn man sie später aufs neue mit Wasser aufrührt, wird sie zu einem für den Durstigen sehr angenehmen und kühlenden Trank, wie sie gleichfalls, gemischt mit Zwieback, den Hungrigen mit einer guten Portion Essen versorgen kann.« Der Rest seiner Ausrüstung ist genauso einfach. Vor ihm auf dem Sattel hängt seine lange persische Pfeife, sein Zelt ist klein – er benutzt es nur in Notfällen, um nicht zu viele neugierige Gäste anzuziehen. Sein Bett besteht aus einer Matratze, einem dünnen Laken und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



DIE RUINEN VON PERSEPOLIS

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

einem Kopfkissen, und er schläft stets wie die Araber vollständig angekleidet. »Aus diesem Grund braucht man nicht weniger reinlich zu sein als die Europäer; die Araber waschen sich nur um so häufiger«, sagt er. Seine übrigen Kleider, Bücher und Papiere hat er in zwei Seesäcken, die Instrumente liegen in ihren Kästen, und das Ganze nimmt nur so viel Platz ein, daß er es leicht auf einem einzigen Extrapferd unterbringen kann.

Dann folgen neue Aufbrüche, neue Reisetage. Am 11. April 1766 sammelt sich die Karawane draußen vor Mossul. Es ist die größte von allen Karawanen, mit denen Niebuhr seit dem Nachmittag, an dem die dänische Expedition Kairo verließ, gereist ist. Sie besteht aus mehr als zweitausend Lasttieren; dreizehnhundert Kamele sind beladen mit Galläpfeln aus Kurdistan, die für die Herstellung von Arzneien und Tinte gebraucht werden, 120 Kamele tragen Seidenstoffe aus Indien und Persien und Leinen aus Bagdad, und fünfundvierzig Kamele sind mit Kaffeesäcken beladen. Kamel- und Pferdepfleger eingerechnet, kommt die Zahl der Reisenden auf ungefähr vierhundert Menschen. Dazu kommt eine Schutztruppe von 150 Soldaten, die die Händler angeworben haben, damit die Karawane stark genug ist, jedem Angriff zu widerstehen. Weiter gehören noch mehrere hundert Mann dazu, die von den verschiedenen Städten unterwegs mit der Karawane mitgeschickt werden – unter dem Vorwand, deren Kampfkraft zu erhöhen, in Wirklichkeit aber, um die reichen Händler anzuzapfen, die auch für diese wenig zuverlässigen Mietkerle bezahlen müssen. Die Karawane wird von dem vornehmsten unter den Kaufleuten, dem sogenannten Karawan-bashi, geleitet, der am Schluß reitet, wo sich Staub und Probleme sammeln; dort werden Streitigkeiten geschlichtet, Zoll- und Wegegelder bezahlt, Geschenke für die lokalen Scheichs überreicht und die Ausgaben unter den Reisenden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

aufgeteilt. Sonst schreitet das vielköpfige Ungeheuer in zufälliger Ordnung voran. Das Kamel, das zuerst fertig beladen ist, geht als erstes. Man bricht bei Tagesgrauen auf, reitet den ganzen Tag über das trockene Steppenland hin, die Sonne brennt auf die Nacken der Männer, und erst bei Sonnenuntergang wird wieder ein Lager aufgeschlagen. Das Gerücht von ihrem Vorbeiziehen ist ihnen vorausgeeilt, und jeden Abend kommen zahlreiche Kurden zum Lager geritten, um zwischen den Hunderten von Zelten Ziegenkäse und Dickmilch zu verkaufen. Hin und wieder haben sie auch ein junges Huhn bei sich – sie haben ihm die Flügel gebrochen, damit es nicht fortfliegen kann, während sie mit den anderen Sachen handeln.

Aufbruch auf Aufbruch. Eines Abends, nur noch wenige Tagereisen von Mossul entfernt, scheinen sie die 150 Soldaten, die sie begleiten, plötzlich ernsthaft gebrauchen zu können. Als sie eben mit dem Aufschlagen des Lagers fertig sind, sehen sie draußen auf der flachen weitgestreckten Grasebene eine gewaltige Staubwolke zum Himmel steigen. In weniger als einer halben Minute hat sich die dramatische Neuigkeit im ganzen Lager verbreitet: die Wolke rührt von einem galoppierenden Räuberstamm her, der einen Angriff auf die Karawane vorbereitet. Die Besitzer der Lasttiere werfen alles, was sie gerade in der Hand haben, weg und stürmen zu ihren Kamelen, Pferden und Maultieren, die bereits ins Gras getrieben waren, um sie in größter Eile ins Lager zurückzubringen. Überall herrscht große Aufregung, die sich noch steigert, als ein Reiter zwischen die Zelte galoppiert und mitteilt, daß er mit seinen eigenen Augen zweitausend Kurden auf die Karawane habe anrücken sehen. Kurz darauf springt ein anderer Araber atemlos vom Pferd: nach seiner Meinung sind es nicht zweitausend, sondern viertausend Kurden . . .

Carsten Niebuhr steht am Rande des Lagers und sieht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

die große Staubwolke näherkommen und in den Sonnenuntergangshimmel wachsen. Im Vordergrund verfolgt er die verstreuten Gruppen von Arabern und Türken, die nun in größter Unordnung gegen den Feind vorzurücken beginnen. Er bemüht sich, die Situation gefaßt durchzustehen. Bis hierher ist seine Reise durch das Zweistromland über Erwarten günstig verlaufen. Er muß immer noch auf seine Augen achten, die sich seit Persepolis bei der kleinsten Anstrengung entzünden und schmerzen, aber davon abgesehen hat sich seine Gesundheit von Tag zu Tag gebessert. Die zahlreichen Zollbehörden, die sozusagen in jedem größeren Dorf auftreten, haben ihm seit der Abreise aus Basra auch nicht viel Kummer bereitet. Niemand interessiert sich für diesen ärmlich gekleideten Abdallah, der ganz allein reist, höchstens mit einem einzigen Diener. Wenn sie sehen, daß sein Gepäck etwas so Ungewöhnliches wie Bücher enthält, halten sie ihn für einen armen Derwisch. Er hat weder Geld noch Handelsware und kann ungeschoren passieren. Vor einigen Tagen freilich gab es Ärger mit einem nörgelnden Scheich, der Niebuhrs einziges Feldbett beschlagnahmte. Vergeblich zeigte Niebuhr ihm seine Empfehlung des Sultans in Bagdad. Der Scheich schüttelte nur den Kopf: »Hier in der Wüste bin ich dein Sultan«, sagte er, »deine Papiere können mich zu nichts zwingen.« Niebuhr mußte stattdessen den lokalen Statthalter aufsuchen, der ihn sofort mit sechzehn anderen Gästen zum Mittagessen einlud. Ein Kamel wurde geschlachtet und zusammen mit Bergen von Reis in den Saal getragen, in dem alle Gäste im Kreis auf dem Fußboden saßen. Niebuhr beobachtete, wie jeder einzelne beim Anblick der großen Platten die weiten Ärmel seines Mantels bis zur Schulter hinauf aufkrempelte. Kaum waren die Platten auf den Lehmfußboden gesetzt, fuhren auch schon sechzehn entblößte Arme in den Reishaufen. Die Gäste griffen so

viel, wie sie fassen konnten, leckten die geschmolzene Butter, die von der Hand tropfte, ab und verspeisten den Reis in Ruhe und mit Genuß. Für Niebuhr war die Einladung nicht vergeblich. Als nichts mehr vom Kamel übrig war, hatte er sein Feldbett wieder.

Nun steht er vor dem Lager und verfolgt die Vorbereitungen zum Kampf. Es ist eine halbe Stunde vergangen, die Staubwolke ist so groß geworden, daß sie fast den halben Himmel über der Grasebene zu bedecken scheint. Vor ihr sieht er die kleinen schwarzen Silhouetten der Männer, die gegen den Feind ausgeritten waren, nun aber wieder auf dem Rückweg zu sein scheinen. Laut rufend kommen sie ins Lager geritten. Wieder ist das Glück auf seiner Seite. Nicht viertausend Kurden haben die enorme Staubwolke verursacht. Es sind einige Hirten mit viertausend Schafen.

Neuer Aufbruch. Neue Reisetage. Am 25. April kommt Niebuhr in Mardin an, von wo aus er die Karawane weiter nach Aleppo ziehen läßt, während er selbst einige Tage in der hochliegenden Stadt mit der trockenen Bergluft, dem klaren Trinkwasser, den Obstgärten und den fruchtbaren Tälern bleibt. Ein paar Wochen später setzt er seine Reise mit einer kleinen Karawane nach Diarbekr fort, wo er wieder auf den Tigris stößt. Hier wohnt er acht Tage lang bei freundlichen, orientalischen Kapuzinermönchen ; am 19. Mai findet er Gelegenheit, mit einer anderen Karawane nach Aleppo weiterzureisen. Unterwegs überläßt er sein Gepäck seinem Diener, verläßt die Karawane mit einem kurdischen Führer und macht einen Abstecher in die Bergstadt Urfa mit den zwölf Minaretts, die Stadt der Seleukiden und Parther, das alte griechische Edessa, das seinerzeit der erste christliche Staat gewesen sein soll. Unterwegs begegnet er wieder einer Bande von Räubern, die er sich mit seinem Gewehr vom Leibe hält. Es wird

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ihm wieder deutlich, daß es zu gefährlich ist, allein zu reisen, und nachdem er die Lage von Edessa in der unwegsamen Berggegend bestimmt und eine Planskizze der Stadt gemacht hat, reitet er schon am folgenden Tag weiter, um die Karawane nach Aleppo einzuholen.

Auf diesem Ritt trifft Carsten Niebuhr zum letzten Mal die jungen Mädchen, die ihn seit dem Septembertag, an dem die dänische Expedition von Konstantinopel absegelte, begleitet haben. Er ist seit Tagesanbruch mit seinem kurdischen Führer geritten. Jetzt ist es Nachmittag, das warme Sonnenlicht fällt schräg zwischen die braunen Berge, am Weg wachsen Ölbäume und Korkeichen. Dann tritt ein neuer Zug in die menschenleere Landschaft. Niebuhr erzählt: »Wir fanden auf dieser Strecke verschiedene Brunnen, an denen junge Mädchen aus den umliegenden Dörfern das Vieh tränkten. Sie gingen unverschleiert, wie die Frauen in den Städten. Es waren wohlgewachsene, sonnenverbrannte Schönheiten. Als wir von unseren Pferden stiegen und sie grüßten, brachten sie uns Trinkwasser in ihren Tonkrügen und tränkten auch unsere Pferde. Ich hatte früher in anderen Gegenden ein gleiches Entgegenkommen erlebt, aber hier wirkte es besonders ergreifend auf mich; schon Rebekka, die auch in dieser Gegend aufwuchs, hatte sich gegenüber müden Reisenden auf die gleiche Weise dienstwillig gezeigt. Vielleicht habe ich gerade aus dem Brunnen getrunken, aus dem sie Wasser heraufzog. Wir waren ja dicht bei Haran, das nun nur ein kleines Dorf ist, ein paar Tagesreisen süd-süd-östlich von Urfa, aber man glaubt, daß es früher die Stadt war, die Abraham verließ, um in das Land Kanaan zu ziehen, während der Rest der Familie dort wohnen blieb.«

Am Abend des nächsten Tages, am 6. Juni 1766, reitet Niebuhr in Aleppo ein, wo er zum ersten Male seit Basra freundliche Europäer trifft, die sich seiner annehmen.

Hier verschwindet Abdallah aus der Geschichte. Ein halbes Jahr des Reisens im Verborgenen ist vorbei. Als er Aleppo erreicht und wieder seinen eigenen Namen annimmt, scheint er gleichsam aus der Unterwelt aufzutauchen. Überall war die Vergangenheit nahe, in den Menschen, in den Landschaften und in den Ruinen, und er hat zahlreiche Geschichten über verschwundene Größe, vergrabene Schätze und verborgenen Reichtum gehört. In seinem Tagebuch erzählt er eine dieser Sagen wieder:

»Eines Nachmittags fand ein Bauer ein Loch an der Seite des Felsens in der bergigen Gegend von Mardin. Er ging hinein und sah zwei Männer vor einem Tisch sitzen, auf dem ungeheure Schätze von Gold und Edelsteinen gehäuft lagen. Als die Männer den Bauern erblickten, reichten sie ihm etwas Kienruß und sagten, er solle die schwarze Farbe über seine Augenlider streichen. Der Bauer tat, wie ihm geheißen. Im selben Augenblick wurde er blind und gewann sein Augenlicht nie mehr zurück.«

Das Märchen verleitet, an einen anderen Bauernsohn zu denken, der an einem anderen Nachmittag einige Keilschriften aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorzog und am nächsten Morgen in seinem Bett aufwachte, ohne sehen zu können. Ist Niebuhr selbst die Parallele aufgegangen? Er sagt nur, daß »ich es nicht lassen konnte, diese Sachen für meine Leser wiederzuerzählen.«

6.

Nun wird alles anders. Die Anonymität ist aufgehoben, die vielen Jahre der Einsamkeit sind vorbei. Nach der Ankunft in Aleppo reitet Niebuhr zum holländischen Generalkonsulat, Herrn von Masseyk, der ihn schon in Basra brieflich eingeladen hatte, in seinem Haus zu wohnen. Im Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

neralkonsulat wird er mit offenen Armen empfangen, sein langes Verschwinden war ein ständiges Gesprächsthema in den europäischen Kreisen des Nahen Orient, und sein plötzliches Auftauchen am Abend des 6. Juni ist eine Art Sensation. Man hat bei vornehmen Empfängen der Stadt über das traurige Ende seiner Begleiter gesprochen; auch über sein eigenes Schicksal war seit langem entschieden. Nun hört man, daß es ihm doch geglückt ist, die lange Reise von Bombay über Basra und Bagdad allein durchzuführen. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Aleppo ist Carsten Niebuhr der Held des Tages. Alle streiten sich darum, ihm einen Dienst zu erweisen, und das holländische Generalkonsulat spürt den Prestigegewinn in Form einer Flut von Einladungen.

Der Hauptteil dieses Karnevals geht jedoch über den Kopf des redlichen Niebuhr hinweg. Er schreibt in seinem Tagebuch: »Ich fand in Aleppo die freundlichsten Menschen, die ich seit Jahren getroffen habe, und sogar einen Landsmann – Herr von Masseyk ist in Holstein geboren und also Untertan des dänischen Königs. Mein liebenswürdiger Wirt versäumte nichts, um mir den Aufenthalt in dieser Stadt so behaglich wie möglich zu machen. Er stellte mich den anderen Europäern der Stadt vor, und ich fand mich von einem Tag auf den anderen unter vielen Freunden, in deren Gesellschaft ich bald all die Widerwärtigkeiten, denen ich ausgesetzt war, vergaß.«

In Aleppo findet Niebuhr auch ein Bündel Briefe von Bernstorff und von Gähler, die sich in steigender Unruhe nach den letzten Kleinigkeiten erkundigen. Sie fürchten, er sei mit der Karawane aus Bagdad, die kurz vor Damaskus ausgeplündert wurde, umgekommen. Er beeilt sich, an von Gähler zu schreiben, der in einem Sonderbericht vom 8. August 1766 Bernstorff die erlösende Botschaft sendet: Niebuhr ist wohlbehalten in Aleppo.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Außerdem geht aus dem Kopenhagener Schreiben hervor, daß Seine Majestät sich im Hinblick auf Niebuhrs Brief aus Persepolis entschlossen hat, ihn von einer Extrareise nach dem Djebel el-Mokateb zu befreien; auch hält der König es nicht für notwendig, daß er nach Palästina und dem übrigen Ägypten zieht. Dagegen sähe man es sehr gern, wenn er den Weg über Cypern nähme und die angeblich phönizischen Inschriften, die der Engländer Pocock auf der Insel gefunden haben soll, näher untersuchte.

Das Ersuchen des Königs bringt Niebuhr wieder in einen anstrengenden Wettlauf mit der Zeit. Da er gern mit der großen Karawane ziehen will, die noch vor dem harten Winter von Aleppo nach Konstantinopel abgeht, beschließt er, sofort nach Cypern zu reisen. Auch 1766 herrscht blutiger Bürgerkrieg auf der Insel, aber Niebuhr will deshalb nicht auf die Reise verzichten: »Da Kriegsnachrichten aus fernen Ländern sich oft gefährlicher anhören als sie wirklich sind, so beeile ich mich, nach Iskenderun weiterzureisen, um von dort aus Schiffsgelegenheit nach Larnaka auf Cypern zu bekommen.«

Nach nur gut zwei Wochen Aufenthalt in Aleppo hat Niebuhr Material zu einem umfassenden Kapitel über die Drusen und ihre Geschichte gesammelt, und am 24. Juni reist er mit einer Karawane über Antakya zur Hafenstadt Iskenderun oder Alexandrette weiter. Am 30. Juni gegen Mittag erreicht er die Stadt Beilân, von wo aus er eine weite Aussicht hinunter über die waldbedeckten Berghänge hat. Am Fuß des Berges sieht Niebuhr zum ersten Mal seit der Abreise aus Alexandria vor fünf Jahren das Mittelmeer wieder. Er muß einige Zeit auf Schiffsgelegenheit warten, dann bekommt er endlich Platz an Bord eines französischen Fahrzeuges, das nach Marseille bestimmt ist und das ihn am 18. Juli in Larnaka auf Cypern absetzt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Der Aufenthalt wird eine Enttäuschung. Am Tag nach seiner Ankunft sucht Niebuhr die Ruinen bei Citium auf, wo Pocock die phönizischen Inschriften gefunden zu haben behauptet. Einen ganzen Tag lang wandert er herum, ohne auch nur einen einzigen Buchstaben finden zu können. Schließlich gegen Abend entdeckt er einige auf einer Seite beschriebene Steine, die von ihrem ursprünglichen Platz entfernt und in einen Stützpfeiler eines Kirchenbauwerkes eingemauert sind. Am selben Abend entzieht ein italienischer Sachkundiger in Larnaka seiner Begeisterung den Boden. Die Inschriften, die er gefunden hat, sind nicht phönizisch. Sie sind armenisch und damit viel jünger.

Niebuhr kann sich nicht recht damit abfinden, diesen Abstecher vergeblich gemacht zu haben. Freilich kann er einen Bericht über das gespannte Verhältnis zwischen der griechischen und türkischen Bevölkerung ausarbeiten, aber das ist kein Ergebnis, das ihn befriedigt; und als er nur acht Tage nach seiner Ankunft ein anderes nach Jaffa bestimmtes französisches Fahrzeug findet, beschließt er, diese schnelle Schiffsgelegenheit zum Festland als Vorwand zu benutzen, den königlichen Befehl, nicht nach Palästina zu reisen, zu umgehen. Die letzte Karawane vor Anbruch des Winters geht von Aleppo nach Konstantinopel schon gegen Ende August ab. Er hat nur einen Monat Zeit und damit eine winzige Chance, rechtzeitig anzukommen. Dagegen ist nichts zu machen. Der Orient liegt hinter ihm wie eine Frau, mit der er jahrelang zusammenlebte und die er nun zum letzten Mal wiedersehen will, ehe er endgültig Abschied nimmt. Nun geht es auf Biegen und Brechen. Niebuhr will Jerusalem sehen! Sein Astrolabium hat die geographische Breite von Kairo, Bombay und Bagdad gemessen. Nun soll es am Heiligen Grab aufgestellt werden. Seit vor genau drei Jahren, als er zusammen mit Baurenfeind, Kramer und Berggren verzweifelt durch die Berge

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

von Sana hastete, um die englischen Schiffe in Mokka zu erreichen, war er nicht in solchem Tempo gereist wie in den nun folgenden Wochen. Am 30. Juli ankert das französische Schiff in Jaffa, und schon zwei Tage später reitet Niebuhr in Jerusalem ein, wo er bei Franziskanermönchen Aufenthalt nimmt. »Jetzt war ich in Jerusalem angekommen, für Juden sowohl als auch für Christen die merkwürdigste Stadt der Welt«, steht schlicht in seinem Tagebuch. Die Mönche fordern ihn auf, an einem katholischen Gottesdienst teilzunehmen, und Niebuhr sieht keinen Grund, ihre Einladung abzulehnen: »Auch in einer römisch-katholischen Kirche kannst du Gott danken für die Gnade, die er dir erwiesen hat, dachte ich und ging zur Messe. Hier fand ich mitten im Land der Mohammedaner zu meiner großen Verwunderung nicht nur eine prächtige Orgel, sondern auch ausgezeichnete Vokal- und Instrumentalmusik. Der Organist und die Sänger waren sämtlich Franziskaner, die meisten Deutsche, und es war höchst angenehm, nach so langer Zeit einmal wieder richtige Kirchenmusik zu hören.«

Niebuhr wählt ungern große Worte, aber man darf annehmen, daß von allen Wiedersehensfreuden, die ihn nun nach mehr als fünfjährigem Aufenthalt unter Mohammedanern erwarten, keine größeren Eindruck auf ihn gemacht hat als diese Musik, zumal er ja selbst einmal davon geträumt hatte, Organist zu werden.

Nun ist jedoch keine Zeit zu verlieren. Zahlreiche andere Reisende haben Jerusalem erschöpfend beschrieben, aber es gibt immer noch keinen ordentlichen Plan der Stadt. Auch ihre geographische Breite ist noch nicht genau festgelegt. An den folgenden Tagen holt Niebuhr das Versäumte nach, er fertigt eine Zeichnung der Stadt an, unternimmt sogar einen Abstecher nach Bethlehem, reitet dann aber, vierzehn Tage nach seiner Ankunft, mit sechs Fran-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ziskanermönchen nach Jaffa zurück. Schon am folgenden Tag findet er Platz auf einem Küstenfahrzeug, das ihn nach Akka, etwas nördlich vor Haifa, führt. Niebuhr hat immer noch nicht genug, nun will er auch Damaskus sehen; in Akka versucht er ein Pferd zu mieten, um in die syrische Hauptstadt einzureiten. Aber die Mekka-Karawane hat gerade die Stadt passiert, in ganz Akka gibt es kein Pferd mehr. Am 16. August setzt Niebuhr seine Reise mit einem anderen Küstenfahrzeug nach Sidon fort, von wo aus er wieder nach Damaskus zu kommen versucht. Diesmal findet er einige Marktbauern, die ihm erlauben, mit ihnen zu reiten. In wenigen Tagen zeichnet er einen Plan von Damaskus und bestimmt dessen Lage, und schon am 27. August ist er wieder in Sidon, wo er ein drittes Fahrzeug findet, das ihn über Tripolis nach Latakia führt, wo er am 29. bei Sonnenuntergang eintrifft. In Latakia wird er von Herrn von Masseyk abgeholt; sie brauchen sechs Tage, um Aleppo zu erreichen. Bei der Ankunft hier erfährt Niebuhr, daß das Befürchtete eingetreten ist. Die Karawane nach Konstantinopel ist vor acht Tagen abgegangen.

Nun ist guter Rat wieder teuer. Niebuhr hat die Wahl, die Winterkarawane zu nehmen oder sich einen Platz in einem der Postwagen zu sichern. Der letztere Ausweg ist der komfortablere, aber in einem Wagen hat er wenig Möglichkeit, geographische Beobachtungen zu machen; er zieht daher die erste Lösung vor, obwohl sie eine Reise durch Anatoliens Berge mitten im härtesten Winter mit sich bringt. Er vertreibt sich die Wartezeit in dem geselligen Aleppo, zeichnet seine Landkarten ins Reine und bringt seine Tagebücher *à jour*. Schließlich, im November, ist die Karawane reisebereit. Sie besteht hauptsächlich aus griechischen Händlern, die nach Aleppo gekommen sind, um Waren zu kaufen, die sie auf den Märkten der verschiedenen Städte, die der Karawanenweg berührt, zu verkaufen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

gedenken. Ein erfahrener arabischer Handelsmann wird zum Karawan-bashi gewählt, und am 20. November 1766 verlassen sie Aleppo, um über Kleinasien nach Konstantinopel zu gehen.

Wieder erlebt Niebuhr das Leben in den großen Karawanen, das Einkaufen und das Zubereiten des Essens an den Raststellen, die stummen Aufbrüche bei Tagesgrauen, Gespräche mit den anderen Reisenden, Kaffeeverkäufer, die, ist der Weg gut, zu einer geeigneten Ruhestelle vorausreiten und die übrige Karawane bei der Ankunft mit heißem Kaffee empfangen. Währenddessen wird der Winter strenger. Trotz der Kälte müssen sie oft unter freiem Himmel übernachten. Bald reiten sie durch schneeweiße und stille Dörfer, zuweilen ist es schwierig, die Kamele und Maultiere durch die ellenhohen Wehen zu bekommen, und öfters muß ein Händler eines seiner ermatteten und zusammengebrochenen Lasttiere töten. Als sie höher in die Berge kommen, setzt der Schneesturm ein. »Der Winter ist nun genauso hart wie zuhause in Dänemark«, schreibt Niebuhr in sein Tagebuch. Jahrelang wurde sein Gesicht gefurcht von der Sonnenglut über Arabiens, Persiens und Mesopotamiens Wüsten, nun reitet er vorwärts, den Kopf gegen den peitschenden Schneesturm gebeugt. Er ist in einen dicken Schafspelz gekleidet; darüber trägt er einen Mantel aus weißem venetianischen Leder mit einer Kapuze, die er über den Kopf ziehen kann, und langen Ärmeln, die er nach unten über seine steifen blaugefrorenen Hände schlägt. Pelz und Mantel stammen aus Aleppo, wo er sich auch mit wollenem Unterzeug und einigen Stoffstreifen versorgt hat, die man als Wickelgamaschen in den Stiefeln tragen und leicht am Feuer trocknen kann. Schließlich hat er seinen Fellsack für Trinkwasser mit einem Holzkrug vertauscht, der solider ist und es besser verträgt, zum Auftauen des Inhaltes ans Feuer gestellt zu werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Die Karawane rückt langsam vorwärts. Am 11. Dezember sind sie in Konia, ungefähr auf dem halbem Weg nach Konstantinopel. Alle Reisenden sind so ermattet, daß man in der Stadt fast zwei Wochen ausruhen muß. Erst am Abend des Weihnachtstages 1766 geht die Reise weiter. Der Schneesturm rast, die Kamele rutschen auf den eisglatten Bergwegen aus. Trotz der Ruhepausen in Konia ist das Tempo nun noch langsamer. Wir können dies an Niebuhrs Wegetabellen ablesen, aus denen hervorgeht, daß sie auf dem ersten Teil der Reise durchschnittlich neun Stunden am Tag reiten und fünf Meilen zurücklegen, während der entsprechende Durchschnitt für den letzten Teil nur sechs Stunden und dreieinhalb Meilen beträgt. Eine kleine Steigerung der Temperatur bringt Regen und macht die Wege noch beschwerlicher. Der erste Teil der Karawane kommt einigermaßen vorwärts, zerstört aber dafür den Weg für die Nachfolgenden. Die Kamele und Pferde sinken bis zum Bauch ein. Tropfnaß kommen sie zu ärmlichen Dörfern. Es gibt kaum Obdach für alle und selten die Möglichkeit, die Kleidung richtig zu trocknen. Aber nun geht es dem Ende zu, und endlich, am 13. Januar 1767, reiten sie durch Kastanienwälder nach Brusa. Von hier aus sind es nur noch wenige Tagereisen nach Konstantinopel, aber Niebuhr ist so entkräftet, daß er die Weiterreise aufgibt, obwohl er in der türkischen Hauptstadt bei von Gähler die beste Unterkunft erwarten kann. Stattdessen findet er in Brusa eine Herberge mit einem warmen Zimmer und einem guten Kamin; dort ruht er sich aus, beschäftigt mit seinen Schreibereien und Reinzeichnungen. Aber je weiter er kommt, desto mehr erinnert seine Reise an die Heimreise der Helden aus Troja. Kaum hat er sich in Brusa eingerichtet, wird die Stadt von gewaltigen Erdbeben heimgesucht. Er muß auf allen Vieren aus der Herberge kriechen, während es um ihn herum Ziegel hagelt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Es ist Anfang 1767. Seit Niebuhr die Inschriften von Persepolis kopierte, sind bald zwei Jahre vergangen, und ein neuer Ramadhan beginnt. Die Einwohner des halbzerstörten Brusa dürfen wie alle Mohammedaner nur während der Nacht Nahrung zu sich nehmen, am Tage liegen die Straßen der Stadt fast verödet da, und Niebuhr kann ungestört umhergehen und seine Messungen vornehmen. Erst einen Monat nach seiner Ankunft fühlt er sich stark genug, zur Hafenstadt Mudanja weiterzureiten, von wo aus er mit einem kleinen griechischen Schiff nach Konstantinopel kommt, das er am Abend des 16. Februar erreicht.

Die Königlich Dänische Gesandtschaft in Konstantinopel, Seine Hochwohlgeborene Exzellenz, kurz gesagt, unser alter Freund von Gähler ist nicht zugegen, als der letzte Überlebende der Expedition, die er vor sechs Jahren bewirtete, in die türkische Hauptstadt zurückkehrt. Niebuhr erlebt keine Wiederholung des Willkommens in Aleppo. Nur der Legationssekretär Horn empfängt Niebuhr in demselben Salon, in dem Forsskål und von Haven einander einmal umarmten. Das war im Sommer 1761. Damals war Niebuhr selbst von Dysenterie so mitgenommen, daß er nicht an seinen Vermessungen und der Beschreibung der Stadt arbeiten konnte. Um das Versäumte nachzuholen, bleibt er nun über einen Monat hier. Obwohl die Türkei als »kranker Mann« betrachtet wurde, war sie doch zu dieser Zeit noch eine Großmacht, deren Gebiet sich bis weit nach Europa erstreckte, und Niebuhrs umfassender Bericht über die Einrichtungen des Landes, die Verwaltung, das Militärwesen und den Handel muß unter diesem Aspekt gesehen werden. Heute sind seine Papiere eine ziemlich verstaubte Lektüre. Damals waren es hochaktuelle Rapporte aus einem Land, von dem man nichts Bestimmtes wußte, das aber das übrige Europa ständig bedrohte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Zu Anfang des Sommers ist diese Arbeit beendet; Niebuhr kann endlich ernsthaft an die Heimkehr denken. Er hat vier Möglichkeiten. Er kann mit einem Schiff nach Marseille oder Genua reisen, er kann mit der Postkutsche über Venedig oder über Belgrad und Wien fahren, und er kann schließlich zu Pferde über Bukarest und Warschau reiten. Der erste Weg ist sehr langsam, und bei dem Weg über Venedig oder Wien riskiert man gleichfalls, sehr langsam vorwärtszukommen, da die Reisenden aus dem Osten bei der Ankunft gewöhnlich vierzig Tage in Quarantäne zubringen müssen, ehe sie die Erlaubnis zur Weiterreise bekommen. Die letzte Route ist wegen der schlechten Wege die unsicherste, aber gleichzeitig die schnellste, da die Polen selten an der Forderung der Quarantäne festhalten. Außerdem führt dieser Reiseweg durch die unbekanntesten Gegenden. Nach kurzer Überlegung gibt es für Niebuhr daher kein Schwanken. Er verwirft die angenehmen und sicheren Routen über Marseille, Venedig oder Wien und entschließt sich, durch Osteuropa zu reiten.

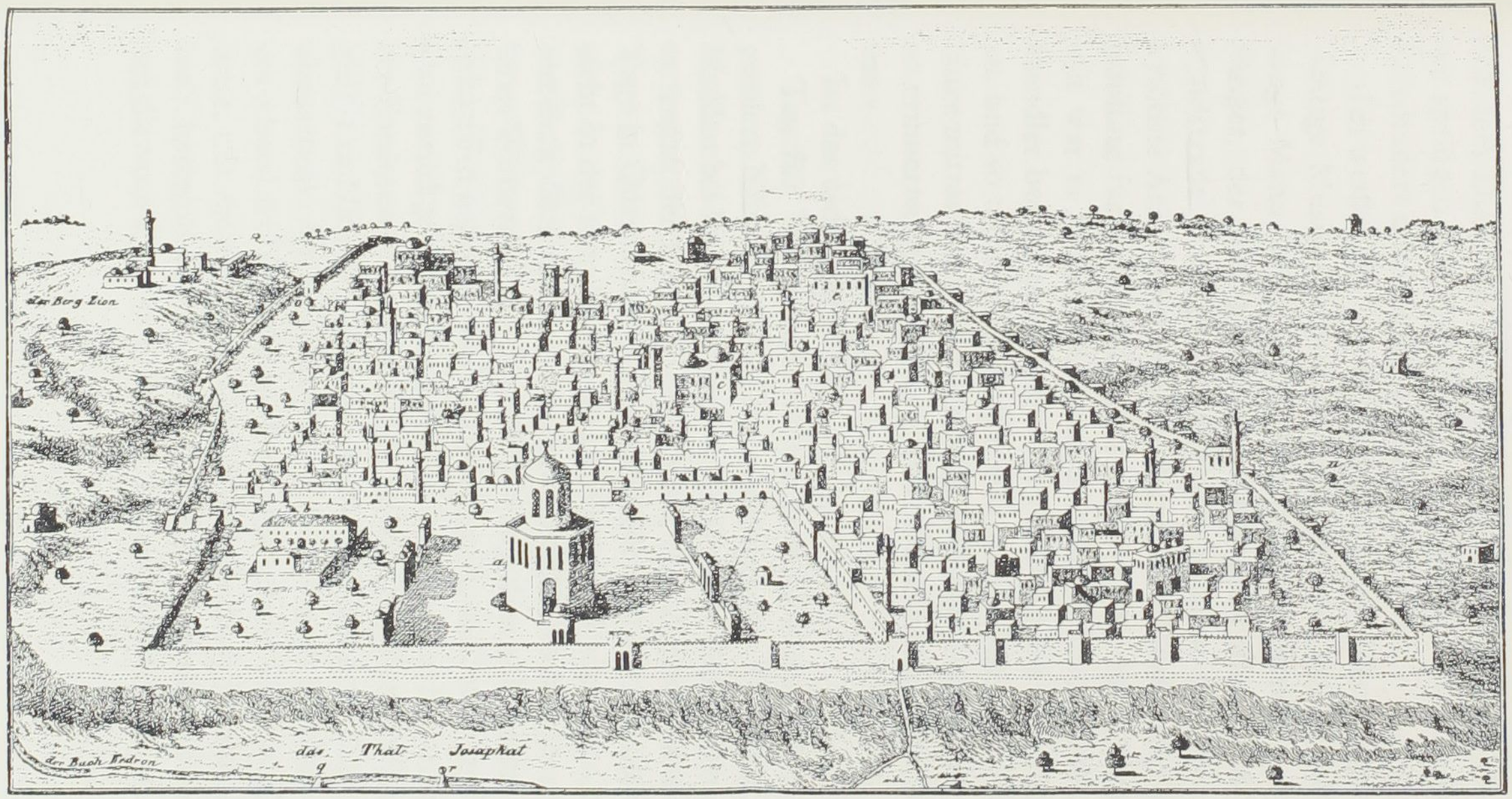
Endlich kann er die letzte lange Etappe in Angriff nehmen. Am 8. Juni 1767 reitet er aus der Hauptstadt der Türkei mit einer Karawane nach Adrianopel an der heutigen Grenze von Bulgarien. Als er durch das Stadttor gekommen ist, sieht er auf beiden Seiten des Weges je einen Menschen an einen Pfahl genagelt. Straßenräuber. Vorläufig scheint der Weg jedoch sicher, sie reiten zwischen fruchtbaren Feldern, auf denen die Bauern mit ihren Ochsen pflügen, und nach nur vier Tagesreisen erreichen sie Adrianopel. Von hier aus gehen nicht viele Karawanen nach Norden. Es ist jedoch unmöglich, die Reise allein fortzusetzen. In Europa begnügen sich die Räuber nicht damit, wie die Räuber in der Wüste ihre Opfer auszuplündern, hier werden die Reisenden aus Sicherheitsgründen erst aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Von Adrianopel aus setzt Nie-

buhr daher seine Reise in Gesellschaft eines türkischen Beamten fort, der auch nach Norden will und unter dem Schutz von sechzehn schwerbewaffneten Soldaten reist. Eine Woche später überqueren sie die Donau und reisen durch die fruchtbare Walachei. Es hat zu regnen angefangen, sie müssen der Überschwemmungen wegen oft weite Umwege machen, und erst am 28. Juni kommen sie nach Bukarest.

Bukarest ist die erste wirklich europäische Stadt, die Niebuhr auf der Heimreise erreicht. Wie am Tage, als in Jerusalem die Orgel plötzlich einsetzte, wird er hier von all den altgewohnten Eindrücken, die auf den aus dem Orient Heimkehrenden einstürmen, überwältigt. Die Kirchenglocken bei Sonnenuntergang, Frauen ohne Schleier vor den Gesichtern, richtige Wagen und Kutschen auf den Straßen – ist das nicht Europa? Aber Carsten Niebuhrs Reise gleicht immer noch der der homerischen Helden. Er trifft auch auf anderes als Kirchenglocken, Kutschen und schöne Frauen. In Bukarest ist die Pest ausgebrochen. Menschen fallen auf der Straße um, überall fahren schreiende Kutscher mit beladenen Leichenkarren. Niebuhr beschließt, die Reise sofort fortzusetzen, nur begleitet von seinem Diener aus Aleppo und seinem Führer aus Adrianopel. Doch schon nach wenigen Meilen schließen sich ihm verschiedene reisende Händler an. Bald bilden sie eine kleine Karawane. Nachts klopfen sie in Dörfern an und bekommen die Erlaubnis, bei den Bauern zu übernachten. Einmal erlebt es Niebuhr, daß er in derselben Kammer wie der Bauer, seine Frau und deren Tochter schläft. Der Bauer, der das Licht ausbläst, die vier Menschen, die in ihre Alkoven kriechen, der einfache Umgang zwischen den Geschlechtern – ist das nicht Europa?

Einige Tage später treffen sie auf der Landstraße einen wandernden Musiker, der von Markt zu Markt zieht, um

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11



BLICK VOM ÖLBERG AUF JERUSALEM

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

auf dem Dudelsack zu spielen. Niebuhr und seine Begleiter springen von den Pferden und bitten ihn, zu spielen. Er schildert die Szene in seinem Tagebuch:

»Ich weiß nicht, war es, weil ich so viele Jahre lang keine richtige Musik gehört hatte, oder kam es daher, daß der junge Mann wirklich sein Instrument meisterte – dieser Sänger, der hier mit seinem Dudelsack mitten auf der Landstraße stand, erfreute mich genauso sehr wie die schönste Arie in einer Oper. Ich gab dem Musikanten einen Schilling für die Freude, die er mir bereitet hatte, aber damit war es nicht zu Ende. Nun spielte er aufs neue, die Händler begannen zu tanzen, ich schloß mich ihnen sofort an, und so tanzten wir bulgarische und walachische Volkstänze mitten auf der Landstraße, bis unser Führer uns daran erinnerte, daß wir nun weiterzukommen trachten müßten.«

Ist das nicht Europa ?

Tag für Tag geht es weiter nach Norden. Am 5. Juli passiert Niebuhr die Grenze zwischen der Walachei und Moldau bei Focszâni. Hier erklärt ihm der Zollbeamte, daß er wegen der Pest in Bukarest vor der Weiterreise sieben Tage in Quarantäne gehen muß, während die Händler, die nicht in der von der Pest heimgesuchten Stadt waren, weiterreisen dürfen. Niebuhr, der nicht das Risiko eines weiteren Winters auf der Landstraße eingehen will, protestiert beharrlich gegen diese Entscheidung. Er will nicht in Focszâni zurückgehalten werden. Die Zollbeamten halten an ihrer Forderung fest; erst nach langwierigen Verhandlungen glückt es Niebuhr, die Quarantäne auf nur drei Tage herabzusetzen. Am 8. Juli reitet er weiter nach Norden, und am Abend trifft er in einer Herberge wieder die drei Kaufleute, mit denen er auf der Landstraße nach Focszâni getanzt hatte. Aber nun dankt er seinem Schicksal, daß er sich um die vom Zoll festgesetzten Tage verspätete und es ihm

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nicht glückte, seinem eigenen Wunsch entsprechend sofort weiterzureisen. Das Ganze war schnell, zynisch und erfolgreich vor sich gegangen. Man hatte noch nicht einmal das Blut von den Leichen gewaschen. Die drei Männer waren von Wegelagerern ermordet worden.

Ist das nicht auch Europa?

Wieder muß Niebuhr die Reise allein mit seinem Diener fortsetzen. Es geht nun langsam vorwärts, jetzt hat er wieder einen Anfall seiner alten »Erkältung« bekommen, er hat Fieber und muß in regelmäßigen Zwischenräumen vom Pferd steigen, um sich zu übergeben. Er schreibt in sein Tagebuch: »Aber da ich nun Hoffnung hatte, bald wieder auf christlicher Erde zu reiten, beschäftigte ich mich nicht sonderlich mit der kleinen Unpäßlichkeit, sondern dankte Gott, der mich auf meiner langen Reise durch so viele verschiedene Länder schon vor so vielen schweren Krankheiten und Gefahren bewahrt hatte. Für mich war die Grenze nach Polen so gut wie die Grenze nach Dänemark, und ich bemühte mich, weiterzureiten, so schnell ich konnte.«

Doch er ist immer noch in der Türkei. Erst als er am 18. Juli bei Chotin den Fluß Dnjestr überschreitet, setzt er wieder den Fuß auf christliche Erde. Hier nimmt er Abschied von seinem Diener und seinem Führer und macht eine Pause in dem jetzigen Kamenez-Podolsk. Nach rund zehn Tagen ist die Krise überstanden, und er reitet allein nach Lemberg weiter, das er am 1. August erreicht. Nun geht es durch weite bebaute Felder und saubere wohlgepflegte Dörfer. Am 8. August passiert er Lublin, und zehn Tage später hat er Warschau erreicht, wo er vom polnischen König Stanislaus Poniatowski, einem Mann von großer literarischer und wissenschaftlicher Bildung, empfangen wird, der sich über seine Reise in einer Reihe von Gesprächen unterrichtet, die in einem jahrelangen Briefwechsel ihre Fortsetzung finden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Carsten Niebuhr will jedoch nicht länger als nötig in Warschau bleiben. Schon am 6. September bricht er wieder auf und nach noch zehn Reisetagen kommt er über die deutsche Grenze und nach Breslau.

Er schreibt: »Über alle die Gegenden, die zwischen Breslau und Kopenhagen liegen, hat man schon umfassende Landkarten, daß es überflüssig sein würde, diese Aufzeichnungen weiter fortzusetzen.«

Mit diesen ganz unpathetischen Worten schließt das große Tagebuch, das sich über ungefähr sieben Jahre erstreckt. Bis zu dieser Stelle hat er sorgfältig Meile auf Meile vermessen und in einem Werk von mehr als fünfzehnhundert Druckseiten beschrieben. Nun ist nichts mehr zu erzählen. Carsten Niebuhr hat sein Astrolabium zusammengepackt.

Wenigstens fast. Aus seinen astronomischen Tabellen geht hervor, daß er es noch einige Male hervorholt, so daß man aus ihnen gleichsam seine weitere Route ablesen kann. Von Breslau aus ist er über Waldau, Dresden und Leipzig nach Hannover geritten. Professor Mayer, der seinerzeit die Skala des Instrumentes einteilte, das die ganze lange Reise über hielt, ist seit Jahren tot. Aber Michaelis erfreut sich noch besten Wohlergehens, er ist sogar Ritter geworden, und man irrt sich wohl kaum, wenn man sich vorstellt, daß Niebuhr hier den bisher herzlichsten Willkommen erfährt. Auch in Hannover bleibt er nur einige Tage. Dann geht es weiter nach Norden. Doch nicht nach Dänemark. Der langen Reise soll noch ein kleiner Abstecher zugefügt werden. Niebuhr reitet auf das friesische Marschland zu, reitet ein in seine Geburtsstadt, grüßt Bekannte und Verwandte, nimmt jedoch immer noch keinen längeren Aufenthalt, sondern setzt seinen Weg fort, bis er das Dorf Altenbruch an der Küste erreicht hat.

Hier macht er Halt. Hier liegt ihm etwas Besonderes am Herzen. In Altenbruch lag der Hof, der seinem Onkel, der

sich seinem Schulbesuch als Kind widersetzte, gehörte und auf dem er in seiner Jugend vier Jahre lang als Knecht gedient hat. Während des Aufenthaltes in Hannover hatte er erfahren, daß der Onkel während seiner Abwesenheit gestorben war. Carsten Niebuhr ist sein einziger Erbe, und der Hof bei Altenbruch wurde ihm vermacht. Auch hier begann seinerzeit eine lange Reise, und es ist nur recht und billig, daß dieser Ort auf dem Weg eingezeichnet wird, der sich nun seinem Ende nähert. Darin besteht Carsten Niebuhrs Tun an dem Novembernachmittag, als er die von der Kinderzeit her wohlbekannten Marschwege entlangreitet. Als er den Hof bei Altenbruch erreicht, steigt er vom Pferd, packt sein Astrolabium aus, stellt es auf, mißt die geographische Breite und trägt das Ergebnis in seine Tabellen ein, in denen Altenbruch auch heutzutage in denselben Kolonnen wie Damaskus, Jerusalem, Bagdad und Bombay figuriert.

Erst als dies getan ist, geht die Reise weiter. Aus den Tabellen ersehen wir, daß er das Instrument noch einmal hervorgeholt hat. In Nyborg. Am 17. November. Es war eine klare Winternacht am Großen Belt. Niebuhr wählt die Sterne Alpha und Gamma im Pegasus. Dann spiegelt er den Nordstern. Berechnet die Winkel. Die Korrektur des Instrumentes. Durchschnittswert. Daraus ergibt sich das letzte Ergebnis der dänischen Expedition ins Glückliche Arabien. Nyborg liegt auf fünfundfünfzig Grad neunzehn Minuten und sechsundzwanzig Sekunden nördlicher Breite.

Drei Tage später, am Abend des 20. November 1767, reitet Carsten Niebuhr in Kopenhagen ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Hier beginnt die alte Geschichte. Die meisten Menschen tragen ein Bild der Küste ihrer Kindheit in sich, und während alle anderen Eindrücke des Lebens langsam verblassen und ausgelöscht werden, wird dieses Bild stärker und stärker. Strandhafer, der in der Wärme stillsteht, Wellen, die das Licht zum Ufer tragen und es auf dem weißen Vorstrand liegen lassen. So war es damals, und nun sucht man es überall; einige reisen ganz bis ans Ende der Welt, um das Land wiederzufinden, aber keine Küstenstrecke stillt die Sehnsucht, und die Menschen, die am weitesten kommen, bis dorthin, wo man sich ernsthaft an das Vergessene zu erinnern beginnt – man sieht sie fast immer zurückkehren, geplagt von der Odysseus-Sehnsucht bis zu dem Augenblick, in dem sie den großen Kreis ihres Lebens in jener Gegend, von der sie aufbrachen, schließen können. Alle Menschen, die sehr alt werden, phantasieren davon, nach Hause zu gehen.

Das ist in kurzen Zügen auch der Bericht über Carsten Niebuhrs letzte Lebensjahre. Der Besuch in Altenbruch ist nur ein Vorspiel. Nicht zum letzten Mal hat er sein Pferd hinaus auf das flache Marschland gelenkt. Es fällt ihm schwer, sich in Kopenhagen zurechtzufinden, und die Ankunft in der Stadt, die in den harten Jahren wie ein fast unerreichbares kostbares Gut vor ihm stand, wird eine bittere Enttäuschung. Die »Kiøbenhavnske Danske Posttidende«, die seinerzeit eine wichtige Nachricht aus der Abreise der Expedition gemacht hatte, bemerkt seine Ankunft kaum. Am 20. November findet man eine Notiz von Korsör. Sie ist nur eine Zeile lang und lautet in ergreifender Kürze: »Am achtzehnten kam Lieut. Niebuhr von einer Auslandsreise zurück.« Drei Tage später bringt die Zeitung eine Liste der neuangekommenen Reisenden. Nun ist der etwas

nebelhafte Begriff »Auslandsreise« weggefallen. Die Liste sieht insgesamt so aus: »Einreisende: Capt. Cruys jun. aus Nivaae. Lieut. Niebuhr aus Altona.«

Man hat ganz einfach keine Ahnung, um wen es sich handelt. Die Stadt ist von anderen Dingen in Anspruch genommen. Freilich wird Niebuhr überströmend herzlich von Bernstorff empfangen, aber als sich die erste Wiedersehensfreude gelegt hat, ist zu spüren, daß auch Seine Exzellenz ihre Aufmerksamkeit auf wichtigere Dinge konzentriert. Die Zeiten haben sich geändert. Niebuhr muß wirklich entschuldigen, daß er so wenig Zeit hat. Es ist so viel, worum er sich kümmern muß, alles ist anders geworden im Laufe der langen Zeit, die er fort gewesen ist.

Im Januar 1766, während Carsten Niebuhr sich in Bagdad aufhielt, ist König Frederik gestorben. Er wurde nur dreiundvierzig Jahre alt, der siebzehnjährige Kristian folgte ihm auf den Thron, und nun geht die wilde Jagd mit der Stiefel-Kathrine durch die Bordelle und Wirtshäuser der Stadt. In den frühen Morgenstunden hat man die Madam gesehen, wie sie der Majestät half, die Rokoko-Möbel aus dem Fenster des Schlosses zu wuchten. Soweit kam es doch niemals in den alten schwierigen Zeiten. Der junge Kristian übertrifft wirklich seinen Vater.

Vielleicht hat Bernstorff sich leicht mit dem Zeigefinger an die Stirn getippt, um die Geistesverfassung Seiner Königlichen Hoheit diskret anzudeuten. Ihm ist nicht wohl zumute bei der Situation. Die Zeiten sind ungünstig für hohe Beamte. Moltke hat gehen müssen, »faire le saut«, wie der König jedesmal mit unheimlichem Falsettlachen sagt, wenn er sich mit dem Hinauswurf eines bedeutenden Mannes vergnügt hat. Noch ist es Bernstorff geglückt, die Zügel in den Händen zu behalten, aber er gibt sich keinen Illusionen hin. Er hat so viel in seinem langen Leben gesehen, und selbst der tüchtigste Kutscher kann in

Schwierigkeiten kommen, wenn das Pferd durchgehen will.

Unter diesen Umständen ist die arabische Reise längst abgeschrieben und vergessen. Im naturwissenschaftlichen Institut des seligen Frederik faulen Forsskåls Sammlungen in ihren Kisten, und als Niebuhr nach der Reise von Bombay, die er ganz allein durchgeführt hat, in der Stadt eintrifft, erweckt er daher kein größeres Aufsehen, als wäre er aus Nivaae angekommen. Auch hat man den Eindruck, daß Niebuhr fast etwas ungelegen kommt. Was in aller Welt soll man mit diesem Mann anfangen, der taktlos genug war, dort durchzuhalten, wo alle anderen ordentlichen Leute unterlagen, und der nun, lange nachdem der Vorhang gefallen ist, mit seinem Gerede über Sammlungen auftritt, die geordnet, und Papieren, die herausgegeben werden sollen? Das eine oder andere muß natürlich geschehen.

Die hohen Herren blättern schläfrig in Ranglisten und stellen fest, daß dieser Niebuhr wohl eigentlich den Titel Ingenieur-Lieutenant trägt, worauf ein heller Kopf unter ihnen auf die Idee kam, ihn zum Kapitän-Lieutnant zu befördern. Das wäre er freilich auch geworden, wenn er sich niemals von der Stelle gerührt hätte.

Als diese Formalitäten überstanden sind, muß man den Mann noch bei Hof präsentieren. Auch das geht routinemäßig vor sich. Carsten Niebuhr ergreift die ihm dargebotenen Hände und wünscht dem König, Professor Kratzenstein und dem großen Dichter Klopstock einen guten Tag. Ein Augenblick vergeht in angemessenem Schweigen, dann sagen der König, Professor Kratzenstein und der große Dichter Klopstock, daß er eine ungeheuer interessante Reise unternommen haben muß. Dann gibt es etwas zu essen, und damit ist das Fest vorbei. Oder, wie es in der Posttidende heißt, deren Redakteur nun plötzlich begriffen hat, was vorgeht: »Nachdem der bekannte Lieutnant Nie-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

buhr nun von seiner einige Jahre dauernden Arabischen Reise nach Hause gekommen ist, war er am dreißigsten d. M. allergnädigst zur Audienz bei Seiner Majestät, dem König, eingeladen, der mit besonderer Milde und äußerstem Wohlwollen den Bericht über seine Reise ansah, wie auch Herr Niebuhr der Ehre teilhaftig wurde, an der königlichen Tafel zu speisen.«

Niebuhr kümmert sich nicht weiter darum, auf ihn warten wichtigere Aufgaben. Seine erste Arbeit nach der Heimkehr besteht darin, die Abrechnung über die Expedition aufzustellen. Es ergibt sich, daß die große Reise den Staat 21 000 Reichstaler oder rund gerechnet eine Million Kronen (rd. 580 000 DM) im Geld unserer Tage gekostet hat. Wurde ein zu großes Opfer auf dem Altar der Wissenschaft und der Kultur gebracht? War Niebuhr doch ein zu verschwenderischer Kassenmeister? Salys Reiterstatue von Frederik V. auf dem Platz des Schlosses Amalienborg kostete fast sechsmal so viel. Die jährlichen Ausgaben des Hofes zu diesem Zeitpunkt sind mehr als dreimal so hoch.

In den 21 000 Reichstalern ist auch ein kleiner Zuschuß mit enthalten, den Bernstorff Niebuhr beschafft hat, damit er mit der Ausarbeitung einer Beschreibung von Arabien beginnen kann. Nun taucht er in den Papierbergen unter. Er fühlt sich der umfangreichen Aufgabe gegenüber unsicher. Professor Mayer ist tot und kann seine Längenberechnungen nicht nachprüfen. Niebuhr legt sie dem jesuitischen Astronomen Hell vor, der in Mayers System nicht bewandert ist und ihn glatt abweist. Die Tabellen interessieren ihn nicht. Seine Worte nehmen dem zurückhaltenden Niebuhr den Mut, und er beschließt, alle seine Längenberechnungen auszulassen.

Auch der sprachlichen Form steht er zögernd gegenüber. Seine Muttersprache ist das Plattdeutsche, und er hat während seines summarischen Schulbesuchs niemals gelernt,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

ein richtiges Deutsch zu schreiben. Er beschließt, das Buch in einem trockenen, sachlichen und vollständig schmucklosen Stil auszuarbeiten, der auch seine späteren Veröffentlichungen prägt. Seine Darstellungen sind ruhig und klar, etwas monoton in ihrem begrenzten Wortschatz und dennoch wirkungsvoll, nicht wegen der literarischen Darstellung, sondern wegen der dargelegten Lebensgeschichte.

Im Herbst des Jahres 1772 erscheint das erste Ergebnis von Niebuhrs Arbeit unter dem Titel »Beschreibung von Arabien, aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten«, dem dänischen König zugeeignet. Das Werk umfaßt 432 Seiten im Quartformat. Nach einer Einleitung, die Professor Michaelis' Fragen beantwortet, folgt eine allgemeine Beschreibung des Landes mit Berichten über das Klima, die Religion, den Volkscharakter und das Rechtswesen, das Verhältnis zwischen Mann und Frau, den Begriff der Gastfreundschaft, die Eßgewohnheiten und Wohnverhältnisse, die Kleidung und Vielweiberei, das Alphabet, die Sprache und Literatur, die Zeitrechnung, die Astronomie, die medizinische Wissenschaft und den Pflanzenwuchs des Landes, die Landwirtschaft und das Tierleben. Danach kommen Kapitel über die einzelnen Gebiete wie Jemen, Hadramaut, Oman, die Scheichtümer am Persischen Golf, Hadsjar, Nedsjed, Hedschas und die Wüste Sinai. Auf fast allen Gebieten kann Niebuhr neue Forschungsergebnisse vorlegen. Trotzdem hat er von Anfang an Pech mit seiner Herausgebertätigkeit. Das Buch wird ziemlich matt aufgenommen; es ist zu speziell, um Interesse zu erwecken. Eine deutsche Zeitschrift bringt eine perfide Besprechung, deren Anklagen Niebuhr Punkt für Punkt widerlegen kann. In der Hoffnung, dem Buch etwas größere Aufmerksamkeit zu verschaffen, beschließt er, es aus eigenen Mitteln ins Französische übersetzen zu lassen. Aber seine eigenen Kenntnisse des Französi-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

schen sind zu kümmerlich, um die Qualifikation des Übersetzers zu beurteilen. Das Ergebnis ist ein Machwerk, das kurz nach dem Erscheinen eingestampft werden muß, so daß Niebuhr seinen ganzen Einsatz verliert.

Schwerer wiegt jedoch, daß Carsten Niebuhr seine einzige Stütze in dem sonst indifferenten Kopenhagen verloren hat. Alles hat sich abgespielt, wie Bernstorff es vorausgesehen hat. Das durchgegangene Pferd hat dem Kutscher die Zügel aus der Hand gerissen. Nun lenkt ein fanatischer Arzt aus Altona namens Johan Frederik Struensee den Wagen. Auch Bernstorff hat gehen müssen. Nach zwanzigjähriger Arbeit für Dänemark wird er am 15. September 1770 mit der Auflage, das Land zu verlassen, in Ungnaden verabschiedet. Carsten Niebuhr ist unter den wenigen, die den gestürzten Minister nach Roskilde begleiten. Bernstorff sieht bald ein, daß gegen die Übermacht nichts auszurichten ist. Von Roskilde aus reist er nach Hamburg weiter, wo er schon im Februar 1772 stirbt – enttäuscht und müde, und ohne Niebuhrs Buch, das erste konkrete Ergebnis der großen dänischen Expedition nach Arabien, die in so hohem Maße sein Werk gewesen war, gesehen zu haben.

In der neuen Situation denkt Niebuhr zum ersten Mal daran, das unruhige und gefährliche Kopenhagen zu verlassen. »Er litt sehr unter der Sehnsucht nach der würdigen Ruhe des Orients, die auch so viele andere Europäer, die in diesen Landen gelebt haben, beherrscht,« sagt der Sohn in seiner Lebenschilderung. Als ein hoher Beamter aus Tripolis in die Stadt kommt, führt Niebuhr als der einzige, der in Dänemark einigermaßen Arabisch spricht, lange Unterhaltungen mit ihm und fängt an, eine neue Expedition zu planen, die diesmal nach dem schwarzen Afrika gehen soll. Aus dem Projekt wurde nie etwas. Er hat das Geld wohl nicht beschaffen können; außerdem fühlt er

sich dem großen Material verpflichtet, das immer noch von der Arabischen Reise vorliegt und auf Bearbeitung wartet. Stattdessen beginnt er mit der Ausarbeitung seines Reisetagebuches, und während dieser Ausarbeitung geschieht, was für sich allein ausreicht, einen Riegel vor alle weiteren Reisepläne zu schieben. Während der Jahre im Orient sahen wir immer wieder eine Schar junger Mädchen mit Niebuhr zusammentreffen, für die er in den Tagebuchnotizen, die er am Abend niederschrieb, stets ein freundliches Wort fand. Nun taucht die letzte von ihnen auf. Sie ist einunddreißig Jahre alt, Kopenhagenerin, und heißt Christiane Sophie Blumenberg. Ihr Vater war königlicher Leibarzt; wie Niebuhr hat sie ihre Eltern früh verloren und scheint auch selbst eine merkwürdige und etwas schwächliche Natur gewesen zu sein. 1773 heiraten sie – im Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Niebuhrs Reisetagebuch, der sich von dem Augenblick, da er 1761 an Bord der *Grönland* ging, bis zur Abreise von Mokka nach Forsskåls und von Havens Tod 1763 erstreckt.

Auch dieser Bericht erweckt keine große Aufmerksamkeit. Niebuhr beschließt, seine eigenen Papiere einige Zeit ruhen zu lassen und stattdessen mit Peter Forsskåls Manuskripten, die immer noch unbearbeitet daliegen, zu beginnen. Ein Zeichen für die Gleichgültigkeit, die seinen bereits herausgebrachten Büchern entgegengebracht wird, ist, daß er die Herausgabe von Forsskåls Arbeiten selbst bezahlen muß. Der Staat will nicht einen Schilling geben. Auch diesmal muß Niebuhr seine mangelnde Erfahrung in literarischen Angelegenheiten teuer entgelten. Da alle Manuskripte Forsskåls in Latein abgefaßt sind und er selbst keinerlei Kenntnis dieser Sprache hat, überläßt er die Bearbeitung einem Schweden, der bisher nicht identifiziert werden konnte. Der Mann erwies sich als völlig unfähig. Das Ergebnis, die bereits erwähnte *»Flora ägyptiaco-arabica«*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

wird zu einem zusammengewürfelten Monstrum von einem Buch, daß von den Fachleuten schonungslos niedergemetzelt wird. Niebuhr ist unglücklich, entschließt sich aber dennoch, auch Baurenfeinds Arbeiten herauszubringen. *»Icones rerum naturalium«* ist das Beste der heute noch erhaltenen Ergebnisse der dänischen Expedition. Das Buch besteht aus dreiundvierzig handkolorierten Wiedergaben von Baurenfeinds Zeichnungen von Seetieren, Fischen, Vögeln und Pflanzen von oft einzigartiger Schönheit. Auch für dieses Buch bekommt Niebuhr keine Unterstützung, und es bleibt im ganzen gesehen unbemerkt. Es muß ihn ein Vermögen gekostet haben. Nach Abschluß seiner Herausgebertätigkeit ist der Marschhof bei Altenbruch verkauft.

Nachdem Carsten Niebuhr sich auf diese Weise bemüht hat, seinen toten Reisegefährten ein Denkmal zu errichten, kehrt er noch einmal zu seinen eigenen Papieren zurück und gibt den zweiten Band seines Reisetagebuches heraus, der auf fast fünfhundert Seiten Beschreibungen der Reise von Bombay nach Aleppo enthält. Alles deutet darauf hin, daß er nur für die Herausgabe des Buches über Arabien Unterstützung bekommen hat, während er die Tagebücher ebenso wie Forsskåls und Baurenfeinds Werke auf eigene Kosten herausgeben muß. Auf jeden Fall ist er nun am Ende seiner Reserven angekommen und muß den Plan eines dritten, abschließenden Bandes begraben.

Mit diesen Arbeiten sind seit der Ankunft in Kopenhagen zehn Jahre vergangen. Wir haben das Frühjahr 1778 erreicht. Niebuhr hat in fünf umfassenden Werken den größten Teil des schriftlichen Materials der Expedition vorgelegt, ohne daß sich seine Situation seit dem Jahre 1767 wesentlich geändert hätte. Man ist immer noch ein wenig im Zweifel darüber, was man mit diesem offenbar viel schreibenden Kapitän-Lieutnant anfangen soll. Als man eine geo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

graphische Vermessung Norwegens vornehmen will, kommt man auf die Idee, daß Niebuhr der Arbeit vorstehen könnte, und bietet ihm den Posten des Leiters an. Das Angebot ist als Ehrenbeweis gemeint. Niebuhr würde über viele Menschen gestellt sein, und es ist früher wohl niemals vorgekommen, daß einem einfachen Kapitän-Lieutnant ein so verantwortungsvoller Posten anvertraut wurde.

Carsten Niebuhr lehnt dankend ab. Er möchte nicht Leiter sein. Die Verblüffung über seine Absage will sich gerade zu einem leisen Zweifel an seinem Geisteszustand verdichten, als er eine Bewerbung um die freie Stelle eines Landschreibers der Stadt Meldorf in dem elenden, abgelegenen Dithmarschen einsendet. Aber das ist seine Sache. Wenn der Mann auf seinem Willen besteht, in Moder und Vergessenheit zu enden, soll er seinen Willen haben. Für den Posten in Norwegen gibt es zahlreiche Bewerber. Da es aber fast hoffnungslos ist, das Amt in Dithmarschen zu besetzen, bekommt Niebuhr die Stelle, und im Sommer 1778 reist er zusammen mit seiner Frau und seinen beiden Kindern dorthin.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts liegt Dithmarschen noch fast am Ende der Welt. Kaum an einer anderen Stelle im ganzen Königreich findet man eine abgelegenere Gegend. Auf versumpften Wegen, die nur befahrbar sind, wenn der Sommer sie getrocknet hat oder der Winter sie erstarren ließ, erreicht man Meldorf, das fast ganz draußen am Meer liegt, verloren in dem endlosen, sumpfigen Marschland, meilenweit von allen Hauptverkehrsadern entfernt. Nur Kriege und Zerstörungen haben sich in diesen Winkel der Erde verirrt; fast durch die ganze Geschichte Dänemarks sind plündernde Heere über die Feldwege gezogen. Noch 1778 spürt man die Nachwirkungen. Die Städte wirken klein und arm, die Gegend ist nur

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

dünn besiedelt, und in der flachen, weitgestreckten Marsch verfallen verlassene Höfe. Fast die ganze Landschaft gehört dem gewaltigen Himmel, der Frühjahrssturm findet kaum einen Baum, um daran zu rütteln. An den langen, stillen Sommertagen fischen Seeschwalben vom Morgen bis zum Abend draußen auf den Watten, während Säbelschnäbler, Strandelstern und Eidergänse in Mulden unter Scharen von schreienden Silbermöwen brüten.

Durch diese offene Landschaft zieht die Niebuhrsche Familie nun mit ihrem Hab und Gut an einem Sommertag des Jahres 1778. In einem Alter von fünfundvierzig Jahren und nach einer Reise durch drei Erdteile ist Carsten Niebuhr zu einem Fleck zurückgekehrt, der weniger als fünf Meilen von seinem Geburtsort bei Altenbruch entfernt liegt. Er baut selbst ein Haus am Rande von Meldorf, versieht es sogar mit einem kleinen Observatorium und legt einen Garten mit allen möglichen Obstbäumen an. Seine Gesundheit war in den letzten Jahren immer schwankend, die merkwürdige »Erkältung«, die er sich in Jemen zuzog, meldet sich noch hin und wieder, und wenn auch lange Zeit zwischen den Anfällen vergehen kann, rechnet er nicht damit, seine Bäume Frucht tragen zu sehen. Er irrt sich. Er überlebt alle. Niebuhr lebt fünfunddreißig Jahre als Landschreiber in Meldorf-Dithmarschen.

Es ist nicht Deutschland, das er sucht, indem er sich hier niederläßt. Er besteht immer darauf, daß er Däne ist. Er reiste seinerzeit mit einem dänischen Paß und seit dem Tag, da er in den Dienst Frederiks V. trat, hat er sich auch als Däne gefühlt. Nur für unsere Zeit, die im Gegensatz zu dem achtzehnten Jahrhundert einen Zusammenhang zwischen Sprache und Nationalität sieht, ist er Deutscher. Es ist auch nicht die Enttäuschung über mangelnde Ehrenbeweise, die ihn die dänische Hauptstadt verlassen läßt. Er hätte ja nur den Posten in Norwegen zu akzeptieren brau-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

chen. Außerdem hat er immer weniger Grund, sich enttäuscht zu fühlen. Jetzt beginnen seine Werke sich durchzusetzen, erst im Ausland, dann sogar in Kopenhagen. Aber das ändert nichts an seinem Entschluß. Er wird zum korrespondierenden Mitglied der Academie Française ernannt und aufgefordert, nach Paris zu kommen und die höchste für einen Wissenschaftler denkbare Auszeichnung in Empfang zu nehmen. Carsten Niebuhr bleibt in Meldorf. Es ist zu lesen, daß er zum Mitglied zuerst des norwegischen, danach des schwedischen Naturforscherrates ernannt wurde; beide Stellen würden ihn sicher gerne Vorlesungen halten hören. Carsten Niebuhr bleibt in Meldorf. Er wird zum Etatsrat ernannt, man macht ihn zum Ritter des Danebrog-Ordens. Viele haben sich um geringerer Anlässe willen nach Kopenhagen bemüht. Carsten Niebuhr bleibt in Meldorf. Bernstorffs Nachfolger, der mächtige Staatsminister Guldberg, will ihn gerne treffen und bietet ihm an, ihn zu adeln. Carsten Niebuhr sagt zu seinen Angehörigen, daß ein Adelstitel eine Beleidigung gegenüber seinen Vorfahren sein würde, lehnt das Angebot seiner Exzellenz dankend ab und bleibt in Meldorf.

Während die Ergebnisse der Arabischen Reise an den Universitäten überall in Europa aufgegriffen werden, lebt der Landschreiber sein ruhiges, einförmiges Provinzleben. Setzt seine Arbeiter bei den Deichen an, kassiert Steuern, plaudert mit dem Pastor, leiht sich Bücher beim Amtmann, sendet ein paar Artikel an eine historische Zeitschrift. Sieht die Kinder aufwachsen. Sein Sohn erzählt, wie der Vater sie in Geographie und Englisch unterrichtet, und es kommt nicht selten vor, daß er das Zubettgehen hinausschiebt und Märchen aus Arabien, aus der Geschichte der Kalifen und aus Mohammeds Leben erzählt. In der Guten Stube steht die Kiste mit all seinen Instrumenten und Papieren von der Reise, in der Familiensprache die »Bundeslade« ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

nannt, und bei besonders feierlichen Gelegenheiten kann es passieren, daß er die alten Hefte hervorholt und eine Geschichte über seinen Besuch beim Imam in Sana zum besten gibt.

Im Laufe der Jahre hat er nach und nach die Hoffnung auf die Herausgabe des letzten Bandes seines Tagebuches aufgegeben, und 1795 trifft ihn ein großer Verlust, der ihn alle Pläne definitiv beiseite legen läßt. Die kostbaren gestochenen Kupferplatten zu seinen Büchern einschließlich des dritten Bandes, zu einem großen Teil von Clemens selbst ausgeführt, werden beim Brand Kopenhagens zerstört. Ein Trost für den Verlust ist es jedoch, daß seine geographischen Messungen nun unter den hervorragendsten Autoritäten der damaligen Zeit Anerkennung finden. De Sacy, der an einer Übersetzung der Geschichte der türkischen Eroberung des Jemen arbeitet, teilt ihm mit, daß er alle Ortsnamen des Buches auf Niebuhrs Landkarte findet, und kurz danach geht der berühmte Geograph Zach die Längenberechnungen durch, die Niebuhr nach Mayers System vorgenommen hat, erkennt sie ohne Ausnahme an und benutzt sie als Grundlage einer umfassenden Revision der Karte des östlichen Mittelmeeres.

Während all dies geschieht, zieht sich Niebuhr mehr und mehr zurück. Als Sechsundsechzigjähriger beschließt er, sich von seinem angesparten Kapital etwas Marschland zu kaufen. Er zieht Entwässerungskanäle und macht Anbauversuche, die ihm keine größeren wirtschaftlichen Erfolge bringen – aber er ist wieder Bauer geworden, und die Arbeit mit der Erde hat ihm neue Kraft gegeben. Noch einige Jahre lang kann man den alten Mann mit Hilfe eines Springstockes, jenem gleich, den er als Junge benutzte, über die Gräben springen sehen.

Aber damit hat er sich doch nur eine kurze Frist verschafft. Bis jetzt hat der Tod nur in seiner Umgebung zu-

geschlagen, nun beginnt er ernsthaft nach ihm selbst zu greifen. Seit er die Keilschriften auf Persepolis kopierte, hat er, wollte er die regelmäßig wiederkehrenden Augenschmerzen vermeiden, sorgfältig seine Augen schützen müssen. Als er eines Sommertages draußen in der Marsch unvorsichtig genug ist, eine Sonnenbeobachtung vorzunehmen, obwohl er das rußgeschwärzte Vorsatzglas des Instrumentes vergessen hat, trifft ihn das Unglück. Er ist mit der Ausarbeitung einer neuen Katasterkarte der Gegend beschäftigt und muß nun jeden Abend stärkeres Licht haben, um seine eigenen Striche auf der Karte sehen zu können. Bald ist es gleichgültig, wie viele Lampen er hereingetragen hat. Die Linien fließen ineinander, er muß die Tuschfeder beiseite legen. Nun ergeht es ihm wie dem kurdischen Bauern in der Sage. Es wird Kienruß über die Augen des Beobachters gestrichen. Carsten Niebuhr wird blind.

Fast gleichzeitig macht der Tod eine neue Eroberung. Niebuhr verliert seine Frau. Der zarten Christiane Sophie ging es in dem rauhen Marschklima nie sehr gut, sie bekam Asthma, und 1807 stirbt sie, fünfundsechzig Jahre alt. Die Tochter muß die Haushaltsführung übernehmen und gleichzeitig Niebuhr helfen, dem sie Dokumente vorliest und der ihr seine Abrechnungen diktiert. Da die Arbeit nach und nach zu umfangreich wird, stellen sie einen Assistenten ein. Es ist ein Bewunderer von Niebuhrs Werken, der junge Geograph Gloyer. Er hat selbst eine kleine Schrift über Indien ausgearbeitet und er ist es im übrigen auch, der 1837, viele Jahre nach Niebuhrs Tod, endlich das Glück hat, den dritten Band des Reisetagebuches herausgeben zu können.

Die Zusammenarbeit mit Gloyer wird für Niebuhr höchst erfreulich. Hier ist das Bild des Sohnes von ihm aus dieser Periode:

»Obwohl er schon seit langem blind war, hielt er die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

verschiedenen Fäden seines Amtes fest in Händen. Während der täglichen Gespräche mit Gloyer wurden manche Bilder aus dem Orient zu neuem Leben erweckt; durch Gloyers Vorlesen und Berichte bekam er Kenntnis von neuen Reisebeschreibungen, und dies war ohne Zweifel seine größte Freude im Leben. Wenn ich selbst in meinen Briefen an ihn Berichte von Leuten, die aus dem Osten nach Hause gekommen waren, wiedererzählte, lebte er im Innersten auf und diktierte lange Antwortbriefe an mich, voll von interessanten Fragen.«

Mit den Jahren hatte er ein Hüftleiden bekommen, das seinen Gang unsicher machte, und eines Tages fällt der blinde Mann so unglücklich, daß er den Schenkelknochen bricht und auf einer Seite lahm bleibt. So viel muß der Tod ihm nehmen, ehe er ihn selbst fällen kann.

Das letzte Bild, das wir von diesem Menschen haben, der durch die halbe Welt gereist ist und die Sterne am Himmel und die Städte auf der Erde beobachtet hat, ist das Bild eines blinden Mannes im Rollstuhl.

Aber es ist wahr: wenn die Augen erblinden, sprechen die Finger, und werden die Finger gelähmt, spricht das Herz bis zum letzten Pulsschlag. Nicht einmal das letzte Bild von Niebuhr ist ein stummes Bild. Der Sohn schreibt:

»Eine große Familie war um ihn versammelt, und wenn er sich auch oft schlecht fühlte, war er trotz der veränderten Zeiten herzlich, lebhaft und voller Lust, zu erzählen. So glückte es uns oft, ihn dazu zu bringen, uns lange Berichte von seiner Reise zu geben, die er stets mit einer Fülle lebendiger Einzelheiten ausschmückte. So sprach er einmal lange und ausführlich von Persepolis und beschrieb die verschiedenen Mauern mit Inschriften und Reliefs, als drehte es sich um ein Gebäude, das er gerade vor einigen Tagen gesehen hatte und nun uns anderen zeigen wollte. Wir konnten unsere Verblüffung nicht verbergen. Dann erzähl-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

te er uns, daß, wenn er so blind in seinem Bett lag, alle Bilder aus dem Orient ganz deutlich vor seinem ınneren Auge erschienen. Auf die gleiche Weise wölbte sich der hohe, sternenwimmelnde Nachthimmel, zu dem er so oft aufgesehen hatte, über ihm, wenn er ganz ruhig lag, und das war sein größter Genuß.«

Alle Bilder kehren zurück. Blind und gelähmt in seinem Bett liegend reist der alte Mann noch einmal den langen Weg nach Sana und Persepolis, und nun tun die vielen Meilen nicht mehr weh, die Müdigkeit ist von seinen Lenden genommen, der Durst brennt nicht mehr auf seinen Lippen, aber über sein Gesicht mit den erloschenen Augen wandert Orion unbeirrt weiter auf seiner ewigen Wache. Das wird das letzte Bild, das er sieht. Nun treffen sich alle Linien seines Lebens. Und als er am 26. April 1815 im Alter von zweiundachtzig Jahren friedlich und ohne Kampf stirbt, stirbt er in Meldorf – und doch, wie alle seine Reisegefährten, an einer unbekannten Stätte in der Fremde.

Wie heißt das Land, das Carsten Niebuhr schließlich erreicht? Wo liegt es auf der Landkarte? Wo sind seine Grenzen?

Der Sohn beschließt Niebuhrs kurze Lebensschilderung mit einer kleinen Charakteristik des Vaters. Er erwähnt seine einfache, anspruchslose Bauernnatur, seine Starrköpfigkeit und seine strenge Lebensart. Danach fährt er fort: »Vater war ausschließlich darauf eingestellt, die Umwelt zu betrachten und zu beobachten. Abstraktionen und Spekulationen waren seinem Wesen zuwider. Er mußte alles konkret ausformen. In der Beurteilung von Büchern und Schriften war er äußerst streng im Hinblick darauf, ob der Inhalt wahr war oder nicht; die einfachste Form war ihm die liebste. Der Poesie stand er fremd gegenüber mit Ausnahme von Homer in der Übersetzung von Voss, ›Hermann und Dorothea‹ und einigen wenigen Liedern. Er

schätzte Fieldings und Smolletts Romane, andere hatte er nicht gelesen. Die Architektur interessierte ihn. Die bildende Kunst war ihm gleichgültig. Musik liebte er. Er lebte, um die Dinge um ihn herum zu betrachten und zu erfassen.«

Der Sohn erzählt auch, wie Niebuhr an sonnigen Sommertagen in Meldorf oft sein altes Astrolabium aus der Kiste holte und sich damit auf tagelange Wanderungen durch die Marsch begab. Diese Erklärung wird im übrigen durch seine hinterlassenen astronomischen Tabellen bekräftigt, die auch eine Reihe von Beobachtungen von Meldorf und Umgebung enthalten. Auf diesen Wegen konnte es vorkommen, daß er Freunde in ihm bis dahin unbekannten Städten aufsuchte und, nachdem er nach seiner Ankunft bei Tagesanbruch aufgestanden und drei Stunden in den Straßen herumgewandert war, jedes einzelne der Häuser so genau zu beschreiben vermochte, daß seine Wirtsleute allein nach seinen Schilderungen die Besitzer nennen konnten.

Die Anekdote enthält für uns, die wir ihn Tag für Tag während seiner fast siebenjährigen Reise begleiten, nichts Merkwürdiges. Damals lebte er ja auf genau die gleiche Weise. Es ist wohl anzunehmen, daß es Augenblicke gegeben hat, an denen er sein Landschreiberleben in Meldorf als etwas einförmig empfand, aber auf diesen Ausflügen in dem flachen Marschland muß er wieder an seine alte, freie Wüstenfreude, seinen Streifzug durch den Frühling in Tehama, seinen Ritt über die mesopotamischen Ebenen erinnert worden sein. Richtete er seinen Blick über die Marschen, traf er ja auch hier überall eine ununterbrochene Linie der Kimm, den wahren Horizont, den er unzählige Male in der Fremde brauchte, wenn er sein Astrolabium aufstellte, um die Sonnenhöhe zu bestimmen. An den meisten Stellen auf dem Festland versperren natürliche Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche den Blick zum wahren Ho-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

rizont. Man findet ihn auf dem Meer und in der Wüste, aber in diesem Falle auch in dem flachen dänischen Marschland, in dem man gleichfalls von einem gewaltigen Kreis der Stille umgeben ist, in dessen Mittelpunkt man sich immer befindet, ohne Rücksicht darauf, wie lange und in welcher Richtung man geht. Dieser Kreis, der die Grundlage für fast alle Messungen Niebuhrs bildet, schließt sich gleichfalls um alle Grundbegriffe in seinem Universum, das Licht und den Stoff, die Sterne und die Erde, um seinen festen Glauben an die Wirklichkeit. Er heißt Gesichtskreis, und weiter, als dieser reicht, möchte er nicht sehen können. Die wenigen Male, an denen er sich außerhalb dieses Kreises bewegte, erging es ihm schlecht. Aber innerhalb des Kreises ruht die Himmelkugel über ihm, als stände er mitten in einem Tropfen der Ewigkeit. Der Kreis schützt ihn wie ein magischer Zirkel. Hier ist er unverletzbar. Hier ist er in seinem Vaterland. Er umgab ihn damals, als er als Junge Kühe auf den Feldern vor Altenbruch hütete. In der Wüste findet er ihn wieder, genau so groß. In seinem Alter umgibt er ihn wieder, und als er zum Schluß gelähmt und blind in seinem Bett liegt, ist die Dunkelheit doch nicht so tief, als daß er nicht noch einmal die Sterne, einen nach dem anderen, über dem gleichen großen Kreis aufgehen sähe. In dieses Land nimmt Niebuhr Abschied, und hier liegt vielleicht in Wahrheit das Glückliche Arabien.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Quellenverzeichnis

1.

Carsten Niebuhr: »Beschreibung von Arabien«, Kopenhagen 1772.

Carsten Niebuhr: »Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern«, Erster Band, Kopenhagen 1774.

Carsten Niebuhr: »Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern«, Zweiter Band, Kopenhagen 1778.

Carsten Niebuhr: »Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern«, Dritter Band, herausgegeben von Gloyer und Oldshausen, Hamburg 1837.

Peter Forsskål: »Tankar om borgerliga friheten«, Stockholm 1792.

Peter Forsskål: »Flora aegyptiaco-arabica«, herausgegeben von C. Niebuhr, Kopenhagen 1775.

Peter Forsskål und G.W. Baurenfeind: »Icones Rerum Naturalium«, herausgegeben von C. Niebuhr, Kopenhagen 1775.

Peter Forsskål: »Resa till Lycklige Arabien. Dagbok 1761–63«, Uppsala 1950.

Johann David Michaelis: »Literarischer Briefwechsel«, Zweiter Theil, herausgegeben von Joh. Gottlieb Buhle, Leipzig 1795. Hierin der Briefwechsel zwischen Bernstorff und Michaelis, zwölf Briefe von von Haven an Bernstorff sowie von Havens »Tage-Buch über eine Reise von Suez nach dem Djebel el-Mokateb gethan vom 6ten bis 25sten September 1762«.

Aage Friis: Bernstorffske Papirer, I, Kopenhagen 1904.

Verschiedene zeitgenössische Zeitungen und Zeitschriften.

Weiterhin ungedruckte Briefe, Abrechnungen, Berichte, Tagebücher und andere Akten aus dem Reichsarchiv: Tydske Kancellis udenrigske afd. Alm. afd. Realia Litra A. 1756–68. Arabiske Rejser. Drei Konvolute.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

2.
B. G. Niebuhr: »Carsten Niebuhrs Leben«. Kieler Blätter III, 1816, S. 1–86.
Carl Christensen: »Naturforskeren Pehr Forsskål«, Kopenhagen 1918.
Henrik Schück: »Från Linnés tid. Petter Forsskål«, Stockholm 1923.
Leo Swane: »I. F. Clemens«, Kopenhagen 1929 (darin ein kurzer Hinweis auf G.W. Baurenfeind).
Dansk Biografisk Leksikon.
Fr. Buhl: Hist. Arkiv, Ny Rk., XI, 1884, S. 423.

3.
D. G. Hogarth: »The penetration of Arabia«, 1905.
Ed. Glaser: »Reise nach Marib«, 1913, SS. 129 ff.
Sir Rob. L. Playfair: »History of Arabia Felix or Yemen« 1859.
W. B. Harris: »A Journey through the Yemen«, 1893.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

21.80 (7

INHALT

I Sturm vor der Stille

1. KAPITEL *Den schwierigen Zeiten zum Trotz* 9
2. KAPITEL *Der Sturm* 67
3. KAPITEL *Ein Jahr in Ägypten* 107
4. KAPITEL *Nichts Neues vom Berge Sinai* 171

II Tausend und ein Tag

5. KAPITEL *Frühling in Tehama* 217
6. KAPITEL *Weshalb*
»Das glückliche Arabien«? 265
7. KAPITEL *Carsten Niebuhrs Heimfahrt* 343
QUELLENVERZEICHNIS 422

Ob 1158

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

D: Ob 1158

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

3/1
ULB Halle
001 643 673

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11

THORKILD HANSEN

REISE NACH ARABIEN

DIE GESCHICHTE
DER KÖNIGLICH DÄNISCHEN JEMEN-EXPEDITION
1761–1767

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-1192015415-01374514X-11